

2020/01



Literarisches Österreich

Zeitschrift des Österreichischen
Schriftsteller/innenverbandes

Liebe Kolleginnen, Kollegen und Lesende,

das vorliegende Literarische Österreich ist unsere erste Publikation in Corona-Zeiten. Als wir um Beiträge für das Heft 2020/1 baten, war von Covid 19 noch keine Rede, als Redaktionsschluß war, traten die ersten Fälle bei uns auf. Vermutlich hätte sich der Fokus etlicher der eingesandten Texte bei einem etwas späteren Redaktionsschluß auf die Pandemie ausgerichtet. Dies ist jedoch kein „Corona-Heft.“

Dennoch erlaubt die allgemeine Situation nicht, über Corona hinwegzugehen. Zu viele Menschen sind in Not geraten, zu viele Fragen können wir noch immer nicht beantworten, obwohl die Pandemie etwas geklärt hat: Wie sehr wir der sozialen Kontakte bedürfen. Der Mangel hat es bewußt gemacht.

Wie wird es weitergehen? Wir wissen es nicht. Wir wissen auch nicht, wie lang wir mit dieser Pandemie leben müssen, wie wir deren wirtschaftliche Folgen bewältigen werden. Schritt für Schritt ist angesagt und lernen. Nicht nur die Virologen, auch wir müssen lernen, müssen lernen, einen veränderten Alltag zu bewältigen und haben manches neu zu überdenken – auch als Schreibende.

Was tun wir, wenn wir tun, was wir tun, an einem Schreibtisch sitzen und schreibend unsere Welt im Kopf offenlegen, hautnah an der jeweiligen Gegenwart vielleicht oder als Gegenentwurf zur Welt, als Ode an die Freude oder Warnutopie, als dramatische Explosion oder besinnlich, lyrisch. Ändert das irgend etwas an der allgemeinen Situation?

Immerhin wir können dies: Auch wenn zu schreiben ein einsames Geschäft ist, ist es gleichzeitig ein Gespräch mit zum Teil weit Entfernten, nicht nur gegen die eigene Einsamkeit, sondern auch gegen die anderer. Ein Trotzdem meldet sich zu Wort, jenes gewaltige Trotzdem, das Viktor Frankl, Begründer der

3. Wiener Psychologischen Schule nach Freuds Psychoanalyse und Adlers Individualpsychologie, KZ-Überlebender, in seinem Buch *Trotzdem Ja zum Leben sagen* evozierte. Kunst, ebenso Wissenschaft haben einiges mit diesem Trotzdem zu tun, mit Widerstand gegen den Tod. Die Schrift als Bild, Text und Ton, verlängert das Leben über die eigentliche Lebenszeit hinaus, jede Erfindung, jedes Werk, jede klug durchdachte Theorie und unsere Erinnerungen tun das. Es ist ein Signal, eine sich vervielfältigende Botschaft an die Welt. Wir leben! Und von diesem Leben sprechen Schriftstellerinnen und Schriftsteller in die Zukunft hinein.

Marianne Leber

Inhalt

Editorial		3
Texte		
Elfriede Bruckmeier	Ein Irrtum mit Folgen	8
Manfred Chobot	Freiheit und Sicherheit	9
Johannes Diethart	„Patchwork“-Familie auf Patchwork-Urlaub	14
Johannes Diethart	Wann findet mein Hund endlich eine weibliche Leiche?	16
Martin Dragosits	Einfach so	19
Martin Dragosits	Entscheidung	20
Gerhard Eberstaller	Sandra	21
Sidonia Gall	Kein Platz zum Verweilen	24
Sidonia Gall	Zu Asche werden	25
Markus Grundtner	Nach Diktat verreist	26
Bernhard Heinrich	Das wohltemperierte Klavier	30
Bernhard Heinrich	Doch ein Erfolg	31
C. H. Huber	Der Karli	32
Renate Katzer	Großvater	34
Axel Karner	ein glas noch eine halbe stunde	35
Eva Kittelmann	Wahrnehmung	36
Wolfgang Mayer König	In der Mitte des Lebens stehen	37
Rudolf Kraus	alltagswunder [kreta]	38
Rudolf Kraus	vaters garten	39
Norbert Leitgeb	Abholversuch	39
Brigitte Pixner	Unter Tag	43
Gottfried Pixner	Neue Aphorismen	46
Georg Potyka	Der Zauberpapagei	46

Otto Hans Ressler	Die etwas eigenwilligen Gesetze des Kunstmarkts	50
Werner Stangl	„Sie“ – Ein Diskurs	53
Martin Stankowski	Gartenfund	58
Claudia Taller	„Ich habe mich geirrt“	63
Christa Maria Till	Marianna von Martines	66
Hannes Vyoral	in zar peters wunderkammer	70
Hannes Vyoral	moskwa, newa, donau	71
Josef Wagner	Stefan Bach	72

Neue Mitglieder

Josef Brodträger	Ruth liest	74
Dietmar Gnedt	Balkanfieber	76
Malina Marina Jankovic	32. Notizbuch	80
Gerald Jatzek	Ein Spiegel für Granada	80
Michael Kanofsky	Schönheit der Stalagmiten	82
Katharina Kutil	4 Sekunden	84
Renate Schiansky	Brieftauben im Garten	87
Christoph Temnitzer	Befeuern	89
Sascha Wittmann	Warum auch nicht	90

Jahrestage

Carl Orff	Elfriede Bruckmeier	94
André Gide	Klaus Ebner	96
Friedrich Nietzsche	Max Haberich	100
Joseph Roth	Max Haberich	106
Ludwig van Beethoven	Bernhard Heinrich	109
Theodor Fontane	Martin Stankowski	112
Johann Gottfried Herder	Martin Stankowski	117

Rezensionen

Neuerscheinung	Rezensent/in	
Georg Bydlinki, Mit Wörtern kann man vieles machen	Klaus Ebner	122
Manfred Chobot, Blinder Passagier nach Petersburg	Elfriede Bruckmeier	124
Klaus Ebner, Lose	Lisa Lercher	125
Herbert Eigner-Kobenz, Marchfelder Wortfieber	Max Haberich	127
Gerald Eschenauer, IRRglaube	Doris Kloimstein	128
Maria Gornikiewicz, Schall und Rauch	Elfriede Bruckmeier	129
Dietmar Grieser, Wien	Wolfgang Groiss	130
Wolfgang Groiss, Licht.Blicke	Brigitte Pixner	131
C.H. Huber, Die Vögel reden wieder miteinander	Sidonia Gall	132
Axel Karner, Die Zunge getrocknet / Jezik posušen	Klaus Ebner	134
Eva Kittelmann, Die Quadratur der Sinne.	Gottfried Pixner	136
Rudolf Kraus, lauter laute leisetreter	Bernhard Heinrich	137
Linda Kreiss, Ulto sulto – anders betrachtet	Dietmar Tauchner	138
Katharina Kutil, Still ist der Wald	Georg Potyka	139
Hilde Langthaler, Podium-Porträt 101	Max Haberich	140
Hilde Langthaler, Verwortungen	Max Haberich	141
René Laurer, Theoderichs Grab oder die doppelte Vertauschung	Martin Stankowski	142

Norbert Leitgeb, Beziehungs-Geometrie	Gottfried Pixner	144
Norbert Leitgeb, Feuereis	Hans Bäck	145
Annemarie Moser, Morgenlichtwind in den Pappeln	Ewald Baringer	146
Brigitte Pixner, Unterm grünen Regenschirm	Elisabeth Schawerda	148
Gottfried Pixner, Limericks & Co	Elisabeth Schawerda	149
Ingrid Schramm / Doris Kloimstein / Edwin Baumgartner, Nennen wir ihn Rumpelstilzchen	Max Haberich	150
Martina Sens, PoeSENSkalender	Wolfgang Groiss	151
Angelika Stallhofer, Adrian oder die unzählbaren Dinge	Elfriede Bruckmeier	152
Kurt F. Svatek, Auf der Rückseite des Mondes	Bernhard Heinrich	153
Kurt F. Svatek, Die Nichtwiedergutmachung	Bernhard Heinrich	154
Claudia Taller, Im goldenen Geäst	Martin Stankowski	156
Christa Maria Till, Impressionen aus dem Süden und Westen der Schweiz, Schnipsel einer Schreibenden III	Martin Stankowski	158
Boško Tomašević, Niemand, nirgends	Kurt F. Svatek	160
Cornelia Travnicek, Feenstaub	Clementine Skorpil	162
Jutta Treiber, Die knallbunte Couch, Na ja	Annemarie Moser	163
Peter Paul Wiplinger, Erinnerungsbilder	Helmuth Schönauer	164
Peter Paul Wiplinger, Schachteltexte. 2007-2016	Helmuth Schönauer	166
Peter Paul Wiplinger, Schachteltexte II 2017-2019.	Manfred Stangl	167

Aus dem Kreise der Mitglieder

Jubiläen, Auszeichnungen und Ehrungen		170
Abschiede		170
Nachruf Ingeborg Rinner	Bernhard Heinrich	171
Nachruf Prof. Dr. Peter Maria Schuster	Elisabeth Schawerda	172
Aus dem Verbandsbüro		174
Impressum		175

Texte

Elfriede Bruckmeier

Ein Irrtum mit Folgen

Vier Augen sehen mehr als zwei, so sagt man. Aber manchmal übersehen auch vier Augen einen Fehler, so geschehen bei der Erstellung einer Einladung zum Wirtshausgespräch. Platzreservierungen konnten unter der – falschen – Telefonnummer 02773/46304 (statt 46301) vorgenommen werden. Ein aufmerksamer Herr informierte uns über dieses Malheur. Ich gab die Kritik an die Graphikerin weiter, alle erschraken sehr und waren sicher, dass man sich bei der Inhaberin der „falschen“ Nummer entschuldigen müsse. Durch Knobeln wurde ermittelt, wer anrufen sollte, und natürlich traf es mich. Ich wusste auch, wem die Nummer gehörte: es war die schon lange pensionierte ehemalige Wirtin, Frau Knödler.

Schweren Herzens schritt ich zur Tat und begann das Gespräch so: „Frau Knödler, es ist mir unendlich peinlich...“, wurde aber sofort von der Dame unterbrochen: „Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen, ich genieße das! Ich war schon lange nicht mehr so glücklich. Täglich bekomme ich so vier bis sechs Anrufe. Ich sage den Leuten schon die richtige Nummer, aber so schnell lasse ich sie dann nicht aus! Sie müssen mir etwas erzählen, wenn ich sie kenne, wie es ihnen geht, und wenn sie Neubürger sind, wie es ihnen hier gefällt und so weiter. Auch ich erzähle ihnen Geschichten über den Ort, und alle hören interessiert zu!“

Wer hätte gedacht, dass aus einer Unachtsamkeit ein gutes Werk wird?

Elfriede Bruckmeier

P.S. Frau Knödler hat angerufen, es wäre jetzt wieder so furchtbar still um sie, und ob wir nicht alle zum Kaffeetrinken kommen könnten ---

Freiheit und Sicherheit

... abermals möchte ich meine Grundbedürfnisse zusammenfassen und präzise formulieren. Mein Bestreben im Leben zielt primär auf Freiheit, zumal Freiheit das höchste Gut jedes Menschen darstellt. Weder Macht noch Sex reichen bis hinauf zu den Sphären des Glücksgefühls, wenn Freiheit dem Gehirn induziert wird. Gelegentlich verneinen Hirnphysiologen zwar die Frage, ob es Freiheit überhaupt gibt, indem sie den freien Willen in Abrede stellen. Diese Ansicht weise ich entschieden von mir! Ich will Freiheit durch die damit verknüpfte Sicherheit konkret erfahren, und zwar ohne Eingrenzungen – für mich und meine Familie. Von diesem Ziel lasse ich mich durch nichts und niemand abhalten. Da ich an der Verlässlichkeit Gottes zweifle, tritt meine persönliche Freiheit an diese verwaiste Stelle. Um meinen Weg unbeirrt beschreiten zu können, bedarf es einer optimalen Sicherheit, denn ich bin nicht länger gewillt, sogenannte Sicherheitslücken im System hinzunehmen, daher erwarte ich mir von Ihnen, dass sie letztendlich und umgehend und vollständig geschlossen werden. Sicherheit ist der Schlüssel zur Freiheit.

Durch mein Zutun erringen Sie jede erdenkliche Freiheit, auch im Bereich Sicherheit sind Sie bei mir an der richtigen Adresse. Ich versichere Ihnen, alles zu unternehmen, was in meiner Macht steht! Meiner zugegebenermaßen bescheidenen Macht. Welche Freiheiten liegen Ihnen in erster Linie am Herzen?

Ich wünsche mir Freiheit und Sicherheit in allen Lebenslagen, ich habe es satt, mich immer wieder vermeidbaren Risiken auszusetzen, ich möchte mein Leben und meine Freiheit genießen in einer halbwegs freien Demokratie. Keinesfalls riskiere ich, mit einem Gleitschirm zu fliegen oder mit einem Fallschirm aus einem Flugzeug zu springen. Jeder Sport ist mit Gefahren verbunden, beim Radfahren oder Schifahren kann man stürzen und sich die Knochen brechen, genauso beim Eislaufen, dagegen hilft kein Schutzhelm, selbst Schwimmen habe ich mir und meiner Familie verboten, denken Sie nur daran, wie viele Menschen beim Baden oder Schwimmen ertrunken sind. Schiffe sind überhaupt eine Kreation des Teufels, dienen der Vernichtung von Menschen. Wie viele sind beim Versuch, das Mittelmeer zu überqueren, jämmerlich ertrunken? Zehntausende! Schwimmer scheitern an Erschöpfung. Der Mensch und das Wasser, insbesondere das Meer, passen nicht zusammen. Endlos ist die Zahl gesunkener Schiffe: Costa Concordia, Achille Lauro, Oceanos, Andrea Doria, Lakonia, Wilhelm Gustloff – nicht zu vergessen die Titanic.

Eine weise Entscheidung, Wasserfahrzeuge zu meiden, auch ich bevorzuge festen Boden unter den Füßen. Wegen der Klimaerwärmung weiß man nie, wie sehr das Wetter verrückt spielt. Sollte einmal in Ihrer Wohngegend ein Hochwasser aufgrund von sintflutartigen Regenfällen auftreten, sodass Flüsse aus den Ufern treten und Straßen sich in Bäche verwandeln, sind Sie bei mir dagegen versichert und Sie genießen die Freiheit, alle Schäden zu beseitigen. Womöglich besitzen Sie ein Haus nahe einer Küste, diesbezüglich müssten wir die Sicherheitsgarantie erweitern und den steigenden Meeresspiegel innerhalb der kommenden Jahre in Betracht ziehen.

Sie werden doch nicht ernsthaft glauben, dass ich ein Haus in Küstennähe besitze, da könnte ich mir gleich ein Schiff zulegen. Davon abgesehen, kann ich mir kein derartiges Haus leisten. Was ich mir leiste, das ist ein Wannenbad zum Entspannen nach den Mühen des Tages. Ich konsumiere die Freiheit, selbst einen Aufruf zum Wassersparen zu ignorieren. Jedoch könnte es leicht geschehen, dass ich ausrutsche – beim Hineinsteigen in die Badewanne oder beim Hinaussteigen – und mich ernsthaft verletzen, ich könnte mit dem Kopf gegen den Wannenrand schlagen, mir Arme, Beine und etliche Rippen brechen.

Ein Zwischenfall im Bereich Ihrer Wohnung wird durch das Paket „Unfälle im Haushalt“ abgedeckt. Natürlich müssen Sie selbst einen Beitrag dazu leisten und in der Wanne einen rutschfesten Belag verlegen lassen, desgleichen auf dem Boden Ihres Badezimmers. Jegliches Werkzeug müssen Sie strikt meiden, womöglich trennen Sie sich mit der Trennscheibe einen Finger ab oder gar ein Bein. Wir hatten Fälle, wo Menschen sich absichtlich eine Verletzung zufügten, um die Freiheit und Sicherheit einer Invalidenrente in Anspruch zu nehmen und ohne Arbeit über ein gesichertes Einkommen zu verfügen.

Sie können davon ausgehen, dass ich niemals einen Hammer, eine Zange oder einen Schraubenzieher in die Hand nehme. Deswegen mache ich mich auch nicht in der Küche wichtig, überlasse diesen Bereich meiner Partnerin, und ich nehme mir die Freiheit, mich nicht am Herd oder an einer heißen Pfanne die Finger oder den Unterarm zu verbrennen. Brandwunden hinterlassen grauenhafte Narben, die oftmals Jahrzehnte sichtbar bleiben. Diese Gefahr überlasse ich Waghalsigeren.

Damit bringen Sie mich zum nächsten Punkt: Brand. Sollte in Ihrer Wohnung ein Feuer ausbrechen, erlangen Sie durch mich die Sicherheit, Ihr Inventar sogleich neu beschaffen zu können, wobei ich betonen möchte, dass es diesbezüglich immer wieder zu Missverständnissen kommt, denn Ihr Mobiliar, Ihre Sitzmöbel, Ihre Tische und Sitzgelegenheiten, der Geschirrspüler, die Waschmaschine, Ihre Küchenge-

räte haben Sie schon einige Zeit in Gebrauch, wodurch sie unweigerlich Spuren von Abnutzung aufweisen. Manche Leute setzen ihre Wohnung selbst in Brand, um ihr altes Mobiliar zu entsorgen und durch eine neue Einrichtung zu ersetzen. Für eine derartige Freiheit fehlt uns das Verständnis. Im Fall eines Blitzschlags ersetzen wir Ihnen den Zeitwert, der mitunter nahe am Neuwert liegt, sofern das Inventar keiner groben Verbrauchsbelastung ausgesetzt wurde.

Blitze sind mein Kindheitstrauma. Durch mein Studium ist mir bekannt, dass ein Auto als Faradayscher Käfig wirkt, in den kein Blitz einschlägt, weil die elektrische Feldstärke im Inneren erheblich geringer ist – Details habe ich vergessen. Heutzutage dominiert Plastik im Autobau. Gilt unter diesen Umständen noch das Faradaysche Gesetz? Ein zusätzliches Problem ergibt sich dadurch, dass ich nicht auf Dauer mein Auto als Unterkunft nützen möchte.

Seien Sie unbesorgt, Schäden durch Blitzschlag werden von uns abgedeckt. Einmal bearbeiteten wir einen Schaden, nachdem ein Blitz durch ein geöffnetes Fenster in die Wohnung eindrang und Stromleitungen zum Schmelzen brachte. Sofern Sie sich die Freiheit nehmen, sich einen tragbaren Feuerlöscher zu besorgen, befinden Sie sich bei jeder Entzündung auf der sicheren Seite.

Wie kann ich mich im freien Gelände vor einem Blitz schützen? Einen mobilen Blitzableiter an meinem Körper befestigen? Erst unlängst wurde eine Reiterin mitsamt ihrem Pferd getötet, als ein Blitz in einem nahe gelegenen Baum einschlug. Was mich betrifft, beanspruche ich die Freiheit, mich auf kein Pferd und kein Fahrrad zu setzen. Dennoch mache ich mir Gedanken, wenn ich erfahren muss, dass ein Blitz die Kette eines Fahrrads zum Schmelzen brachte, wodurch die Radfahrerin von ihrem Rad geschleudert wurde. Wäre sie nicht so gleich tot gewesen, hätte sie zweifellos der Sturz umgebracht. Die Rettungskräfte fanden sie unter einem Baum und konnten nur noch ihren Tod feststellen. Angenommen, ich wäre an der Stelle des Baumes gestanden. Meine Freiheit als Fußgänger wird auf ein Minimum reduziert!

Eine Lebensversicherung garantiert Ihren Hinterbliebenen die Freiheit, von Ihrem Ableben zu profitieren. Wogegen Ihre Haushaltsversicherung Ihnen jegliche Freiheit und Sicherheit vor Einbruch und Raub gewährt. Sie können sich getrost auf uns verlassen, sogar dann, wenn andere Sie längst verlassen haben. Allerdings legen wir darauf Wert, dass Sie die Eingangstür Ihrer Wohnung mit einem Sicherheitsschloss sichern.

Selbstverständlich verfügt meine Eingangstür über ein Sicherheitsschloss. Benötige ich mehrere Sicherheitsschlösser, um meine Sicherheit zu potenzieren

und einen Einbruch nachhaltig zu verhindern? – Was ist eigentlich das Gegenteil eines Sicherheitsschlusses? Ein Unsicherheitsschloss?

Sie sind in jeder Lebenslage zum Scherzen aufgelegt. Ein Charakterzug, der vielen Menschen abhandengekommen ist. Allgemein sind für Sicherheitsschlösser mehrere Zubehaltungen kennzeichnend, die individuell dem Sperrcode entsprechend zum Öffnen gebracht werden müssen, damit der Riegel betätigt werden kann. Ein Zylinderschloss gewährt erst dann eine deutlich erhöhte Sicherheit, wenn es über eine ausreichende Einbruchsicherheit, Aufsperrsicherheit, Abtastsicherheit, Nachschließe-sicherheit und Schlüsselsicherheit verfügt. Dennoch würde ich Ihnen zusätzlich zu einer Alarmanlage raten, die nicht nur Eingänge und Fenster sichert, sondern sich außerdem auf Kellerfenster, Balkontüren und dergleichen erstreckt. Unsere Lobbyabteilung arbeitet intensiv daran, damit endlich ein Gesetz verabschiedet wird, das den Staat sowie die Bundesländer verpflichtet, jedem Haushalt eine Alarmanlage zu finanzieren. Ungeduldig erwarten wir die nächsten Wahlen, bis dahin sollte ein allumfassendes Sicherheitsbewusstsein in den Köpfen der Bürger verankert sein.

Wiewohl mir meine Freiheit gestattet, unter einer Vielzahl von Deodorants zu wählen, reduziert sich meine Freiheit dennoch, sobald ich die Sicherheitslücke bedenke, dass mich mein Deodorant von einer Stunde auf die andere im Stich lässt. Ich bin kein Egoist, der die Freiheit seiner Mitmenschen gering achtet. Sie haben es nicht verdient, von meinen Missdüften behelligt zu werden.

Wie Ihnen vermutlich bekannt ist, stellt unser Institut entsprechende Richtlinien zur Verfügung, um außergewöhnliche Vorkommnisse einer Lösung zuzuführen. Wir gewähren Ihnen die Freiheit, dieses Dokument zu lesen, empfehlen Ihnen allerdings, eine Lupe zur Hand zu nehmen, um Ihre Augen keiner sinnlosen Belastung auszusetzen. Bedauerlicherweise können wir unsere Geschäftsordnung nicht in einer Schriftgröße verbreiten, die Sehschwache bevorzugt, ein derartiges Vorgehen würde gegen den EU-Gleichheitsgrundsatz verstoßen. Außerdem: Wer liest schon hunderte Seiten, wenn es sich um keinen Krimi handelt.

Viren und Trojaner attackieren meinen PC und reduzieren meine Freiheit, im Internet nach Herzenslust zu surfen. Ich bin ein Gefangener der digitalen Welt, wenn ich erfahre, dass Conficker weiter wurmt? Rasend schnell verbreitet sich der Schädling in Netzwerken und ist in der Lage, Schadsoftwaremodule auf befallenen Rechnern nachzuladen. Oder jemand blockiert meine Festplatte und fordert Bitcoins von mir, damit ich wieder Zugang zu meinen Dateien erlange. – IT-Giganten und Staaten sammeln meine Daten. Sie wissen alles über mich, und sie erklären mir, dass dies nicht in ihrem eigenen Interesse geschieht, viel-

mehr unterziehen sie sich der Mühe lediglich zu meinem persönlichen Vorteil. Mir verbleibt die Freiheit, sämtliche Festplatten zu löschen und sie vom Netz zu nehmen, um nicht immer und überall und andauernd überwacht zu werden.

Unser IT-Spezialist wird Ihren PC auf Herz und Nieren überprüfen. Ich werde ihn sogleich verständigen. Wie Sie unschwer erkennen können, schnüre ich fortwährend an Ihrem Paket.

Sie sprechen von Herz und Nieren: Meine Gesundheit belastet mich, am liebsten würde ich dieses Thema aus meinem Kopf tilgen. Meine Freiheit wird maßgeblich beeinträchtigt, zumal nicht radikal gegen Rinderwahn, Vogelgrippe und Pandemie vorgegangen wird. Wie man weiß, sind auch Zecken höchst gefährlich.

Unser Vertrauensarzt, ein staatlich geprüfter Medizinalrat, rät Ihnen dringend, Ihre Freiheit voll auszuschöpfen und sich impfen zu lassen. Lassen Sie sich nicht impfen, liegt das in Ihrem Ermessen, und Sie spielen Roulette mit Ihrer Gesundheit.

Wenn ich Sie richtig verstanden habe, können Sie mir demzufolge keine makellose Freiheit durch eine allumfassende Sicherheit garantieren?

Wie wir in Erfahrung bringen konnten, sprang der Versicherte mit dem Kopf voraus – einem Turmspringer gleich – nicht ins Wasser, sondern landete auf dem Asphalt der Straße vor seiner Wohnung. Einmal in seinem Leben wollte er die Freiheit zu fliegen voll auskosten. Endlich fliegen, da ihm das Leben allzu gefährlich erschien. Die Versicherung verweigerte die Auszahlung der Lebensversicherung, rechtfertigte sich dahingehend, dass im Vertrag ausdrücklich und kleingedruckt darauf hingewiesen wurde, sollte der Versicherte selbst Hand an sich legen, der Anspruch auf die Prämie erlischt. Das Argument der Erben, dass der Versicherte nicht selbst Hand an sich legte, hingegen um Freiheit zu erfahren, aus einem Fenster geflogen ist, wurde abgewiesen.

„Patchwork“-Familie auf Patchwork-Urlaub

Von Adam Ries alias Riese habe ich gelernt, dass $1 + 1 = 2$ ist. Besser hätt' ich's selber auch nicht sagen können. Und so erleichtert mir diese hohe Mathematik schon mein ganzes Leben lang das Leben. Nach diesem Rezept weiß ich, dass nach dem ersten Schuh, den ich mir angezogen hab, noch ein zweiter kommen muss, da ich noch meine zwei Füße hab, auch wenn der Hund selbigen, den Schuh nämlich, zum Behufe der Benagung hinaus auf die taunasse Wiese verschleppt hat.

Auch beim Zusammenleben der Menschen spielt diese Zauberformel $1 + 1 = 2$ eine nicht zu unterschätzende Rolle. Dazu kommt auch die Physik zum Tragen. Sie wissen schon. Plus und Minus ziehen einander an. So intensiv, dass man Plus und Minus oft gar nicht mehr auseinanderkletzeln kann. Ein richtiger Wirbelwind. Und jetzt verrät ich Ihnen ein Geheimnis. Aus dem Wirbelwind kann ein klammeraffenartiges Gebilde entstehen, daraus dann ein Gehopse, das vielleicht der körperlichen Ertüchtigung und Entspannung dient. Begleitet wird diese Ertüchtigung oft durch dissonante Gesänge, die einem Schlußpunkt zustreben und dann schlagartig aufhören.

Dieser Sport wäre ja an und für sich nichts Besonderes, wenn hier nicht wieder die Mathematik ins Spiel käme. Aus $1 + 1 = 2$ entwickelt sich im Laufe der Zeit oft die Formel $1 + 1 = 2 + 1 = 3$. Für gewöhnlich jedenfalls.

Aber wir beobachten auch immer wieder, dass aus $1 + 1 = 2 + 1 = 3$ sich die Formel $1 + 1 = 2 + 1 = 3 - 1$ entwickeln kann. Wir haben es hinter uns: $1 + 1 = 2$, die Weltformel, ist wiederhergestellt. Aber, Achtung: Die beiden Einser müssen nicht die ursprünglichen Einser sein. Somit haben wir (im Anglo-Quacksprech gesagt), eine „Patchwork“-Formel vor uns.

Lassen wir doch endlich die sprichwörtliche Katze aus dem Sack (die Neunjährigen sind ja schon in der Heia): Mann A hat mit Frau B ein Techtelmechtel, woraus Kind c entsteht. Frau B gibt dem Mann A den Weisel = gleich Bschistara und zieht mit Kind c zu Mann D. Und dieser Mann D kommt mit Kind e: Die „Patchwork“-Familie ist geboren. Eine richtig liebe Fleckerlteppich-Familie.

Wie alle Familien, will natürlich auch eine Fleckerlteppich-Familie auf Urlaub fahren. Als Binnenlander natürlich ans Meer. Da liegt für einen Bergdeutschen Italien nahe. Oder Slowenien. Oder Kroatien. Also sind $A + C + a + c$ ans Meer unterwegs. Meereshungrig. Schwimmsüchtig. Autobahnmüde.

Zu den todsicheren Imponderabilien des Autofahrens gehört heutzutage der Stau, weil schlauerweise alle gleichzeitig einem bestimmten Ziel zusteuern. Deswegen Gründe, die des Staus nämlich, wenn er vorbei ist, man meistens beim besten Willen nicht mehr ergründen kann.

Zwangsläufig schaut also Mann D miesmutig auf den blechernen Tatzelwurm, der sich da vor ihm wie aus heiterem Himmel gebildet hat, weil ihm die Luft ausgegangen ist. Verflixt und zugenäht. Zugenäht und verflixt. Frau B + a + c schauen ins Narrenkastl. Nein, nicht schon wieder!

Und da ein Unglück selten allein kömmt und das Gesetz der Serie immer wieder akut wird, um sein Lebensrecht zu beweisen, strebt auch eine andere Familie, ob patch oder nicht, wie Hunderte andere an diesem Tag in dieselbe Richtung wie D + B + a + c.

Soviel sei verraten: Mann D hat einen technischen Beruf. Hat also ein Nahverhältnis zu Mathematik und Physik. Und dieses technische Wissen lässt bei ihm die Grausbirnen aufsteigen und die Alarmglocken läuten. Weiß er doch, dass nach den Gesetzen der Physik kein Körper gleichzeitig an Stelle eines anderen sein kann. Denn das gibt es nur im Märchen. Oder bei einem Wunder. Aber darauf will er sich nicht unbedingt verlassen.

Es fährt da, wie er im Rückspiegel mitansehen muss, und ohne, dass er das Weite suchen kann, ein Lieferwagen mit der Zwangsläufigkeit einer antiken Tragödie ungebremst auf sein Vehikel zu. Das Krachen des Aufpralls, das Geräusch des gemarterten Blechs und der Aufschrei der Insassen war wohl auch im Himmel zu hören.

Doch der Himmel hat ein Einsehen mit der Fleckerlteppich-Familie. Er hat den Wagen zwar von dem „Kontrahenten“ zu einem Totalschaden zermerschern lassen, dann aber hat ein Erzengel schützend seine Hand über sie gehalten, das Gepäck im Kofferraum als schützendes Prellbock werken und sie mit ein paar Faustwatschen ins Genick (die Fachleute sagen Schleudertrauma dazu) und einer Gehirnerschütterung noch ganz gut davonkommen lassen.

Die slowenische Polizei hat eine weitere „Patchwork-Verschörung“ aufgedeckt. Da fährt ein rumänischer Zigeuner (ich kann leider nicht sagen, ob es einer von den Sinti oder einer von den Roma war), der in der Schwyz ansässig ist, in einem in Italien gemeldeten Auto in Slowenien das Auto eines Bergdeutschen zu Schrott.

Eine „Patchwork“-Familie auf „Patchwork“-Urlaub. Plantschen im Mittelmeer allein wäre zu wenig gewesen. Abenteuerurlaub der anderen Art war angesagt.

Wann findet mein Hund endlich eine weibliche Leiche?

Halten Sie mich bitte ja nicht für extravagant, dass ich mich auf eine weibliche Leich versteif. Jedenfalls hab ich in meiner Naivität lange Zeit glaubt, dass eine weibliche Leich schöner is als eine männliche Leich, bis ich dann im Fernsehen fürchterlich zug'richtete weibliche Leichen g'sehn hab. Da ist mir dann sozusagen der Appetit nach weiblichen, aber auch nach männlichen Leichen vergangen. Ehrlich! Hand aufs Herz!

Nur nicht anstreifen bei einer Leich, hab ich mir g'sagt, egal ob weiblich oder männlich. Das is nur was für einen „koidn Kirurgn“, wie meine Wiener Freunde (oder einheimischer: Meine Weana Freindaln und Hawara) einen Pathologen zu nennen pflegen, für den „a zerfallane Leich des is, wos fiarunsaran am Sunntoch 's Bradl is!“ Kennst di aus, Reisinger?

Soweit also meine Frauenleichng'schichtn. Dabei hab ich letzte Wochen von einer weiblichen Leich träumt! Echt! Schmähhohne!

Ich bin da außer obligo, den schuld war da mein Hund, jawohl, mein schnüffelfreudiger Hund! Ich bin zu dieser Leich kommen, wie die sprichwörtliche Jungfrau zum Kind (Sie erinnern sich ja noch an ihren Religionsunterricht, oder? Jedenfalls is es der heilichn Maria so gangen und von daher hat ma in unserer Gegend den Spruch) ...

Aber er soll Ihnen selber brandheiß von meiner ersten N-a-c-k-e-r-t-e-n erzählen:

Jedenfalls ist es die erste und auch die letzte richtige Nackerte g'wesen, die mir in meinem bisherigen Leben so hautnah unterkommen is.

Nackerte begegnen einem nicht unbedingt jeden Tag. Nackerte pflastern also nicht so mir nix, dir nix unsern Weg.

Am Anfang war das Schnüffeln. Das genüßliche Schnüffeln durch die Botanik. So fängt jedes Hundemärchen an. Und dieses Schnüffeln hat mich nicht durch die Wüste und nicht durch das Rote Meer, sondern im „Donaufeld“ durch einen Marillengarten hin zur Weingartenhütte, die dem Trautsamwieser Toni ghört, geführt. Und was fällt mir zwischen Haxlheben und schnüffel-schnüffel ins verklarte Hundeaug? Von meinem Frauerl weiß ich, was ein appetitlicher Frauenpopo ist. Ganz in Ehren, versteht sich. Ästhetisch-künstle-

rische Aspekte, würd ich sagen. Wie aus einem Kunstkatalog. Irgendeine fesche Venus halt. Keine Hintergedanken. Solch appetitliche Rundungen glänzen aus der halbgeöffneten, windschiefen Hüttentür hervor, ein zartes Kleiderl ein wenig verschoben in Richtung Genußhöhe. Ich wunder mich, dass ich Schnüffler mich nicht aufreg. Und Aufregung heißt im Hundleben bellen, bis die Stimmbänder glühn! Ich seh, dass schön langsam Schweißtropfen auf meines Frauerls Stirn z'sammrinnen.

Ich lass' es da nervös herumwatscheln und schnüffl mich an der vermeintlichen „Leich“ vorbei ins Hütteninnere. Nichts von Interesse für einen Schnüffelhund. Kein Menschengeruch. Kein Mäuseduft. Nur eine rostige Schaufel, eine ebenso rostige „Scheibtruchn“ voller halbverrotteter Marillenkerne und ein Rad ohne Luft in Reifen, eine halbverfaulte stinkige Matratze. Dazu eine leere Weinflasche, staubig, in fetzigen Spinnweben gefangen. Das Etikett nicht mehr lesbar. Schad drum.

Mein Frauerl hat es sich überlegt. Es will noch einen Blick auf die Schöne werfen. Sie muß einfach schön sein, wenn der Popo allein schon so schön ist. Ob das immer so ist? Ich hab schön langsam meine Zweifel. Denn sehr oft verspricht der Popo mehr, als das Gesicht einer Frau dann halten kann — und umkehrt. Und erst mit der Intelligenz! Wie oft sind die Rundungen des Gehirns viel schwächer ausgebildet als die Rundungen des Popos!

Es kommt halt drauf an, was einem Mann an einer Frau wichtiger ist. Aus hündlicher Sicht würd ich sagen: Beides zusammen wär nicht schlecht. Aber dann hör ich wieder, dass viele Männer Angst vor Frauen haben, die schön und dgscheit sind. Sagt zumindest mein Frauerl. Als Frau. Und eine Frau muss das ja wissen. Vielleicht aus eignier schmerzvoller Erfahrung.

Zurück zu unserer schönen Leich: Es gibt, wie gsagt, noch keinen Verwesungsgeruch. Aus der Sicht meines Frauerls. Sicht ist gut. Nach der Nase meines Frauerls. Und wir Hunde wissen ja nur zu gut, was für höchst bescheidene Nasentiere die Menschen sind.

Frisch gmeuchelt also? Der zweite vorsichtige Blick führt es in eine andere Dimension: Verdammte Schaufensterpuppe ohne Oberteil. Vom Nabel aufwärts gähnende Leere. Und viel Platz für Phantasie. Kein schöner Busen, kein kuschungriger Mund. – Eigentlich schad. Soviel also zu meiner, seiner, unserer ersten Leich. Einen Mann müsst so ein Anblick noch viel mehr treffen, mein ich halt. Denn inzwischen kenn ich ja auch die Männer näher. Denn die zieht's ja wie mit einem starken Magneten hin zu allem, was schöne weibliche Run-

dungen hat. Am besten in appetitliche Reizwäsch verpackt! Da soll's ja oft richtige Obsessionen bei den Männern geben. Aber nicht weitersagen, dass ich das auch schon weiß. Sonst glaubt mein Frauerl vielleicht noch, dass ich ein kleiner Spechtler und Lustmolch bin, der nur auf appetitliche weibliche Nackerbatzerln aus ist.

Im nachhinein ist das Frauerl jedenfalls froh, dass es sich den ganzen Zirkus mit der Polizei, dem Leichenwagen und der Ausfratschlerei beim Heurigen erspart hat. Ruhe ist auch in der weinbergfröhlichen Wachau durchaus die erste Bürgerpflicht. Nur beim feuchtföhlichen Pfarrfasching und beim Feuerwehrfest können die Leut zeigen, was an Verrücktheiten in ihnen steckt.

Eine echte Leich, die wir dann gsehen haben, war die einer von einem Traktor der Marke Steyr überfahrenen Krot, plattgewalzt wie ein Bügelbrett und sehr, sehr tot. Und nackt. Und nicht mehr schön. Das Kennzeichen hab ich mir leider nicht gmerkt. Das vom Traktor.

Zur Stärkung hat das Frauerl diesmal zu einem Vierterl Grünen griffen. Da ist wenigstens das drin, was draufsteht.

Mein Frauerl hat dann auch noch einmal nachfragt beim Heurigen: Seit Menschengedenken hat es in Weißenkirchen in der Wachau keinen Mord gegeben. Auch von einem Flitzer oder von einer Flitzerin hat man hier zu Lande noch nie etwas vernommen. Und wenn, dann nur aus dem Glotzer. Ist der Ort deswegen reif für den Friedenspreis des österreichischen Weinhandels? Auf jeden Fall kann Rückständigkeit auch durchaus ihr Gutes haben, mein ich halt als kleiner wedelnder Provinzler.

Martin Dragosits

Einfach so

Das Leben ist ein Spiel
in dem wir versuchen
möglichst lange
aufrecht zu gehen

Die Zeit läuft nicht
und trotzdem
holt sie uns ein

Der Kopf
sechs Kilo schwer
hält dagegen

Wir können
mit ihm lachen
denken und sagen
es sei nur ein Spiel

Unsere Haut
die Haare der Bauch
jedes Detail

ginge uns nichts an
als löge der Spiegel
mit Absicht

Unsere Zeit
sie ist geborgt
wir geben sie
jeden Tag zurück

und trotzdem
können wir
an guten Tagen lachen
als sei es ein Spiel

Martin Dragosits

Entscheidung

Ich weiß keinen
besseren Weg
als den der Vernunft

Das Gefühl
es ist ungewiss
die Logik
unbarmherzig
das Glück
unberechenbar
alles zusammen
ein Haufen
dem ich nicht traue

Das Gefühl bleibt
unbestimmt
die Logik
uneinsichtig
das Glück
verlässt einen
sicher wieder irgendwann

Nur mit der Vernunft
bleibt man dauerhaft
im Gespräch

Sandra

Sie war ein bildhübsches Mädchen von 18 Jahren, mit langen blonden Haaren und grünen Augen, das viel lachte. Aber nun der Reihe nach.

Im Frühling des Maturajahres unternahm unsere Klasse einen Ausflug nach Carnuntum. Unter anderem spielten wir Fußball in einem der beiden Amphitheater. Die parallele Mädchenklasse – Koedukation war noch nicht üblich – kam nach einem Besuch im Museum Carnuntinum im Bad Deutsch Altenburg vorbei. Die Mädchen schauten uns mit wenig Interesse zu, aber wir waren ohnedies fast schon am Ende des Spieles angelangt. Das Wetter war bereits sommerlich und jemand aus unserer Mitte war auf die Idee gekommen, in dem träge dahinfließenden Flussarm der Donau zu baden. Niemand hatte Badesachen mit. „Ach was“, meinte einer unserer Kollegen, „wir baden nackt“. Er trug die Idee weiter zu den Mädchen, und einige von ihnen waren bereit mitzumachen. Aber leider drang die Nachricht auch zu Professorenohren und unser Klassenvorstand, der den Ausflug nach Carnuntum arrangiert hatte, ließ uns der Reihe nach antreten. „Sind Sie denn wahnsinnig“ schrie er, „was fällt Ihnen denn ein“. „Wir sind gar nicht wahnsinnig“, ließ sich einer aus unserer Mitte vernehmen, „wir haben doch bei Cäsar gelesen, dass die Germanen nackt badeten“. „Ja sind Sie denn ...“ schrie der Professor, ohne hinzuzufügen, was wir denn nun eigentlich seien. „Was meinen Sie, Frau Kollegin“ sagte er lautstark zur hinzugekommenen Professorin der Mädchenklasse. Doch diese zeigte eine gleichgültige Miene und zuckte nur mit den Schultern. Gleichwohl, der Badetraum war zerronnen. Sandra, die ich nur wenig kannte – wir hatte ein paar Mal über Bücher geplaudert – ging an mir vorbei, streifte mich fast und sagte: „Schade“, lachte dabei sehr vergnüglich und zog eine Haarsträhne in ihren Mund. Ich schlief schlecht in der folgenden Nacht, wachte ein paar Mal mit leichtem Seitenstechen auf und glaubte einmal grün leuchtende Augen auf mich gerichtet zu sehen.

Die Wochen der Maturavorbereitung und schließlich die Matura selbst ließen den Ausflug nach Carnuntum letztlich belanglos erscheinen. Sandra traf ich erst wieder bei der gemeinsamen Feier aller Klassen im großen Festsaal. Sie erwähnte, dass sie in wenigen Tagen nach Paris reisen werde, um einen mehrmonatigen Kurs in Französisch zu besuchen. Als ich erwiderte, dass ich ebenfalls nach Paris fahren wolle, sagte sie „Ach so“ und es klang eher gleichgültig. Ich versuchte meine Enttäuschung zu verbergen, aber was hatte ich erwartet?

Immerhin teilte sie mir ihre Pariser Adresse und Telefonnummer bereitwilligst mit. Mein Entschluss nun nach Paris zu fahren, war übrigens ganz plötzlich gekommen.

Mein Freund Harry und ich hatten schon seit längerer Zeit einen Paris-Aufenthalt geplant. Ich rief Harry an, und wir kamen überein, in wenigen Wochen loszufahren.

Das von uns gebuchte Hotel lag in einer kleinen Nebengasse bei den Markthallen. Harry war es zu primitiv und er bezog einige Gassen weiter ein anderes Logis. Mein Zimmer befand sich im vierten Stock, zu dem man auf einer Wendeltreppe hinaufstieg. Es war ein kleiner Raum mit einem nach oben hin länglichen Fenster. Als ich das Wasser aufdrehte, konnte ich es nicht mehr abdrehen und musste den Concierge holen, der den Wasserhahn mühsam reparierte. Als ich als nächstes den Kasten öffnete, flogen mir Polster entgegen. Wie ich am nächsten Morgen feststellen muss, begann vor 5 Uhr früh das laute Treiben auf dem Markt.

Als ich Sandra das erste Mal anrief, klang ihre Stimme sehr erfreut, wenn auch nicht mit dem Enthusiasmus, den ich erhofft hatte. Als wir uns dann trafen, umarmten wir einander herzlich, wenngleich dies mehr einer geschwisterlichen Umarmung glich.

In den folgenden Tagen streiften wir von Museum zu Museum, besuchten mehrmals den Louvre, begeisterten uns an den Impressionisten im Musée du Jeu de Pomme, bestaunten im Musée de Cluny vor allem die alten Gobelins und im Musée Rodin die Skulpturen in ihrer faszinierenden Bewegtheit. Am Boulevard Montmartre suchten wir das Musée Grevin auf, das berühmte Panoptikum mit seinen lebensgroßen Wachsfiguren, vornehmlich in historischen Gruppen und vor allem die Geschichte von Paris betreffend. Mit leichter Beklemmung blickten wir auf die in Wachs geformte Welt, die uns wie ein erstarrter Abglanz des Lebens umfing. Wieder im Freien brauche ich einige Momente, bis das seltsame Gefühl der Zeitlosigkeit verschwand. Sandra merkte es und sagte lächelnd, dass sie keine Wachsfigur sei. Und küsst mich ganz leicht auf den Mund. Ab diesem Moment gingen wir fast nur noch Hände haltend durch Paris, wobei Harry etliche Exkursionen mit uns mitmachte. Er wollte unbedingt auf den Friedhof Père-Lachaise, wollte unter anderem die Gräber von Bizet, Chopin, Molière und Oscar Wilde sehen. Sandra und ich waren trotz unseres Interesses gar nicht angetan vom Besuch des Friedhofes, der mit seinen steinernen Monumenten die Unerbittlichkeit des Todes so krass vor Augen führte. Fast widerwillig folg-

ten wir Harry auf den Friedhof am Montmartre – auch hier Grabstätten weltberühmter Künstler – der aber im Unterschied zum Steinemeer fast idyllisch wirkt. Wir blieben am Montmartre und gingen zu dritt in ein Lokal, in dem zwei etwas abgetakelte Sängerinnen mit verlebten Gesichtszügen, begleitet von einem Akkordeonisten Chansons und Valses Musettes singen. Wir tranken viel Rotwein und Sandra und ich küssten uns ungezählte Male.

Am Morgen stand mein Entschluss fest. Ich verlängerte meinen Aufenthalt um eine Woche, zog aus meinem Hotel aus und in jenes ein, in dem Harry logierte, in ein gemütliches helles geräumiges Zimmer mit Dusche.

Wir gingen jeden Abend aus, meist zu dritt und besuchen unter anderem diverse Revuetheater und Music-Halls, wie das Casino de Paris, das Moulin Rouge, das Olympia, den Lido und schließlich auch die Folies Bergère.

Wir trafen uns vor dem Eingang des berühmten Amüsiertempels. Als wir unsere Mäntel bei der Garderobe abgaben, fiel mir auf, dass Sandra auch eine kleine Tasche deponierte. Sie wird doch nicht, schießt es mir durch den Kopf, aber ich verdrängte das Wunschdenken. Die Aura des berühmten Revuetheaters mit seinem Wandelgang – in der Zeit der Belle Époque Rendezvousplatz einer vielschichtigen Lebewelt – und dem prächtigen rondeauförmigen Theatersaal, in dem etliche Weltberühmtheiten aufgetreten sind, nahm uns gleich gefangen. Die Revue, die wir zu sehen bekamen, war von verschwenderischer Ausstattung. Großteils traten fast nackte Frauen auf, unterbrochen von einigen artistischen Darbietungen. Bei allem Glanz, es war eine Welt von gestern, die sich hier auf-tat.

Sandra, die sich mehr und mehr an mich anlehnte, biss mich sanft in das rechte Ohrfläppchen und flüsterte: „Ich komme heute zu dir“. Allzu überrascht war ich nicht, hatten wir uns doch in den vergangenen Tagen dauernd geküsst.

Als wir im Hotel ankamen, sah der Concierge nur kurz auf und nickte betont freundlich. Sandra, die kurz in der Duschkabine verschwunden war, stand plötzlich ganz nackt vor mir. Um den Hals und am linken Fußknöchel trug sie jeweils ein goldenes Kettchen. Ich habe sie offenbar angestarrt, geradezu be-rauscht von ihrem Anblick, denn sie lachte herzlich auf und sagte, während sie die Arme um mich schlang: „Ich gefalle dir offenbar“. Mir fiel sogleich ihr lichtbrauner Teint auf, und das verhinderte Baden in Carnuntum ein. Sandra half mir über kleine Anfangsschwierigkeiten rasch hinweg, und wir liebten uns mit einer immer rasender werdenden Leidenschaftlichkeit.

Wir waren danach rasch eingeschlafen. Es muss gegen Morgen gewesen sein – die ersten Sonnenstrahlen waren schon durch die grünen Jalousien gedrungen – als ich sie tief schlafend und ganz an mich angekuscht fand. Nun hatte sie fast ein kindliches Gesicht, in das einige Haarsträhnen fielen. Ein schlimmes Kind, das nach dem Herumtollen eingeschlafen ist, schoss es mir durch den Kopf und das stimmte auch irgendwie. In der Früh warf sich Sandra dann über mich, und ich stellte später fest, dass sich auf meinem Körper rote Lutscheflecken gebildet hatten.

Ich verlängerte meinen Pariser Aufenthalt ein zweites Mal und Sandra kam immer wieder in mein Hotel kam.

Sie hat in Deutschland studiert. Unsere anfangs sehr leidenschaftlichen Briefe wurden mit der Zeit seltener und hörten schließlich ganz auf. „Deine Sandra“ stand immer am Schluss. Das ist alles Jahrzehnte her.

Sidonia Gall

Kein Platz zum Verweilen

Hier möchte ich länger verweilen, dachte sie.

Endlich ein weiter Blick über das Meer. Die enge Felsenstrecke ist überwunden und weit ausgebreitet liegt tief unten die Bucht. Doch ein Schritt nur weg vom Straßenrand, wo trockengelbe Grasbüschel sich gegen das verfließende Blaugrau von Wolken und Himmel abheben, beginnt der Abgrund. Hier ist der höchste Teil der Küstenstraße, steil aufragend über dem schimmernden Wasser.

Sie stieg aus dem kleinen Wagen, ging ganz nahe an den Rand der schmalen Straße und drückte ihre Fußspitzen in das niedrige Gebüsch über dem Abgrund. Einen Moment lang startete sie in die Tiefe, dann trat sie zurück und lehnte sich an das Auto.

Erst jetzt ließ sie ihre Blicke langsam über die aufgewölbten Ränder der Bucht und das glitzernde Meer bis hin zum Horizont gleiten. Jeder einzelne dieser verschiedenen hellen Sinnesreize setzte in ihr Energieimpulse frei, die so stark durch ihren Körper gingen, dass es ihr vorkam, als würde sie vom Boden abheben.

So ähnlich erging es ihr immer wieder, auch abseits spektakulärer Landschaften, wenn sie etwa kurz nur einige Vögel in gewundenem Flug in der Luft sah.

Die pulsierende Leichtigkeit, die Weite und das Licht ließen in ihr eine Kraft hochsteigen, die ihr das Gefühl gab, selbst fliegen zu können.

Entfernungen, Tiefen und Weiten erschienen dann leicht überwindbar und übten eine unerklärliche Anziehung auf sie aus.

Doch hier, am höchsten Punkt der Küstenstraße, mit der unvergleichlich schönen Aussicht, ist kein Platz zum Verweilen. Nicht einmal zwei Fahrspuren, dahinter steilaufragender Fels, davor ein Abgrund. Eine Engstelle, die es zu überwinden gilt, wie alle Engstellen, – zwischen Klippen, zwischen ungewissen Möglichkeiten, zwischen Leben und Tod.

Um verweilen zu können, müssen davor schon lebbare Entscheidungen getroffen worden sein. Nicht wie hier, zwischen Felsen, Bucht und Meer, zwischen Straße und Gras, Auto und Himmel, wo alles auf einmal da ist, wo die Summe begeistert und die Sinne aufwirbelt, aber fast immer eines das andere ausschließt. Enge und Weite, Abgrund und flacher Strand.

Direkt zu erleben ist aber immer nur eines davon. Und jeder Moment grenzt alles andere aus.

Sidonia Gall

Zu Asche werden

Zu Asche werden wollen – danach.

Du nimmst dich aus dem nachträglich erforschenden Zugang heraus.

Später, viel später werden Bioarchäologen gut deutbare Überreste finden, von vielen Menschen, aber nicht von dir.

Du überspringst das Zwischendasein, die Nachvollziehbarkeit, also gewissermaßen überspringst du den Treppenabsatz auf dem Weg zum weiteren Sein.

Dieser Treppenabsatz würde gut sein für ein sicherndes Innehalten, für die nachvollziehbare und deutbare Sedimentierung von Substanzen verschiedener Dichte.

Du entziehst dich allem und dich den anderen.

Du nimmst eine Auslöschung vorweg, die vielleicht gar nicht vorgesehen wäre, sie würde dir vielleicht gar nicht zustehen.

Du fällst Gott ins Wort...

Nach Diktat verreist

Manche Menschen sind nicht wirklich da, aber auch nicht wirklich weg. Mein Ausbildungsanwalt Dr. Gehringer ist ein solcher Mensch. Ich bin ihm noch nie in der Kanzlei begegnet. Seit Jahren erledige ich seine Aufträge, die er mir per Diktat zukommen lässt – ohne, dass ich jemals erfahren hätte, wer er wirklich ist. Zwar weiß ich, was er in seiner Freizeit tut: Er betreibt Extremsportarten, deren Ziel darin besteht, so schnell wie möglich von einem Ort wegzukommen und alles hinter sich zu lassen. Aber ich weiß nicht, warum er sein Privatleben wie der Sechs-Millionen-Dollar-Mann verbringt.

Letzte Woche habe ich unsere Sekretärin gebeten, mir alle seine Diktate zu schicken, also nicht nur jene, die mich betreffen. Wenn ich Gehringer nicht gegenüber sitzen und mit ihm reden kann, will ich ihn wenigstens auf diesem Weg besser kennenlernen.

Er beginnt jedes seiner Diktate mit denselben Worten: „Soll ich schreiben? Ich schreibe nicht! Ich diktiere viel viel lieber.“

Der erste Brief, der mir einen Anhaltspunkt über Gehringers Person liefert, ist an den Anwaltsclub gerichtet:

„Sehr geehrter Herr Vorsitzender des Anwaltsclubs,

Sie haben mich um ein Referat über meinen ersten Fall gebeten – für die Kollegschaft, zu deren Belehrung und Belustigung.

Es ist nun einmal so: Menschen mögen Märchen, Anwälte aber Akten.

Als Anwalt in Ausbildung war mein erster Mandant – wie passend! – ein Pilot in Ausbildung. Er hieß Payer. Seit seiner Kindheit wollte Payer Passagiere an jene fernen Orte bringen, von denen Menschen meinen, sie mit eigenen Augen gesehen haben zu müssen, und, von denen Menschen meinen, dort glücklicher zu sein, als da, wo sie sich sonst aufhalten.

Doch Payer hatte Schwierigkeiten mit seinen Landungen. Im Allgemeinen landete er zu hart: Er schaffte es nie, den Winkel der Flugzeugnase korrekt auszurichten. So verlor sein Flugzeug zu schnell an Geschwindigkeit.

Touristen hassen nichts mehr als harte Landungen. Harte Landungen sind im Linienbetrieb unerwünscht. Deshalb löste die Fluglinie Payers Ausbildungsvertrag auf, bevor er eine Lizenz erwerben konnte.

Die einzige Landung, die Payer gemeistert hatte, war gar keine Landung: Sein Prüfer simulierte einen Ausfall des Fahrwerks. Payer landete nicht, versuchte es gar nicht, er startete über dem Boden durch. Er erhielt die volle Punktzahl, es war ein Manöver wie aus dem Lehrbuch.

Payer bat mich, ihm gerichtlich zu helfen, doch sein Versagen war minutiös dokumentiert. Wir verloren den Prozess.

Es ist fraglich, ob Payer aus seinen Landefehlern gelernt hat. Ich lernte jedenfalls alles über die verschiedenen Gefahren bei Landungen. Ich beschäftigte mich mit dem Phänomen der Landung an sich und zog eine wertvolle Lektion daraus. Diese Lektion will ich aber noch nicht verraten, die Enthüllung hebe ich mir für das Ende meines Referats auf.

Ich wünsche Ihnen freundliche kollegiale Grüße, lasse meine Sekretärin in meinem Namen unterzeichnen, denn ich bin leider: Nach Diktat verreist.“

Es dauert mehrere Wochen, in denen Gehringer nicht auftaucht und ich mir, wann immer ich Zeit habe, dutzende weiterer Diktate anhöre, bis ich schließlich im Diktat eines Briefs an die Anwaltszeitung etwas grundlegend Neues über ihn erfahre:

„Sehr geehrter Herr Chefredakteur der Anwaltszeitung,

Sie haben mich um einen Artikel über mein Tagesgeschäft gebeten. Mein Tagesgeschäft besteht aus Erwartungen, besser gesagt, aus der Enttäuschung von Erwartungen. Denken Sie etwa an Reiseverträge, Reisemängel und entgangene Urlaubsfreude. Daher habe ich für Ihre Zeitung aktuelle Fälle aus dem Reise-recht zusammengestellt, ich habe die Einzelfälle zu Blöcken zusammengefügt, in denen ich gerichtsbekannte Reisemängel miteinander kombiniere, um Ihrer Leserschaft einen geballten Eindruck von der Welt des Reisens zu geben. Stellen Sie sich also bitte Folgendes vor:

Geht ein Mensch auf Reisen, lernt er die Welt kennen – und zwar eine Welt, in der zwar ein flach abfallender, feinsandiger Strand vorhanden ist, dieser sich aber nicht ‚in hervorragender Lage direkt beim Hotel‘ befindet, sondern 500 Meter vom Hotel entfernt, und zusätzlich das versprochene ‚Vier-Sterne-Hotel‘ auch nicht ‚in einer wunderschönen Bucht umgeben von üppigen tropischen Gärten‘ liegt, sondern die Unterbringung in einem Zwei-Sterne-Hotel erfolgt, mitten in einem abgewohnten vermüllten Hafenviertel, noch dazu in der Nähe des größten Gefängnisses des sonnigen Landes, was zur Folge hat, dass niemand die Insassen auf Freigang von den Touristen auf Ausgang unterscheiden könnte.

Geht ein Mensch auf Reisen, lernt er die Welt kennen – und zwar eine Welt, in der maximal drei Stunden Schlaf pro Nacht möglich sind, weil die betrunkenen ‚Spring Break‘-Jugendlichen nonstop lärmern, worauf der Morgen und das Frühstücksbuffet folgen, ein Frühstücksbuffet mit hartem Gebäck, ranziger Butter und ohne Grüntee, dafür einem Koch an der Ham-and-Eggs-Station, der allen Frauen nachstarrt, insbesondere ein Frühstücksbuffet, das auf der großen Terrasse serviert wird, was Vögel anlockt, die an den Rändern der Müslischüsseln sitzen, sich aber nicht für das Müsli interessieren, sondern für die Insekten im Müsli, Insekten, die auch mit freiem Auge zu erkennen sind, während sich gleichzeitig, nicht mit freiem Auge erkennbar, in anderen Speisen des Buffets Bakterien verbergen, die schwere Darminfektionen auslösen, was lange Aufenthalte im Hotelbadezimmer zur Folge hat, in einem Bad, das nur einmal pro Woche (und dafür schlampig) gereinigt wird, wodurch einem aber wenigstens das eintönige Mittags- und Abendbuffet erspart bleibt, bei dem es zu wenig gibt an Kinderhochstühlen (wobei die vorhandenen Kinderhochstühle alle schmutzig sind) und es auch zu wenig gibt an alkoholfreien Getränken (an manchen Tagen gar keine), die (wenn es sie dann doch gibt) an ungedeckten Tischen oder an Tischen mit fleckigen Tischdecken und nicht abgeräumten Tellern voller Essensreste raschestmöglich zu konsumieren sind, weil es auch für die erwachsenen Gäste zu wenig Sessel gibt und jeder in seinem Urlaub gelegentlich sitzen möchte, wenn auch nur kurz, aber vor allem nicht die ganze Zeit auf der ungeputzten Toilette infolge einer der oben erwähnten Darminfektionen.

Geht ein Mensch auf Reisen, lernt er die Welt kennen – und zwar eine Welt, in welcher der Mensch in einem Stundenhotel untergebracht ist, derselbe Mensch daher einen nächtlichen Strandspaziergang macht, anstatt sich die charakteristische Geräuschkulisse seines Hotels anzuhören, sich aber dabei die Fußsohlen entweder an angeschwemmten Korallensplittern oder angeschwemmten Quallen (oder an beidem) schwer verletzt.

Geht ein Mensch auf Reisen, lernt er die Welt kennen – und geht der Mensch, weil er wegen der Reise nicht mehr gehen kann, vor Gericht, lernt die Welt ihn kennen.

Ich persönlich verreise nicht, ich versende trotzdem meine Briefe – wie auch den Brief, der Ihnen vorliegt – mit freundlichen Grüßen und dem Zusatz: Nach Diktat verweist.“

Monate vergehen, ein unpersönliches Diktat folgt dem nächsten, bis eines

Tages die Sekretärin in mein Büro stürzt. „Jetzt haben wir ihn!“, sagt sie. Ich lasse alles stehen und liegen und höre mir das aktuelle Diktat an:

„Sehr geehrte Frau Präsidentin der Anwaltskammer,

Ich komme zurück auf Ihre Rüge zu meinem Briefverkehr. Es stimmt: Ich beende alle Briefe mit ‚Nach Diktat verreist‘. Mir mangelt es jedoch nicht an der Höflichkeit, welche in unserem Beruf geboten ist.

Ich nehme mir die Zeit, jedes Schreiben höchstpersönlich zu diktieren. Der Zusatz ‚Nach Diktat verreist‘ erweckt beim Adressaten eventuell den Eindruck, dass ich zur Unterzeichnung des Schreibens nicht anwesend sein wollte, weil mir das Schreiben und dessen Empfänger egal sind. So mag sich der Empfänger vorstellen, dass ich mich nach dem Diktat in wärmere Gefilde flüchte: dort, wo es hell ist, und dort, wo die Musik nur für mich spielt, und zwar nicht die Musik der Fahrstühle, nicht die Musik der Warteschleifen und auch nicht die Musik läutender Mobiltelefone.

Tatsächlich verreise ich nicht.

Niemals.

‚Nach Diktat verreist‘ ist ein Manöver wie im Lehrbuch, so als wäre ich ein Pilot bei einer großen Fluglinie. ‚Nach Diktat verreist‘ heißt für mich, die Nase meines Flugzeuges, bevor das Flugzeug am Boden aufsetzen kann, wieder hochzuziehen.

Ich entschied früh in meiner Karriere, und zwar gleich nach meinem ersten Fall, für den Rest meines Lebens nirgendwo zu landen.

Ich könnte in meinen Briefen signalisieren, dass ich für Rückfragen (und sonstigen menschlichen Kontakt) verfügbar bin. Doch ich strebe nicht nach der Sicherheit eines Ausrollens bis zum Stillstand. Nein! Ich lebe so, als wäre mein Fahrwerk defekt und starte über dem Boden durch, bevor ich eine Rollbahn auch nur berühre.

Ich spreche Worte auf ein Diktiergerät, ich schicke die aufgesprochenen Worte an meine Sekretärin, ich schreibe nichts selbst, denn, wer am Schreibtisch sitzt und schreibt, der ist gelandet – sei es im Büro, um Briefe zu konzipieren, oder im Hotelzimmer, um Postkarten zu verfassen, darüber, was alles am Urlaubsort nicht dem Reiseprospekt entspricht – wer am Schreibtisch sitzt und schreibt, der sitzt fest, anstatt zu fliegen.

In diesem Sinne verbleibe ich ...“

Ich breche das Diktat hier ab, weiß allzu gut, was jetzt noch kommt, und das ist mir entschieden zu wenig. Ein Ausbildungsanwalt ist ein Vorbild. Ein Ausbildungsanwalt soll einem doch etwas über die Arbeit und über das Leben beibringen.

Ich schreibe ihm eine Mail. Der Betreff lautet: „Über Landungen“. Die Mail enthält nur eine Frage: „Ist es nicht besser, hart zu landen, als eine weitere Runde drehen zu müssen, dann noch eine Runde und noch eine, und am Ende vielleicht nie wieder am Boden anzukommen, sondern auf ewig in der Luft zu bleiben – zwischen Himmel und Erde?“

Ich schicke die E-Mail ab und erhalte im gleichen Moment eine automatisch versandte Abwesenheitsnotiz zurück. Sie enthält den Hinweis, dass Gehringer unterwegs sei, ich mich aber in besonders dringenden Fällen an seinen jungen Kanzleikollegen wenden solle – also an mich selbst.

Bernhard Heinrich

Das wohltemperierte Klavier

(10.Feb. 19)

Einmal fragte ich meinen Vater, was mit dem wohltemperierten Klavier eigentlich gemeint sei. Mein Vater war ein großer Bach-Kenner und er gab mir sogleich bereitwillig Auskunft: Als Bach endlich das neue Klavier bekam, war er voller Freude und stellte es in die geheizte Wohnstube, während er das alte Klavier auf den Flur stellen ließ. Es wurde fortan das kalte Klavier genannt, weil der Flur nicht geheizt war. Seine Söhne, Wilhelm Friedemann, Carl Philipp Emanuel, Johann Christoph Friedrich und Johann Christian, letztere verwechselte er immer wegen ihrer ähnlichen Namen, durften das kalte Klavier auf dem Flur benutzen, während er in der Stube auf dem wohltemperierten Klavier spielte und komponierte. Das behagte ihm so sehr, dass er dem Klavier in der Wohnstube ein eigenes Werk widmete, eben „Das wohltemperierte Klavier.“

Das war die erste Erklärung, welche ich hörte, später habe ich ganz andere gehört.

Naja, vielleicht war mein Vater doch kein so großer Bach-Kenner, wie er immer sagte.

Bernhard Heinrich

Doch ein Erfolg

(30. Juni 19)

Ich schrieb meine Autobiographie und gab sie nach deren Vollendung einem Verlag, 700 Seiten, eine ausführliche Beschreibung meines, wie ich glaubte, spannenden und ereignisreichen Lebens.

Nach einiger Zeit schrieb mir der Lektor zurück, dass er mich nicht bitten könne, dem Verlag mein Werk anzuvertrauen, weil er schon nach den ersten zwei Dutzend Seiten eingeschlafen sei. Er habe es mit einem späteren Kapitel noch einmal versucht, aber auch nach Lektüre dieses Kapitels sei er sehr bald eingeschlafen.

Verärgert nahm ich zur Kenntnis, dass meine Autobiographie nicht so aufregend zu sein schien, wie ich gedacht hatte und bemühte mich nicht mehr, einen weiteren Verlag anzuschreiben.

Nach einigen Wochen meldete sich der Lektor wieder. Er habe sich meine Autobiographie wieder angesehen und sie an weiteren Stellen angelesen, immer mit dem gleichen Erfolg, er sei stets gleich eingeschlafen, was ihn selbst sehr wunderte, da er an chronischen Schlafstörungen leide. Er lese nun stets vor dem Schlafengehen in meiner Biographie und schlafe seitdem herrlich. Um zu überprüfen, ob es nur ihm so ginge, habe er auch anderen das Buch zu lesen gegeben und auch sie seien sehr bald eingeschlafen. Er bat mich nun doch, das Buch dem Verlag zur Veröffentlichung anzuvertrauen, es sei anscheinend ein ganz hervorragendes Mittel, um einzuschlafen.

Ich ließ das Buch bei diesem Verlag tatsächlich veröffentlichen und der Erfolg war überwältigend. Man weiß ja, wie viele Menschen an Schlafstörungen leiden. Das Buch wurde ein Bestseller! Inzwischen ist es in fast alle Sprachen der Welt übersetzt worden und ich bin Multimillionär!

Das Buch war ein Erfolg, aber meine Biographie kennt noch immer niemand, weil kein Leser sie je zu Ende gelesen hat.

Der Karli

Endlich daheim. Heut' bin ich besonders müde, auch, wie soll ich sagen, verunsichert nennt man das, glaub ich. Warum sehen mich meine Kolleginnen seit Tagen so komisch an und tuscheln, wenn ich so tue, als ob ich es nicht bemerke? Frage ich nach, was sie haben, dann sagen sie, ich bilde mir das nur ein, und nur die Helga, die schaut mich irgendwie mitleidig an, rückt aber auch nicht mit der Sprache heraus. Da ist doch was! Und diese Blonde, die Lizzie mit zwei z und langem i hinten, wie sie sich schreibt, weil sie glaubt, sie ist was Besonderes, die schaut mich sogar so..., so triumphierend an, würd ich sagen, wenn ich wüsste warum. Dabei heißt sie eigentlich Liesl, also Elisabeth, und ein aufdringliches Parfum hat die, zum Speiben, find ich. Erst seit einem Jahr ist sie bei uns, hab sie eigentlich nicht ungerne mögen bis auf ihren Geruch. Aber jetzt, wo sie so komisch tut... Was gibt es schon zu triumphieren über mich? Bin nicht mehr jung, auch nicht mehr besonders hübsch – ist's das, was sie freut? Weil sie es noch ist mit ihren langen blonden Haaren, die sie bei der Arbeit aber genauso unter dieser grauslichen Haube verstecken muss wie wir alle. Ich war hübsch wie sie, eigentlich hab ich noch vor ein paar Jahren sehr gut ausgesehen. Deshalb hat er sich vor zwanzig Jahren in mich verliebt, mein Karli, er hat damals gesagt, ich bin die schönste Frau auf der Welt für ihn und werde das immer bleiben. Dabei war ich schon Ende dreißig. Und jetzt, der Zahn der Zeit..., klar. Er war aber auch ein fescher Kerl, der Karli, der hatte was, sowas Unwiderstehliches für mich. Schaut ja auch jetzt noch sehr gut aus, logisch, bei meiner Pflege. Dabei hab' ich natürlich zuerst gelacht, wie er gesagt hat, er hat sich in mich verliebt. Bin nichts für ihn, hab ich gemeint, noch dazu verheiratet, und wie soll das denn überhaupt gehen, selbst wenn ich frei wär, er ist ja zehn Jahre jünger als ich. Wir haben uns aber jeden Tag gesehen in der Fabrik, er hat die Maschinen betreut, an denen wir Frauen arbeiten. Ganz kribblig hat er mich gemacht mit seinen glänzenden schwarzen Augen, die er in meine gebohrt hat, bis ich weggeschaut hab und rot geworden bin. Was Wildes und doch Sanftes hat er gehabt, das ist mir durch und durch gegangen. Bin mir wie ein Schulmädchen vorgekommen, das sich zum ersten Mal verliebt. Durfte mich aber eigentlich gar nicht verlieben, mein Ferry war ja kein schlechter Mann, halt ein bisserl langweilig. Solche Augen hat der mir leider nie gemacht, auch nicht an unserem Anfang. Ach Karli, lass die Finger von mir, hab' ich damals oft gesagt, wenn er beim Vorbeigehen seine Hand auf meinen Arm gelegt hat

für einen Moment. Hätte freundschaftlich aussehen sollen, aber in mir – diese Flammen! Vollbrand, könnte man sagen. Sonst Stunde um Stunde an der Maschine dieselben Bewegungen und Handgriffe, doch hätt' er mich damals fast aus dem Takt gebracht, der Karli. Die Vorarbeiterin hat ihn einmal sogar weggeschucht, „Auseinand oder heiraten“, hat sie gesagt und ich hab' sie blöd und verlegen angeschaut, weil ich ja schon verheiratet war. Aber nicht mehr lange, denn wie mich der Karli einmal nach der Nachmittagsschicht gleich hinter dem Fabrikstor abgepasst hat und mich auf ein Achterl zum Wirten in der nächsten Straße eingeladen hat – die Macht der Gefühle, eh schon wissen! Scheiden hab' ich mich lassen vom Ferry, obwohl der Rotz und Wasser geheult hat und mir alles verzeihen wollt. Weil natürlich sind wir dann bald einmal im Bett gelandet, der Karli und ich, und geheiratet hat er mich auch gleich. Ach, was für ein leidenschaftlicher Liebhaber, davon träumt garantiert eine jede. In letzter Zeit schwächelt er aber irgendwie. Wir sind halt auch schon sehr lang zusammen, da lässt das eben nach, das hört man ja von allen. Und jetzt hat der Karli auch viel mehr Verantwortung in der Firma, er ist Betriebsrat geworden und muss auch abends oft zu Sitzungen. Kommt deswegen spät heim und ist dann zu müde. Naja, bei mir haben die Wechseljahre auch eine Beruhigung gebracht, auch die Arbeit macht mich viel müder als früher. Lang hab' ich ja nicht mehr bis zur Rente, dann wird das bestimmt wieder besser bei uns werden. Ich bin dann daheim und kann den Karli so richtig verwöhnen, ihm ein gutes Papperl kochen jeden Tag. Wir machen es uns dann auf der Couch gemütlich bei einem Glaserl, und nachher... Manchmal kommt mir aber vor, der Karli war noch vor ein paar Monaten irgendwie netter, aufmerksamer, damals, wie er noch nicht so viele Sitzungen bei der Gewerkschaft und in der Fabrik gehabt hat. Aber das wird schon wieder werden, wenn sich alles eingespielt hat, sagt er, außerdem gibt's ja immer Höhen und Tiefen und langweilige Zeiten in einer Ehe. Und ganz so schlecht gehalten hab' ich mich ja auch wieder nicht, bin noch ganz fesch, sagt der Rudi aus der Verpackung immer wieder. Klar, solche wie die Lizzie, die glotzen den Karli dauernd herausfordernd an und tun ihm schön. Aber das ist er schon gewöhnt, hat er gesagt, wie ich ihn darauf angesprochen hab. Ich soll nicht so blöd eifersüchtig sein, hat er gemeint, keine Faxen soll ich machen, das steht mir nicht. Aber wie ich neulich von meinem eigenen Schnarchen aufgewacht bin, hat er mich so komisch angeschaut und gesagt, ich schnarche wie eine alte Frau. Dabei schnarcht er schon immer, anfangs hab' ich deswegen gar nicht gut schlafen können neben ihm.

Ah, jetzt kommt er endlich heim, der Karli, ich hör ihn schon im Vorzimmer.

Hab das Essen eh lang schon gerichtet, ich wärm's ihm in der Mikrowelle. Was, er mag nichts mehr, hat schon gegessen? Getrunken aber auch, riech ich jetzt. Und was ist da noch für ein Gestank? Den kenn ich doch, muss ihn jeden Tag in der Fabrik aushalten! Was soll das? Was hat er jetzt gesagt, der Karli? Wer will sich scheiden lassen? Und was will jetzt das Messer in meiner Hand? Noch dazu das spitze, scharfe.

Renate Katzer

Großvater

Seine Worte verhallten
auf dem Amboss
unter
den Hammerschlägen

er legte
die Hand ins Feuer
für mich

sein Herz war weich und
glühend
wie das Eisen
das er trieb

sein Geist sprühend
wie die Funken
die
um meine Kindheit
tanzten

Axel Karner

ein glas noch eine halbe stunde

III

am ende
keiner aufstehn kann
banditen
lieder dicht
blütenblatt und sternblau
menschenfraß

ein warmer wind
flecht
unterm stiefel braun
den draht zum henken

2

honig milch
entsorgt

sprachwaldmord
mein dichter

peng
zuckts aug

auf halde

3

komm sieh

geladen
wurds gewissen

erwürgt
geht an der hand
mein fräulein schreck
wills sehn

Wahrnehmung

Es hackern die Krahn, die schwarzen Schlawiner, sogar am Kardonnerstagsmorgen gefalteten Flügels sich irgendwo ein, was zausig war glättend, an Hügel geschmiegt und bleiben, die Bein' beieinander. Das Tödlein vom Winter zur Seiten geglitten ins Schlafen, ausgerutscht is halt, hat nix mehr zum Mauscheln, nimmer klappern die Knöchlein. Selbst Lumpfi tut dumpfen, das Hundl. Der Hahnrei fürcht' sich des Fröstlings. Er wollt, dass schon Lenz wär', um zweitemals zu lieben, sich neu zu verkünden. Anders die hunzernden Mander. Unnützig schleppen's an Überhauptsfahnen, gräuslich von Sünden und Säuen, getreuchen sich lieber doch nit so heimzu; verliegen sich einwärts dem Feldrain, was pfui is. Wo es höchst Zeit wär', vom krumpligen Tresen zu rutschen und Kranbeern in glänzende schmeckerte Österei-Brötli zu bachen, die Pinzen ...

Es hackern die Krahn. Etliche Leutln blinzeln zurück sich durch bläulichte Nebeln, an Lichtmess Mariae vorbei – *im Tau des Gerechten* –, und abstehn vom Kopf die falbenen Schübel, Wuckeln und Tücheln den Weibern, hintendrein humpelt die silberne Gretel. Bescheiden gehen alle im Nochtagsgewandel. *Weil Seiden tut täuschen*, predigt der Pfarrer. Aufkommt ein Hunger. Wann ham sie sich letztens schüsselweis'

zuckerbraun Polsterzipf gönnt?

Der Hahnschrei kömmt spat und elendig, bricht ab wie in Ohnmacht. Erstickt gellt sein Fluch nach oben zur Leiten. Um die Gezäune und Gatter reglos im schmelzigen Rinnen die Pechmonumenter obiger Krahen, das Galgenesindel. Eisgrün gefärbelt fahren Gewölk auf im Rücken der windschiefen Häusel, Windhosen, hohe gebauschte, und schräge, sägende Segel. Zwischen Dachstuhl und Törl polternde Geister, fliegende Sparren. Einge knickt siacht man die dürreren Bäumel, eindrückt das Scheuntor, einzwickt den Schlitten. Dann aber, dann und gewaltig der Lahnsprung, sein Sausen. der Donner. Da hat es den Augen das Glupschen und Gluren verschlagen, und arg sind verfroren die Münd' in verhärmtten Gesichtern, was alles an Unlicht bis in die Finstern hinab wirft allmächtiger Himmel.

In Erprobung einer altertümlichen Kunstsprache aus Entwürfen für ein oder zwei Sequenzen in „Die Quadratur der Glossen“, Band VI der Reihe (in Vorbereitung für 2020). Es könnte sein, dass die Erinnerung an Galtür hier unbewusst mitgeschrieben hat.

Wolfgang Mayer König

In der Mitte des Lebens stehen

In der Mitte des Lebens stehen,
als geistesabwesend gelten,
sich von der eigenen Natur lossagen,
wissen worauf es ankommt – es das Bier
des Anderen sein lassen,
von frühester Jugend an bis über die Zeit
aus jener Rechtfertigung bestehen,
Dämonen würden Engel, Strafen Tröstungen.
Mit Vorsicht zupacken, etwas von anderen
Voraussetzungen aus beurteilen.
Jemandes Andenken bewahren,
seinen Seelenzustand erleichtern.
Des ehrlichen Bemühens sicher sein.
Ein Lächeln aufwiegen, Trennungen heraufbeschwören,
in die nächstbeste Nacht fahren, an einer Gründung mitwirken,
ein sich deutlich abzeichnendes, sich zunehmend verschärfendes
Misstrauen nähren, es am eigenen Leib verspüren oder über
den eigentlichen Sinn zu der Erkenntnis gelangen:
jene Sorte von Schokoladentorte nicht mögen, jene Sorte Diotimas,
den Jargon der Eigentlichkeit wieder ablegen,
durch ein Goldhaar zur Ruh‘ gehen, „ist hier jemand?“ fragen.
„Gottvolles Stück Erde, üppig und ausgeruht“ schreiben.
So viel zu tun haben, mit sich selbst so beschäftigt sein.
Viel Feind aber kein Ehr‘ haben. Homers Augen betasten.
An der Finanzierung der Autobahn mitwirken,
die Verteidigungskraft des atlantischen Bündnisses stärken,
jemandes Freudentränen abtrocknen, gute Miene zum bösen
Spiel machen, tatenlos zusehen, auch sonst Fortschritte machen.
Den Sinn des Lebens erkennen, im Leben vorwärtskommen,
ein Verlust für Alle sein, mit der Freiheit etwas anzufangen wissen,
Gnade vor Recht ergehen lassen. In der Mitte des Lebens stehen:
„Ich weiß, ich weiß“ sagen, nichts denken, nichts heißen,
ABER SCHON GAR NICHTS HEISSEN!

Rudolf Kraus

alltagswunder [kreta]

mitternacht
der himmel
voller sterne
die ich
auf der
vertrauten scholle
nicht sehen kann

eine schwalbe
(keine fledermaus)
auf insektenjagd

und dann
augenblicklich

stille

bis jäh
ein hahn
die erste stunde
des tages
verkündet

ein zweiter hahn
stimmt ein
ein dritter
der erste hund jault auf
ein zweiter
und dritter
bellen

wieder ein krähen

stille

Auszug aus: kleines bestiarium der [un]scheinbaren kreaturen. tierische und beinahe menschliche sprachminiaturen.

Rudolf Kraus

vaters garten

die alten obstbäume
knarnten
in reih und glied
wenn der wind sie streifte

alte sorten
hieß es immer
steinbirne winteräpfel
zwetschgen und ringlotten

und ganz hinten im garten
saß oft eine riesenkröte
an der wasserstelle

an der steinmauer
wuchsen delikate himbeeren
stachelbeeren und ribisel
ein kleines paradies

nur noch in der erinnerung

Auszug aus: kleines bestiarium der [un]scheinbaren kreaturen. tierische und beinahe menschliche sprachminiaturen.

Norbert Leitgeb

Abholversuch

Haben sie mich aber erschreckt! Ich habe sie gar nicht bemerkt. Warum machen sie so ein ernstes Gesicht? Das ist ja richtig zum Fürchten. Dazu noch ihre schlanke Figur. Ziemlich mager. Klapperdürr, sozusagen. Wie sind sie denn überhaupt hereingekommen?

Was heißt, sie kommen überall hin?

Wer sind sie denn überhaupt?

Was, der Tod? Sie scherzen! Das glaube ich nicht. So etwas kann ja bald jemand behaupten. Können sie sich denn ausweisen?

Was heißt, bisher noch nie verlangt? Die Leute sind einfach zu leichtgläubig! Aber ich nicht. Also, den Ausweis, bitte!

Keiner vorhanden?

Sie werden doch einen Ausweis besitzen!

Was heißt, nein? Nicht einmal einen Dienstausweis?

Wer ihn denn ausstellen sollte? Na, ihr Dienstgeber natürlich. Die zuständige Behörde, was weiß denn ich?

Was heißt, es gibt keine Behörde? Ein Gibt-Es-Nicht gibt es nicht. Es gibt doch für alles eine Behörde. Der Magistrat, zum Beispiel. Der ist für Bestatungen zuständig. Da wird es doch wohl für das Sterben auch jemanden geben. Eine Sterbebehörde, zum Beispiel.

Unterschied? Der Magistrat bloß für das Materielle? Lediglich Restmüll-Entsorgung?

Natürlich nicht ganz vergleichbar. Aber trotzdem muss auch für das Seelische jemand zuständig sein, ist doch klar!

Freiberuflich? Heißt das, sie arbeiten nach eigenem Gutdünken? Ohne jegliche Anordnung, so wie es ihnen gerade passt? Nach purer Lust und Laune? Ist das ihr Ernst? Wo bleiben denn da Aufsicht und Kontrolle?

Oben? Eben. Dachte ich mir's doch. Dann wird es dort doch wohl auch jemanden geben, der befugt ist, einen Ausweis auszustellen. Wenigstens einen Dienstausweis.

Was heißt, nicht üblich? Das ist ja arg! Sich *nicht* ausweisen zu können, das ist nicht üblich! Wo bleibt denn da der Kundenservice?

Nicht vorgesehen? Na, kundenfreundlich ist das nicht. Außerdem, wenn sie wirklich der Tod sind, bleibt ja noch immer eine Frage. Eine äußerst wichtige Frage! Woher wissen sie, wann sie wen abholen sollen? Und wo steht denn, dass ich überhaupt schon an der Reihe bin?

So, so. Sterbelisten. Also so etwas gibt es doch? Dann wird es ja wohl auch wen geben, der sie zusammenstellt, nicht wahr?

Eben. Und wer macht das?

Oben? Schon wieder? Sie sollten das eigentlich genauer wissen. Noch dazu, wo sie ja schon so lange im Geschäft sind.

Dienstgeheimnis? Na, hören sie mal! Das klingt ja schon fast so wie bei uns.

Aber das beeindruckt mich überhaupt nicht. Also, los, spucken sie es schon aus!
Wer ist für die Sterbelisten verantwortlich?

Was heißt da Dienstgeheimnis? Das hatten wir doch schon.

Das Ergebnis ist der Beweis? Es zeigt, wer sie sind? Weil ja der Tod tot macht?

Da irren sie aber gewaltig. Das sagt nämlich noch gar nichts, aber überhaupt nichts. Da könnte ja jeder kommen, mich umbringen und behaupten, der Tod zu sein. Das kann ein Verbrecher auch. Oder ein Autofahrer.

Mitkommen, um es zu sehen? Mit einem Unbekannten? Der sich noch dazu gar nicht ausweisen kann? Das kommt ja gar nicht in Frage! Noch dazu in Zeiten wie diesen.

Nun werden sie doch nicht gleich ungehalten. Zeigen sie mir ihren Ausweis, dann reden wir weiter!

Was heißt, das hatten wir schon. Natürlich hatten wir das! Das ist doch schließlich mein gutes Recht. Sogar ein Polizist muss sich ausweisen, wenn ich mitgehen soll.

Was heißt, sie nicht?

Dann will ich wenigstens den Abholschein sehen.

Was heißt, das geht mich nichts an? Und ob mich das was angeht! Ich will doch kontrollieren können, ob wirklich ich es bin, der an der Reihe ist. Ich will doch keinem Irrtum zum Opfer fallen. Es soll ja schließlich ziemlich endgültig sein – wenn sie wirklich der sind, der sie vorgeben, zu sein.

Pitzelig? Na, hören sie! Wenn es ums Sterben geht, muss man schon genau sein. Wo doch so viele Schlampereien passieren!

Was heißt, bei ihnen nicht? Dass ich nicht lache! Nehmen sie doch bloß die Todesanzeigen her. Schauen sie sich das Sterbealter an! Das blanke Chaos! Ohne jegliche Logik. Das kann doch kaum mit rechten Dingen zugehen. Und mit gerechten schon gar nicht. Zumindest nicht immer. Aber das ist ja kein Wunder. Wo doch scheinbar niemand kontrolliert.

Was heißt, bei Irrtum Umkehr? Nahtod-Erfahrungen als Beleg? Das ist doch ein Witz! Dem Tod nur nahe gewesen zu sein, beweist noch gar nichts. Und schon gar nicht, dass eine Fehlerkorrektur stattgefunden hat.

Außerdem, wie soll denn ein Irrtum überhaupt bemerkt werden, wenn niemand kontrolliert?

Lieferschein? Ich bin doch nicht von gestern! Nach Abholung ist es doch zur Rückkehr viel zu spät! Glauben sie, ich kenne nicht den Unterschied zwischen Umkehr während der Hinreise und dem Rückreisehorror nach falscher Ablieferung? Haben sie noch nie Urlaub gebucht?

Was heißt, keine Reiseerfahrung? Nur mit Flugzeugabstürzen? Papperlapapp! Wie oft ist denn ein irrtümlich Abgelieferter wieder aus dem Grab gehüpft, na? Los, so sagen sie 's schon!

Pha, scheintot! Scheintot zählt nicht. Wer weiß, ob es da überhaupt schon zur Abholung gekommen war.

Bloß Bereitstellung zur Abholung? Eben. Sag ich ja. Und da fantasieren sie von Fehlerkorrektur! Das überzeugt mich nicht. Überhaupt nicht. Aber schon gar nicht.

Also los, nun zeigen sie mir wenigstens den Abholschein!

Was heißt, gibt es nicht? Was sind denn das für Zustände? Dann eben die Liste.

Welche? Na, die Sterbeliste. Die, die ihnen doch angeblich übergeben wird. Von oben. Also dann, bitte!

Datenschutz? Die anderen Namen? Die Liste geht mich nichts an? Sie scherzen. Und ob mich die Liste was angeht! Auf bloßes Hörensagen will ich mich nicht verlassen. Wirklich nicht. Dazu ist mir mein Leben viel zu wichtig. Schließlich geht es doch um sehr viel. Zumindest für mich. Genau genommen, sogar ums Ganze! Also los, her damit!

Querulant? Nicht so viel Zeit, um sie mit mir zu verplempern? Noch anderes zu tun?

Was heißt, frustriert?

Nun laufen sie doch nicht gleich davon!

Jetzt spielt er auch noch die beleidigte Leberwurst! Dabei wollte ich doch nur ...

Es war doch schließlich mein gutes Recht! – Weg ist er!

Phu! Noch einmal gut gegangen!

Dem Tod noch einmal von der Schaufel gesprungen! Hoffentlich für lange. Wer weiß, ob diese Masche noch ein zweites Mal zieht.

Aber immerhin, den Versuch war es wert.

Brigitte Pixner

Unter Tag

Auf einmal hält dich etwas zurück. Du blickst dich um, zauderst. Was hemmt dich? Was zwingt dich, den nächsten Schritt *nicht* zu setzen?

Das Gestern, das bisher nicht zählte, da es im Flug vorwärtsstürmte, liegt wie ein weißes hauchzartes Tuch, jedoch wie undurchdringlich, im abgründigen Brunnen der Zeit ... nur einzelne Konturen heben sich gerade noch ab. An einigen Stellen ist das zarte Gewebe eingerissen; da war das Vergessen nicht stark genug! Das Darunter daher noch längere Zeit sichtbar – ein unterirdischer Strom, der verschwindet und unvermutet an anderer Stelle wieder hervorschnellt ... ein Strom aus Nachklängen und Nachtgefühlen, aus Wellen der Zuneigung und Wirbeln eines drohenden Unterganges – hin flutend unter den Bahnen jenes kostbaren Stoffes, der sich langsam, ohne Anfang und ohne erkennbares Ende abrollt, Zentimeter um Zentimeter.

Schon beinahe verschollen: Kindheit ... Ornament in Grün und Gold, das jede Ärmlichkeit, jede Dürftigkeit mit einer Zauberstabgeste fortwischt. Gab es doch damals so viele Geheimnisse, ja Wunder: Die blaue Feder eines Eichelhäfers, einen eigenwillig geformten glitzernden Kiesel aus einem Bachbett, eine fremdartige Blume – einen Türkenbund etwa, eine Feuerlilie. Dann wieder ein blauschwarz schillernder Käfer ... sogar der unwirtliche Winter hatte seinen Reiz, war erfüllt vom Treiben munterer Schneemänner und Engel ... Irgendwo, irgendwann gingen diese Bilderbuchtafeln für mich allmählich über in verschlungene Jugendstil-Formen: ausladende Motive, Mohnblumenrausch und weizengelbe Sommerfelder. Dazwischen die ernstesten Inseln erster wachsamer Gedanken und Einsichten. Bekenntnisse wie nachtdunkle Zypressen, die flammenden Pfade der Rosen, Mondsilber und Sonnengeflecht ...

Schließlich kam er, der Tag, an dem sich der Ring reifender Sehnsüchte um mich legte und mich wie eine Schlange anzüngelte. Sie verführte mich und lockte mich in einen bleiernen Schacht, aus dem es kein Entrinnen zu geben schien und weiter in ein ganzes System unterirdischer Schächte, in ein Mycel aus Stollen und tönernen Rohren – eine Geisterstadt, in die ich verbannt war... Wer lebte hier außer mir? Wagten sich nur Schatten in dieses beängstigende Reich vor? –

Da begegnete ich im Traum jäh meinem Vater, der im dreißigsten Jahr verstorben war. Er besuchte mich ab da wieder und wieder in mondhellen Näch-

ten; lächelnd, lebensfroh. Er trug seinen schwarzen Anzug ... Hier lebte er heimlich im alten Gewand ein neues Sein: „Oben erinnert sich keiner mehr an mich, außer dir“, klagte er, „es spricht niemand mehr von mir!“ – Auch ich hatte ihn, als Toten, verdrängt, hatte ich ihn doch kaum gekannt. Trotzdem war er der Hintergrund, der mich trug, der Antrieb, der meine Gedanken lenkte. – Er lehrte mich jetzt viel, führte mich durch das Labyrinth der Schächte: „Es gibt immer einen Ausweg!“, lächelte er mir ermunternd zu und zeigte mir sichere Inseln, bedeckt mit seltenen Kräutern, aus denen er die verschiedensten Heilmittel braute: „Die Pharmazie“, lächelte er wehmütig, „lässt mich auch in dieser *N e u e l t* nicht los“, und erklärte mich über pflanzliche Giftstoffe und deren Gegenmittel auf.

Wir rodeten gemeinsam ein weites Gebiet, erforschten die Wildnis. Entwirrteten unseren Stammbaum, zeichneten Gedankenspiele in den Sand, siebten Unbrauchbares aus und pflegten das Wort. Und wir entwarfen Bilder, verschwendeten Formen und Farben, bis all die Bilder sich anschickten die düsteren Schächte zu füllen – die Leere wich. Um unser Reich zu beleben, meißelten wir menschliche Gestalten; Geschöpfe, die uns nicht nur Freude bereiteten.

Doch ich liebte diese ertümlichen Gebilde zeitweise mehr als die Menschen, die mich in der vertrauten Realität umgaben. Allerdings waren diese, uns begleitenden Gedanken-Kulissen gleichsam nur wie aus Papiermache oder Ton geformt, dünnhäutig und zerbrechlich! ... Ich sah „bifokal“ zu dieser Zeit. Sprach und betätigte mich von morgens bis abends in der einen, der *Gewohnheitswelt*, war fröhlich und mutwillig, erfreute mich am „Greifbaren“, das mich umgab – und horchte doch immerzu auf die Signale jener *zweiten Welt*, die mich anzog wie der legendäre Magnetberg, an dem die Schiffe zerschellen. Allein hätte ich in Bedrohlichkeit und Gefahr gelebt, so aber begleitete mich mein Vater von einer Schwelle des Traumgeschehens zur nächsten...

Ich begann meine befremdlichen Erlebnisse festzuhalten – und dabei geschah es, dass Raum und Zeit, Schein und Wirklichkeit, das Umfeld und mein Ich sich nahtlos vermengten.

Ich spiegelte mich in Tagen und Nächten – war mein eigenes Experiment, hatte die Klammer gefunden, die wie eine Schwingung alles umschloss, was möglich war. Geborgen unter dieser Glocke aus Ureigenem und Fremden schrieb ich: Heimlich, keiner durfte es wissen, bis ich dann so müde war, dass mir alle eigenwilligen Dämmerträume aus der Hand glitten und mich die Nebel des Schlafes entrückten ... Da sah ich das Ende vor mir! Blauräume und auf-

quellende Sphären, emporschwebende Gedanken und Bruchstücke verzerrter Wirklichkeiten, die unter tausend Lichtstrahlen aufblitzten. Alles, was in mir war und mit mir sein würde, tauchte empor, sackte wieder ab, schwamm um mich her, spiegelt mich ... und ließ mich schließlich am Saum eines gleißenden Gletschers, dessen Kälte ich noch im Nachhinein beim Erwachen fühlte, am Rand des Morgens wieder an Land gehen. – Ein wirrer Kreis! – Doch nichts als Höllen- und Himmelfahrten der Pubertät ...

Da sagte einer: „Es geht vorüber“.

Von da an traf ich meinen Vater nie mehr. Nur meine Notizen sind mir geblieben.

Jemand hatte mir die Augen geöffnet, diese gesiebten Sandkastenspiele zu Ende gehen lassen. Der Sand, auf dem ich gebaut hatte, zerrann, die Erwartungen, die ich vergraben hatte, um zu überwintern, sind fortgeschwemmt.

Das Gängelband Hoffnung auf Unerwartetes ist zerrissen!

Mit entzündeten Lidern, die Wirrniszeit der ersten Jugend überwindend, steige ich wie aus ungefügter Formlosigkeit empor. Ich bin nun gesittet, reiße mir die Karnevalsmaske vom Gesicht. Darunter trage ich die Tarnung der Angewaschenen – ich habe mich endlich zur Gewöhnlichkeit gehäutet, achte die Normen ... und murre kaum. Darum stehe ich nicht mehr am Pranger, bin ein „taugliches Mitglied“ der Gesellschaft geworden: „Es wurde aber auch schon wirklich Zeit!“. So bleibt keine Zeit mehr für Spiele und Träume, für unterirdische Städte, für Tore, die sich nicht auftun und für Türme, von denen aus der Blick gefährlich weit tragen könnte.

Ich habe mich abgegrenzt und damit ans Behäbige angeschlossen; werde der Pflicht nachgehen, eine Familie gründen und Kinder haben – ganz wie es sich gehört.

Ausgrenzung ist gefährlich! ... Da heißt es sofort: „Kopf ab!“ und kein Pardon! Daher lieber kein Wort mehr über Zeitaufhebung und Tod. Und kein vergebliches Nachsinnen über den Tod hinaus!

... Ich lehne mich nicht auf – doch manchmal hält mich etwas zurück!

Gottfried Pixner

Neue Aphorismen

Für den Durchschnittszeitgenossen sind Bücher so etwas wie Papier mit Infektionsrisiko.

Sciencefiction wird geschrieben, damit das Jetzt anheimelnder erscheint.

Arroganz – oder, wenn einer sonst nichts zu bieten hat.

Sie lief ihm fort, und er schwang sofort die Single-Bells.

Jede Vollkommenheit verliert bald ihren Reiz. Daher sind wir Männer so geschaffen, wie wir sind!

Bei den Historikern ist es wie bei den Boxern: Da gibt es die Rechts- und die Linksausleger.

Wenn erst am Ende die Wahrheit siegt, dann haben wir noch alle (Lügen-)Zeit der Welt.

Georg Potyka

Der Zauberpapagei

Als Frau Dorothea Pichlmayer ihren Rollator über den Asphalt des Besslerparks schob, trat ihr auf dem Weg ein Papagei entgegen und schaute treuherzig zu ihr auf.

„Du armes Viecherl, was ist denn dir passiert?“ fragte sie ihn.

„Du armes Viecherl, was ist denn dir passiert?“ fragte er sie.

„Ja, mir ist eine Menge passiert, zwei Hüftgelenkssoperationen, ein ärztlicher Kunstfehler, noch eine Operation, eine Rehab, und jetzt schieb ich meinen Rollator vor mir her. Aber wenn du willst, dann setz dich auf den Korb und fahr ein Stückel mit mir.“ Und sie deutete auf den Metallkorb am Rollator, in dem ein Liter Milch, ein Laib Brot und ein Häuptel Salat lagen.

Der Papagei nickte dankbar, flatterte ungelentk und setzte sich auf die obers-

te Querstange des Korbes. So fuhr er mit ihr durch den Park und danach zum Haus der Frau Pichlmayer. Es stand dem Park gegenüber an der Straße.

„Ein schöner Vogel!“ sagten einige Leute unterwegs, und er bestätigte: „Ein schöner Vogel!“

Im Haus angekommen fuhr Frau Pichlmayer samt Rollator und Papagei mit dem Lift zu ihrer Wohnung. Drinnen stellte sie den Rollator samt seiner Ladung in die Küche. Der Papagei flatterte von seinem Sitz und wanderte ins Wohnzimmer. Sie schob einen Sessel zum Fenster und sagte:

„Da schau, da setz dich drauf, da hast du die Aussicht auf den Park und kannst den Kindern beim Spielen zuschauen. Das sind liebe und fröhliche Kinder!“

Schon war er auf die Sessellehne geflattert.

Und da erschrak sie:

„Mein Gott, was ist denn das!“ keuchte sie und griff mit beiden Händen nach ihrer Brust:

Auf der Sessellehne saß ein edler Jüngling in Papageienhaltung und fiel mit dem Sessel um. Dann blickte er um sich und auf sich, feststellend, dass seine Knochen alle auf dem richtigen Platz waren, und stand auf.

„Verzeihen Sie die Umstände, die ich Ihnen gemacht habe“ sagte er, sich die Ellenbogen reibend, auf die er gefallen war. „Sie haben mir mein Leben als Mensch wiedergegeben.“ Und er verbeugte sich tief vor ihr.

„Das versteh ich nicht – was soll denn das alles heißen? Bin ich blöd oder – ja – bin ich ganz verrückt – wie gibt’s denn das?“

„Das ist eine eigenartige Geschichte – ein merkwürdiger Schlag, der mich getroffen hat, und von dem ich mich dank Ihrer Hilfe jetzt erholen kann – besser gesagt: von dem ich mich jetzt wiedergefunden habe.“

Frau Pichlmayer starrte den Gast sprachlos an. Dieser sagte:

„Wenn Sie gestatten, setzen wir uns auf diese beiden Sessel“ – dabei hob er den umgefallenen Sessel auf und stellte ihn an seinen Platz – und ich erzähle Ihnen meine Geschichte.“

Frau Pichlmayer nickte, und er begann:

„Auf dieser Parkbank dort unten bin ich gesessen in einer Arbeitspause und habe den spielenden Kindern zugeschaut. Ich saß am einen Ende der Bank,

am anderen Ende saß eine Frau, eine gepflegte Dame, offenbar die Mutter der Kinder. Ich wollte ihr ein kleines Kompliment machen und sagte freundlich lächelnd:

„Ihre Kids sind cool beziehungsweise happy!“

Aber zu meinem Entsetzen fuhr sie mich an:

„Was behaupten Sie da? Wie wagen Sie meine Kinder zu beleidigen?“

„Es tut mir leid, aber es war freundlich gemeint. Ich wollte niemanden beleidigen, und ich habe auch sicherlich niemanden beleidigt. Wie kommen Sie darauf?“

Die Dame sagte jetzt ruhig und streng:

„Sie haben ‚Kids‘ zu ihnen gesagt. Sie wissen nicht, was das bedeutet? Ein Kid ist eine Vernichtungsmaschine für Hamburgers bei McDonald*s, oder ein Bündel Stumpfsinn, das auf ein Handy starrt, oder eine Geldquelle für Tätowierer oder Verkäufer von Ohr- oder Nasenringen. Kennen Sie den Vers von Hofmannsthal: ‚Und Kinder wachsen auf mit großen Augen‘? Könnte es heißen: ‚Und Kids wachsen auf mit großen Augen‘? Kennen Sie das Kid in der Krippe von Bethlehem? Nein! Und warum nicht? Ein Kind ist ein Wunder, ein lebender Edelstein! Ein Kind als ‚Kid‘ anzusprechen, ist eine Herabwürdigung, eine Beleidigung des Kindes, seiner Eltern und letztlich sogar seines Schöpfers!“

Ich war verwirrt und schwieg einen Atemzug lang. Dann antwortete ich:

„Es tut mir leid, ich habe das zuvor so gesagt, weil andere Leute es auch sagen, und weil man es in der Zeitung liest und im Radio hört.“

„Das ist ja das Pech. Das können die Papageien auch. Um etwas nachzusagen braucht man kein Mensch zu sein. Aber wir sind noch nicht fertig. Sie haben meine Kinder ‚cool‘ genannt. Wissen Sie, was das heißt? Das heißt, sie seien ‚kühl‘. Das Gegenteil sind sie. Sie sind voll Wärme, sie fallen mir um den Hals, wenn ich ihnen eine Freude mache, und ihrem Vater, wenn er abends nach Hause kommt. ‚*Fac ut ardeat cor meum* – Mach, dass mein Herz brenne‘ heißt es im *Stabat Mater*. Dass man die Kühle zur Tugend machen kann, ist den amerikanischen Puritanern eingefallen – und die Indianer haben es zu spüren gekriegt. Und happy sind Kinder vielleicht, wenn man ihnen etwas in den Mund stopft oder den Fernseher aufdreht. Mit der Fröhlichkeit, die aus dem Herzen kommt, hat das nichts zu tun. Und was soll das Wort ‚beziehungsweise‘? Sind sie beides oder das eine oder das andere? Dieses Wort hat nur Sinn, wenn man

Begriffe paarweise auf einander beziehen will, also: der X und der Y sind cool beziehungsweise happy. Dann ist der X cool und der Y happy. Haben Sie gemerkt, was Sie zusammengeredet haben?‘

Ich war verdattert und entschuldigte mich: ‚Verzeihen Sie, ich sehe, Sie stellen hohe Ansprüche an die Sprache. Aber mir ist das eben so passiert.‘

Aber sie erwiderte:

‚Und ich werde dafür sorgen, dass es Ihnen nicht so bald wieder passiere. Ich bin nämlich Germanistin und habe über die Merseburger Zaubersprüche dissertiert. Und die Zaubermacht, die ich daraus gewonnen habe, setze ich für die deutsche Sprache ein. Ich werde Sie in das verwandeln, als das Sie sich zu erkennen gegeben haben – in einen Papageien. Und Sie sollen einer bleiben, bis jemand den Satz in gutem Deutsch ausgesprochen haben wird. Derjenige, der das tut, wird belohnt werden. Er wird plötzlich seine Erscheinung verändern, bei Wahrung seiner äußeren Gestalt: es wird ein Licht von ihm ausgehen, das Licht der lauterer Sprache. Das wird so lange anhalten, bis er selber sich dem Gequatsche seiner Umwelt unterwirft. Dann wird ihm das passieren, was Ihnen passiert ist. Aber Sie werden wieder Ihre jetzige Gestalt annehmen.‘

Damit trat sie vor mich hin, zeigte mit ausgestrecktem Arm auf mich und stieß mit furchtbarer Stimme etwas hervor, das so klang wie ‚Wotan und der Wolf führen zum Holzer‘ und noch irgendwas. Und ich war zum Papageien geschrumpft. Das war sehr unangenehm, denn ich hatte ja nicht fliegen gelernt, ich konnte gerade auf den Boden hinunter flattern. Ich stetzte so gut es ging zum Ligusterbusch und versteckte mich. Als ich dann Sie sah, dachte ich: das ist eine gute Frau, die kann mir helfen. Und Sie haben mir geholfen mit dem Satz: ‚Diese Kinder sind lieb und fröhlich‘. Und schauen Sie sich jetzt in diesem Spiegel an! Sie werden sehen!‘

Frau Pichlmayer tat ein paar mühsame Schritte zum Spiegel hin. Und tatsächlich: eine Fee strahlte ihr entgegen – ja, schon sie selbst, aber doch ganz anders als je zuvor.

„Wau!“ sagte sie.

Und verwundert bellte ein Dackel sein Spiegelbild an.

Die etwas eigenwilligen Gesetze des Kunstmarkts

Im Oktober 2018 wurde bei Sotheby's in London ein Werk des Street-Art-Künstlers Banksy versteigert. Banksy ist nicht sein richtiger Name. Niemand weiß, wer sich hinter dem Pseudonym verbirgt; es spricht sogar einiges dafür, dass es sich um mehrere Personen handelt.

Bekannt wurde Banksy mit Schablonen-Graffiti, die er auf Hauswände sprayte. Dabei verwendete er bekannte Sujets, die er geschickt – und meist mit einem sozialkritischen Touch – abwandelte. Berühmt wurde er, als er seine Arbeiten in Museen wie der Tate Gallery in London, dem Museum of Modern Art in New York und im Metropolitan Museum einschmuggelte. Im Jahr 2002 sprühte er im Osten Londons in Schwarz und Rot ein Mädchen, das einen herzförmigen Ballon davonfliegen lässt, auf eine Hauswand. Balloon Girl wurde aus der Wand eines Geschäftslokals herausgetrennt und erzielte bei einer Versteigerung 560.000 Euro.

Dieses Sujet sprayte Banksy auf einen Zettel, den er aufwändig rahmen ließ. Beim Zuschlag über 1,2 Millionen Euro setzte er (oder jemand, den er damit betraut hatte) einen im Rahmen versteckten Mechanismus in Gang, der das Bild schredderte – es kam wie aus einem Aktenvernichter in feinsäuberlichen Streifen heraus.

Der Vorfall wurde von den zahlreich anwesenden Journalisten in Bild und Ton festgehalten, bis hin zu den offenen Mündern der Bieter im Auktionssaal. Großes Entsetzen! Helle Aufregung! Skandal! Aber irgendetwas stimmte nicht – und ließ nicht nur mich bald an eine sorgfältig geplante Inszenierung denken. Es gab einfach zu viele Zufälle: Balloon Girl wurde als letzte Position aufgerufen. (Die Aufregung hätte eine Fortsetzung der Auktion wohl unmöglich gemacht.) Der Auktionator wusste gleich nach der Auktion, dass der Mechanismus schon vor Jahren eingebaut worden sei. Woher? Schließlich konnte er Banksy ja nicht angerufen und gefragt haben. Und die Telefonbieterin trat – Überraschung! – nicht sofort vom Kauf zurück, obwohl das ersteigerte Kunstwerk eben vor aller Augen zerstört worden war.

Nein, es sprach eine ganze Menge dafür, dass hier dem staunenden Publikum ein großartiges Bühnenstück vorgeführt wurde. Und Banksy war bei weitem

nicht der einzige Akteur. Bereits am nächsten Tag meldeten sich Fachleute, die im Brustton der Überzeugung verkündeten, der Zettel mit dem Schablonendruck sei jetzt viel mehr wert als nur läppische 1,2 Millionen; wahrscheinlich sogar mehr als das Doppelte. Die siegreiche Bieterin am Telefon ließ sich nicht lange bitten und erklärte, sie wolle das geschredderte Bild unbedingt in ihre Sammlung aufnehmen.

Die Medien auf der ganzen Welt feierten Banksys gelungenen Coup; seine Bekanntheit – und damit sein Marktwert – hatte sich binnen weniger Sekunden drastisch erhöht. Auch das Auktionshaus durfte an der allgemeinen Euphorie mitnaschen. Endlich war der Markt der Kunst wieder mit einer positiven Meldung in aller Munde.

Also nur Sieger? Eine Win-win-Situation? Nicht ganz: Ein wenig beschleicht mich – und nicht erst seit dieser Scharade – die Ahnung, dass der Markt im höchsten Preissegment von Kunst so weit entfernt ist wie die Finanzspekulation von der Realwirtschaft; dass da längst nur mehr mit fiktiven Werten gehandelt wird, ohne Bezug zur Realität. Und dass die Frage müßig ist: Wo bleibt da die Kunst?

Piroschka Dossi hat den Kunstmarkt in ihrem Buch „Hype“ als den schillerndsten Spross der kapitalistischen Gesellschaft beschrieben. Hier träfen Kunst und Geld aufeinander, sakrale Andacht und profane Spekulation, Auktionsrekorde und Künstlerarmut. Hier begegneten sich unerschöpfliche Kreativität und unersättlicher Konsum, hier verzahnten sich künstlerische Freiheit und kapitalistische Zwänge.

Nicht erst seit Banksy ist ihr nur schwer zu widersprechen. Denn selbst, wenn man das Marktsegment zwischen Show-Biz, Kasino und Chuzpe ausklammert, bleibt der fatale Eindruck: Hier geht es nur ums Geld! Hier regieren ausschließlich Spekulation und Gier!

Dabei geht unter, dass der Kunstmarkt auch noch etwas ganz anderes ist: Er ist der Ort des ununterbrochenen Austauschs über die Frage, was Kunst ist und was sie uns wert ist. Er ist der Ort, an dem philosophiert, debattiert und gestritten wird. An diesem Austausch nehmen nicht nur die Sammler und Galeristinnen teil, nicht nur die Kuratorinnen und Kunstkritiker, nicht nur die Kunstvermittler und Kunstliebhaber, sondern im Grunde alle Menschen, die in Museen gehen, Ausstellungen besuchen und, von mir aus, Flohmärkte. Aber selbst für die, die in ihrem ganzen Leben noch nie ein Museum besucht haben, selbst für die, für die die Kunst eine Art Luxus ist, an dem sie nie teilhaben werden, gilt,

dass die Kunst eine über das Geld, das sie kostet, hinausgehende Bedeutung hat. Denn Kunst zu erschaffen und zu verstehen ist eine der ganz wenigen Fähigkeiten, die uns Menschen gegenüber allen anderen Lebewesen auf diesem Planeten auszeichnet.

Das ist kein nebensächlicher Aspekt unseres Mensch-seins. Das ist etwas ganz Zentrales unserer Existenz.

Der Kunstmarkt ist der Ort, an dem über den Wert der Kunst entschieden wird. Und da wir in einer kapitalistischen Gesellschaft leben, wird dieser Wert in Geld ausgedrückt. Und so kann es passieren, dass für einen Zettel mit einem Schablonendruck darauf ein – spekulativer – Millionenbetrag bezahlt wird. So kann es passieren, dass dieser Zettel nicht obwohl, sondern weil er in Streifen geschnitten wurde, plötzlich das Doppelte wert ist. Denn die Kunst ist nichts, was man wägen und messen könnte, sondern etwas, dessen Bedeutung sich nur in unseren Köpfen vollzieht.

Der Wert der Kunst ist eine Frage des Glaubens.

Die Kunst selbst ist eine Frage des Glaubens. Und wer immer mit ihr zu tun hat, sei es ihr Hersteller, ihr Vermittler, ihr Verkäufer, ihr Käufer, ihr Herold oder ihr Kritiker, sollte sich im Klaren darüber sein, dass der Markt der Kunst nur auf dieser Basis funktionieren kann.

Der Künstler muss an seine Kunst glauben. Anders übersteht er die meist in Jahrzehnten gemessene Durststrecke nicht, ehe er für das, was er macht, Anerkennung findet – wenn er denn je Anerkennung findet.

Der Galerist muss an die Kunst glauben, weil es ihm nur mit seiner ganzen Überzeugungskraft gelingen kann, dass jemand für ein bisschen Farbe auf einer Leinwand oder für ein Stück gegossener Bronze, oder woraus auch immer das Kunstwerk besteht, mehr Geld zu bezahlen bereit ist, als die Farbe und die Leinwand und was auch immer gekostet haben.

Auch der Kritiker, der über den Künstler schreibt, muss an dessen Kunst, an dessen Kreativität, an dessen Kraft glauben. Und natürlich muss auch der Sammler an die Kunst glauben, weil er derjenige ist, der das Geld auf den Tisch legt – und damit legitimiert, was der Künstler geschaffen hat.

Und alle, der Künstler, die Galeristin, die Kritikerin, die Vermittler, die Kuratoren, die Sammler, tun das, weil sie die Kunst für wichtig halten; weil sie überzeugt sind, dass sie besonders ist; dass sie etwas bedeutet. Und wie alle spüren wir, dass es bei der Kunst eben nicht nur um das Geld geht, das sie kostet (auch

wenn es atemberaubend viel Geld ist), sondern um etwas Anderes, etwas Bedeutendes, etwas Außergewöhnliches.

Wie überall, wo es um Glaubensfragen geht, werden die Prozesse verschleiert und in eine gewisse Feierlichkeit erhoben. Es geht darum, ideelle in monetäre Werte zu verwandeln; und das darf einfach kein ganz profaner Vorgang sein. Deshalb gibt es in den meisten Galerien keine Preisschilder. Deshalb werden die Gespräche über das Kunstwerk und seinen Preis säuberlich getrennt. Deshalb gelten Galeristen nicht als Kaufleute, sondern als Mentoren ihrer Künstler. Deshalb gelten Sammler nicht als Käufer, sondern als Liebhaber, die einer Leidenschaft frönen.

Der Widerspruch zwischen dem Geldgetöse und dem, worum es auch geht, könnte nicht größer sein. Aber von diesem Widerspruch leben die Kunst und ihr Markt. Kunst, hat Maxim Gorki einmal gesagt, werde ebenso für Geld gekauft wie Brot. Aber ihr Wert sei immer höher als das, was man dafür bezahlt. Denn es gebe kaum klare Vorstellungen vom wesenhaften Wert der Kunst, von ihrer religiösen Bedeutung, von der Kraft ihres Einflusses auf das Leben und ihrer Unentbehrlichkeit für die Menschheit.

Werner Stangl

„Sie“ – Ein Diskurs

„Das meinen Sie doch nicht im Ernst?“

„Doch! Mein vollster Ernst! ‚Sie‘ entsteht allein in unserem Kopf!“ klugte der Ältere beharrlich, während er mit sorgfältigen Bewegungen den braunen, ange-trockneten Kaffeeschaum von der Innenseite seiner Kaffeetasse kratzte. „Allein dort!“

Er beiläufigte seinen Blick am Gegenüber vorbei durch das Fenster auf den regengrauen Pfarrplatz und ließ ihn an einer Passantin hängen, die wenig später das Café Meier betreten und nach einem kurzen Kampf mit ihrem Regenschirm in der Nähe der Männer Platz nehmen wird.

Der Jüngere der beiden bequemte sich inzwischen auf seinem Sessel und legte den Kopf auf die Faust seiner rechten Hand, die sich ihrerseits mit dem Ellbogen in der Handfläche seines linken Armes abstützte, die auf der nicht unan-

sehnlichen Vorwölbung seines Bauches ruhte. Offensichtlich wollte er mit dieser Haltung seinen Kopf, in dem „Sie“ sich nach der Aussage seines Gegenübers „im Ernst noch dazu“ befand, stützen. Auch der Ältere lehnte sich in seinem Sessel zurück, faltete dabei die Hände vor seinem Kinn, wobei sich nur die korrespondierenden Fingerspitzen der beiden Hände berührten und die Finger in der geraden Fortsetzung der Unterarme auf einer Linie lagen, so dass die auf der Sessellehne aufgestützten Hände ein großes „A“ bildeten. Er wird diese Position während des gesamten Gespräches beibehalten, bis zu dem Augenblick, in dem er auf die Uhr sehen wird, um das Gespräch zu beenden.

Beide inzwischen für einen Augenblick, als die zuvor vom Älteren beobachtete Frau den durch einen behandschrifteten Zettel offensichtlich für sie reservierten Tisch neben ihnen in Besitz nahm.

„Aber ...“, plötzliche der Jüngere mitten in diese Nische des gemeinsamen Schweigens im allgemeinen Kaffeehausgemurmel.

„Aber dann hat ja jeder eine andere in seinem Kopf!“

Er schüttelte seinen mit „Ihr“ angeblich gefüllten Kopf und ungläubigte: „Dann wäre ‚Sie‘ ja für den Einen Dies und für den Anderen Das. Es muss doch etwas Verbindliches geben, das dem einfachen Menschen sagt: Das ist eine und das ist keine!“

Der Ältere öffnete die gefalteten Hände fast wie beim Segen eines Priesters am Ende einer Messe und oberlehrerhaftete: „Das Verbindliche ist das grundsätzliche Problem, mit dem wir es in der Wissenschaft zu tun haben. Aber man hat sich in der Tradition auf einen Kanon geeinigt, der eine gewisse Zeit bewahrend weitergegeben und nur sehr langsam verändert wird.“

„Und wer tradiert und verändert?“ ratlose der Jüngere, während er den noch immer durch seine Hand gestützten Kopf ein wenig mehr nach links neigte.

„Man muss sich an die Regeln halten! Die Regeln zuallererst!“ vehementete sein Gegenüber. „Die Regeln!“

Der Ältere schloss dabei die geöffnete Stellung seiner Arme und nahm wieder die des großen „A“ ein. Dann nachdenkliche er, beinahe zögernd: „Wir Wissenschaftler ...“

Er nachdrückliche eine kleine Pause und salbungsvollte: „Früher war ‚Sie‘ ein Zeichen für Gelehrsamkeit schlechthin und übernahm in den Debatten der gehobenen Schichten die Rolle der Religion.“

„Und die Abertausenden, die danach täglich greifen?“ skeptischte der Jüngere. „Die kümmern sich doch nicht um die Regeln!“

„Sie‘ ist kein Massenphänomen!“ elitierte der Ältere, „eher das Gegenteil! Was die Masse schätzt, gehört über kurz oder lang nicht dazu! Hier herrscht Prostitution an den Zeitgeist!“

Er machte eine Pause, öffnete einige Male das „A“ seiner Arme ein wenig und schloss es wieder, als ob er damit die Endgültigkeit seiner Worte unterstreichen könnte. Dabei glitt sein Blick hinüber zu der Frau mit den langen blonden Haaren, die am Nebentisch in ihrer Tageszeitung von einer Seite zur nächsten geräuschvollte.

Wieder schwiegen die beiden eine Weile. Der Jüngere nippte an dem Glas, das neben seiner Kaffeetasse stand und inzwischen lauwarmes Wasser enthielt. Er pischwarmte dabei den Mund.

„Früher bekam man hier von Zeit zu Zeit frisches Wasser“, verächtlichte er den Verfall der Sitten.

„Früher ...“, mildete der Ältere seufzend, was zu seinem bisherigen pastoralen Gesprächshabitus passte und sein Gegenüber daher nicht überraschte, „früher hatte man noch Stil!“

Wieder öffnete er die gefalteten Hände, dieses Mal eher entschuldigend denn segnend.

Der Jüngere nachdenklichte, den Gesprächsfaden wieder aufnehmend: „Ich war immer der Ansicht, dass ‚Ihr‘ Kanon im Wesentlichen im Gebrauch festgelegt wird.“

„Eine Abstimmung mit den Füßen? Das ist nicht Ihr Ernst!“ heftigte der Ältere, dieses Mal, ohne die Position seiner Arme zu verändern, während sich die Empörung in seinen Augen verinnerlichte.

„Sie‘ war einst ein Synonym für Wissenschaften schlechthin! Aber diese Deutschen mit ihren Rübe-ab-Bedeutungseinengungen ...“, verächtlichte der Ältere, während seine rechte Hand sich aus dem aufgestützten „A“ löste und wie ein Henkersschwert in die gefährliche Nähe seines Wasserglases zuckte, das leergetrunken auf dem verkratzten, blechernen Tablett auf einer dünnen, durchweichenden Serviette stand. „Dadurch lässt sich ‚Ihre‘ Bedeutung heute ja so schwer eingrenzen. Die einstmals hochstehende fachliche Diskussion ergeht sich in unseren Zeiten mehrheitlich in nutzlosen, wortklügelnden Debatten

über die verschiedensten Definitionen der Sache selbst“, lautete er so vehement, dass die Frau vom Nebentisch irritiert, beinahe kopfschüttelnd geblondet die Zeitung sinken ließ und zu ihnen herübersah.

„Wird nicht manchmal aus dem modischen Ausnahmefall irgendwann doch der Regelfall?“ verbindlichte der Jüngere, um seine These weiterzuführen. „Ich denke da an ...“

„In manchen nationalen Traditionssträngen ist ‚Sie‘ vielleicht im Kern Überlieferung – aber es gibt Grenzen, lieber Freund! Grenzen!“ jovialte der Ältere, dieses Mal ohne eine Veränderung des „A,,.“

„Aber die Grenzen sind doch wie ‚Sie‘ selber auch nur in den Köpfen der Menschen, oder?“ ironischte der Jüngere mit einem beinahe triumphierenden Nebenton, der dem Gegenüber nicht verborgen blieb.

„Das ist doch Sophismus, junger Freund, purer Sophismus! Wir reden hier von ‚Ihrer‘ Definition im „engen Sinn“, und die ist gegenstandsgemäß arbiträr und zirkulär angelegt“, vehementete er abermals. „Über das andere, was der Mann von der Straße darunter versteht, mag man in Talkshows streiten“, säf-tigte er.

„Aber ist das nicht der Beweis dafür, dass ‚Sie‘ es bisher nicht einmal zuwege brachte, ihren Forschungsgegenstand klar zu definieren?“

„Au contraire! ‚Sie‘ ist doch selbst die Anbieterin des Streits um ‚Sie‘ geworden!“

„Doch längst ist es nicht mehr die Wissenschaft allein, in der ihr Diskurs stattfindet, sondern jede Interessensgruppe bringt heute ihre eigene Perspektive ein.“

„Und was bringen diese Debattierklubs der modernen Gesellschaft? Was bringt diese öffentliche Inszenierung? Diese Verbreiterung des Banalen? Diese ...“ hochnäsigte er.

„‚Sie‘ muss aber doch einen Streit über ‚Ihre‘ Rolle in der Gesellschaft zulassen, oder sind Sie da anderer Meinung?“ demokratischte der Jüngere.

„Aber es ist doch Expertise notwendig, junger Mann!“ gönnerhaftete der Ältere. „Expertise, die Sie doch zweifelsohne besitzen!“

„Ich bin nur gegen die Exklusivierung in den universitären Seminaren ...“ deutlichte der Jüngere.

„Davon halte ich auch nichts, denn eine gewisse Durchlässigkeit muss gege-

ben sein! Aber Wissenschaft ist heute ohnehin schon so öffentlich geworden, dass jede Putzfrau ihre Meinung dazu hat, und diese – horribile dictu – auch in einem Privatsender kundtun kann.“

„Sie halten die pluralistische Diskussion über ‚Sie‘ für gefährlich?“

„In gewissem Sinne ist alles durch einen Allerweltdiskurs kaputtbar! Daher halte ich die staatliche Funktion des Diskursbeobachters für ganz wesentlich.“

„Sie reden der Zensur das Wort? Das ist doch wohl nicht ihr Ernst!“

„Wer redet von Zensur? Aber manches kann man einfach nicht der Demokratie überantworten. Wissenschaft schon gar nicht“, pathetisierte er, während sein Blick abermals zu der blonden Frau am Nebentisch schweifte, die sich scheinbar unberührt vom Gespräch der beiden hinter ihrer Tageszeitung verrosate.

„Ihnen schwebt wohl der Diskurs in geschlossenen Zirkeln wie im 18. Jahrhundert vor, als Wettkämpfe veranstaltet wurden!“

„Innerhalb der scientific community macht ein Wettstreit der besten Ideen Sinn, solange es nicht im Inzest mündet.“

„Institutionalisierung ist auch eine Möglichkeit, etwas umzubringen“, zynische der Jüngere.

„Das letzte Wort ist noch nicht gesprochen! Oder hängen Sie Poststrukturalisten wie Barthes an, denen Alles Alles ist? Wissenschaftler müssen heute dringender denn je, um nicht zu sagen notgedrungen, andere Wissenschaftler davon abhalten, im eigenen Forschungsfeld als Experten aufzutreten. Wenn man sein Territorium nicht absichert ...“

Der Ältere blickte dabei auf die Uhr an seinem linken Handgelenk, ohne zunächst das „A“ zu öffnen.

„Ich habe einen wichtigen Termin, Herr Kollege! Aber es findet sich sicherlich eine Gelegenheit, unser interessantes Gespräch fortzuführen.“

„Sie können mir ihre Antwort ja twittern!“

Die Augen des Älteren hielten nach dem Kellner Ausschau.

„Zahlen!“ lautete der Jüngere. „Zahlen!“

Dieser gemächliche sich herbei und fragte: „Im Ernst?“

Der Ältere warf einen seufzenden Blick zu der blonden Frau und öffnete das „A“ seiner Hände.

Martin Stankowski

Gartenfund

Ach ja, kein Krimi, gleichwohl spannend. (Ein Echo auf Theodor Fontanes 200. Geburtstag)

Ich habe nicht gedacht, dass es geschehen würde. Dieses wirkliche Eintauchen in das, was gestern, was vorgestern geschah. Hier, an einem Ort, den wir meinten, zu kennen. Das ging so: Als ich dieses zweite Mal Julia zuhause besuchte, wollte ich sofort den Garten sehen. Denn in dem Buch, welches wir in der Schule lasen, fanden die Leute unter einem Birnbaum hinter der Wirtschaft ein Grab, ein altes, mit der Frage, wie alt. Woraus sich allerhand Kriminalistisches ergibt. Dabei fand das vor 140 Jahren statt, das Verfassen des Textes meine ich, und der Autor schrieb spannend. Das Ganze spielte sich im Norden von Deutschland ab, irgendwo da, wo das Land mit seiner Straße auf einen großen Fluss trifft. Aber bei uns in den Alpen mit dem Rhein? Nun, es zogen auch bei uns viele durch, Händler und Vagabunden, Kirchenleute und Soldaten. Letztere teilweise recht häufig, mal französische oder gar welche aus dem Osten, mal wir selber. Vielleicht sprang einer ab, blieb da ... und dank einem Fund ließ sich von uns hoffentlich die Geschichte nachzeichnen.

Julias Haus erschien mir für Storys, die daraus entstehen können, besonders geeignet. Sein Alter soll 250 Jahre betragen, mindestens. Es besitzt die Zimmer mit den kleinen Fenstern über Eck in dicken Mauern und den breiten Mittelflur mit Ausgang in den Hof. Ihn rahmen seitlich niedrige Scheunen, im Zentrum gibt es eine freie Fläche bis zum Zaun ganz hinten. Dazu erscheint der Platz für eine alte Sache gleich welcher Art super günstig. Nämlich an einem erhöhten Platz oberhalb der Flussauen, sogar am Steilufer, ich glaube so sagt man dem, immerhin mehr wie zwei Meter hoch. Überdies führte auf der anderen Hausseite die Handelsstraße vorbei, seinerzeit, schräg gegenüber lag die Poststation, heute ein Hotel. Ich stelle mir gerne vor, wie das Leben damals, früher, dort ablief, mit Kutschen, mit Rössern und Maultieren wegen dem Pass, mit allen Arten von Reisenden, mit den Postleuten und überhaupt ziemlich viel Volk. Da hätte schließlich wirklich einmal einer ... Julia sollte sich unbedingt an die Hoteltierstochter heranmachen, die geht nur eine Klasse über uns in dieselbe Schule. Sie als Nachbarskinder: Julia vermochte doch problemlos nach einem Safe im Haus und nach alten Papieren fragen oder gar fahnden.

Ich durfte das ganze Wochenende bleiben. Der Vater, den das gestört hätte, weilte auf einem Kongress oder etwas Ähnlichem, deshalb. Die Mutter half wie

häufig in der Rezeption gegenüber aus. Am Samstag-Morgen regnete es heftig, es schüttete aus allen Kübeln. Am Mittag beruhigte sich das Wetter, sogar die Sonne kam heraus. Ich schaffte es, Julia, die endlos bei der Pizza aus dem Backofen sitzen blieb, zu überzeugen, wir müssen jetzt endlich in den Garten. Er war allerdings, dachte ich an ein Abenteuer, gleich eine große Enttäuschung: überordentlich mit rahmenden Kieswegen. Julias Vater ist Gartenarchitekt, da muss wohl perfekt organisiert werden: Der Rasen kurz geschnitten, englisch sagt dem Julia, keine Beete, wenn wirklich einmal Farbe dann das Zeug, was tief bleibt und in die Breite wächst, Bodendecker sagt dem Julia. Außerdem dann und wann ein Stück Buchshecke und, sicher plangenaue platziert, ein Bäumchen: immerhin Obst! Julias Eltern richteten einen Garten ein, der das ganze Jahr über so ziemlich gleich aussieht und natürlich keine Arbeit macht, steril sage ich dem. Bei uns wird nicht viel umgegraben, lachte Julia, alles geschieht nur im obersten Segment. Segment heißt für mich in einer schmalen Schicht, die nennt Julias Vater halt anders.

Und jetzt: Pflützen massenweise, der Kies wie schwimmend, der Boden elend weich und das Gras quietschte, wenn man trotz des Verbots einmal drauftrat. Wir bewegten uns wie auf Eiern. Julia blieb motzend ein Stück zurück, ich wollte wenigstens bis zum hölzernen Hag auf der Kante zum Fluss, hinunterschauen in die Au und einen Blick auf den garantiert angeschwollenen Fluss riskieren. Ich lehnte mich für einen sicheren Stand an einen Pfosten, um mich hinüberzubeugen. Und dann schrie ich, denn der Pfahl gab nach und rutschte den Hang ein Stück hinunter, dabei zog er die seitlichen Latten mit sich. Ich ruderte mit den Armen, ich versuchte nach dem ersten Schrecken, mit den Füßen Tritt zu fassen. Ich trampelte ziemlich herum, bevor ich am Ende rücklings auf dem Boden landete. Julia rannte voll Schreck herbei, ihre Turnschuhe komplett durchweicht. Der Rasen ist kaputt, was wird jetzt Papa sagen. Dass der Hag an dieser Stelle mehr oder weniger kaputt war, war ihr gleich, ebenso, dass ich mich hätte schwer verletzen können. Der blöde englische Rasen! Aber nach dem Hochkrabbeln sah ich: der war hier ebenfalls wirklich hin, die ganze Schicht. Das Spektrum von Julias Papa völlig abgeschoben, selbst den Hang hinunter. Sogar noch einiges mehr vom Boden hinuntergerutscht: ein richtiges Loch.

Jetzt zitterte ich und Julia gleich mit, wir umarmten uns fest. Während wir uns voneinander lösten, knickte ich ein wenig ein, da sah ich etwas blinken. Weil das bisschen Licht auf dem kleinen rechteckigen Stück funkelte. Ich kniete mich hin, es kam nicht mehr darauf an, klatschnass wie alles an mir war. Ich bewegte die Finger auf dem Ding: Es dünkte mich wenigstens an der Oberfläche halb-

wegs glatt. Als mein hin und her streifender Daumen an die verbliebene Erdkante geriet, gab diese nach. Deshalb schob ich meine ganze Hand mehr nach hinten. Schließlich lag ein Kreuz unter uns. Ich hob es auf, Julia zog mich hoch. Mensch, was für ein Ding, rief sie, Papa schien vergessen. Das flache schwarze, eisenschwere Kreuz sah wirklich komisch aus: Es hatte drei Balken, oben einen kürzeren plus einen längeren und zusätzlich unten einen kurzen quergestellten. Noch während wir darauf starteten, blitzte es, donnerte es kurz darauf, der Regen setzte wieder gewaltig ein. Blitze gehen auf Metall, das wussten wir vom Radfahren, ich hielt das Kreuz trotzdem erst recht fest. Wir rannten so schnell es ging durch das stehende Wasser und durch den Gewitterschauer ins Haus.

In der Küche wärmte noch immer der Herd, wir zogen uns rasch um. Das Kreuz legten wir in das Abwaschbecken, wir reinigten es vorsichtig mit ein paar Tropfen Spülmittel auf der weichen Geschirrbürste. Mit einem Lineal maßen wir das Stück ab: 35 cm lang, an seiner größten Stelle 15 cm breit. Die Oberfläche doch nicht ganz glatt, weil etwas wellig oder eigentlich krümelig, das kam wohl vom langen Liegen in der feuchten Erde. Jetzt ging es erst einmal darum herauszukriegen, was das Stück überhaupt darstellte. Unsere Recherche im Laptop Julias brachte als Ergebnis: ein Russenkreuz. Wir suchten weiter: Vor über 200 Jahren zog in den Kriegen eine russische Armee durch unser Tal, ja sie lagerte über den Winter sogar zeitweise irgendwo hier! Der General hieß Suworow, der Name klang uns irgendwie vielversprechend. Draußen in der Zwischenzeit dunkel, konnten wir nicht mehr hinaus. Und am Sonntag-Morgen mussten wir erst einmal mit der Mutter in den Gottesdienst. Zuvor, das erschien uns vorteilhaft, gestanden wir ihr beim Zmorge, was gestern im Garten passierte. Die Situation war offenbar wirklich günstig. Mama jammerte nicht, sie fragte kaum, was geschah, sondern nur: Lässt sich was retten? Zurück aus der Kirche, ging sie gleich zur Rezeption, sie musste bereits die ersten Abreisenden abfertigen.

Es begann schon wieder zu regnen, ziemlich dick, fast wie Schnee. Das gibt es bei uns selbst im Sommer gar nicht selten. Siehe da: Julia freute es! Wenn es noch recht kalt wird – das kam auch, wir brauchten Julias dicke Pullover und Hosen –, kann unsere Fundstelle anfrieren, lautete ihr Argument, sie wird dadurch stabiler. Und so ungefähr fanden wir es ein paar Stunden später vor. Zuerst probierten wir, ob wir am Lattenhag etwas reparieren könnten. Wir ließen schnell die Finger davon: Weil, was wir auch gemacht hätten, wir hätten ja unsere Fundstelle wieder zu getrampelt, mit der Erde zu barrikadiert. Wir gingen lieber richtig ans Werk, Julia dachte sogar an Werkzeuge. Zuerst schnitten

wir Rasenpolster aus, in einigermaßen rechteckiger Form, damit wir sie wieder gut einsetzen könnten. Danach begannen wir zu graben, ich mit einer kleinen Schaufel, Julia hackte mit einem Stechbeitel in den Boden, um ihn weiter zu lockern. Wir mussten nicht lange warten und wir stießen auf etwas Hartes, unsere Geräte rutschten dauernd ab. Erst meinten wir, es ist festes Holz: ein Sargdeckel, schauerten wir zusammen. Wir ergraben ein Grab, nein, zu Sprachwitzen waren wir wirklich nicht aufgelegt. Bald merkten wir, wir konnten keinen Schnitt oder gar einen kleinen Keil anbringen: Es musste wieder Metall oder Ähnliches sein. Deshalb gingen wir sozusagen indirekt vor, wir machten unser Loch breiter und breiter. Da entdeckten wir ein mittelgroßes schlichtes Kästchen, rechteckig mit überstehendem Deckel. Obwohl wir darauf brannten, es zu untersuchen, dichteten wir erst einmal unsere Arbeitsstelle durch Stopfen mit Klumpen ab. Es begann schon wieder zu tröpfeln.

Im Keller reinigten wir unser Ding im Ausgussbecken vom Dreck. Es war reichlich schwer. Der Inhalt rappelte, wenngleich nur ganz leicht. Hoffentlich sind da keine Knochen drin! Puh, der Gedanke löste bei uns Schrecken und zugleich freudige Erwartung aus! In Julias Zimmer studierten wir unseren Fund gründlich. Es gab nichts Besonderes zu sehen, leider keine Vorrichtung zum Aufmachen, nicht einmal ein Schlüsselloch. Der Deckel klemmte furchtbar. Wir versuchten, den leichten Überstand von unten auszuhebeln, das funktionierte nicht. Und klappte doch, weil wir bei unserem Herumprobieren mit Julias Stechbeitel auf eine verborgene Stelle drückten, wie auf eine Taste: Die Lade öffnete sich!

Was fanden wir? Einen Haufen Münzen! Damit sie nicht schepperten, hatten die Leute die Geldstücke in einen Stoff gebettet, einen ganz weichen. Wir nahmen eine Handvoll heraus und legten sie auf Julias Schreibtisch. Das ganze Zeug war uns völlig unbekannt. Das blieb, selbst als wir die Menge mit einem weichen Lappen mühselig abgerieben hatten. Wobei auf vielen Exemplaren helle Punkte blieben, genau umgekehrt wie Stockflecken. Wir fanden die Münzen unregelmäßig rund, teilweise wie ausgefranst. Die Oberfläche zeigte verschiedene Motive, das ist eine Prägung, sagte Julia. Ich nannte es, stolz, das Wort zu kennen, ein flaches Relief. Wir erkannten geometrische Formen und vor allem Köpfe, männlich und weiblich, vor allem der Frisur wegen zu bestimmen: Weil sich sonst die Gesichter gleich markant geschnitten zeigten. Vielleicht konnte das bei der Bearbeitung des Materials nicht anders sein. Anschließend bemerkten wir auf den Rückseiten Buchstaben. Zum Teil konnten wir sie lesen, nicht jedoch verstehen. Das ist Lateinisch, sagte Julia. Andere Buchstaben machten

einen eigenartigen Eindruck, eckig mit vielen verschiedenen Akzenten. Später erklärte uns jemand, diese gehörten zu einem Alphabet, das sich kyrillisch nennt. Und, jubelten wir, zu Russland passte!

Dieser Jemand war eine Frau und gehörte zu einem Amt, in dem Archäologen arbeiten. Das sind Leute, die sich mit dem Ausgraben auskennen. Wie kamen die hierher? Verheimlichen konnten wir unseren Fund ja nun nicht mehr, somit lösten wir eine Lawine aus. Ich mache es kurz: Die Archäologen untersuchten die Stelle am Hag ganz exakt. Das ist, glaube ich, mehr noch wie genau. Julius Vater achtete darauf, dass über sein kostbares Rasenspektrum ein Brettersteg gelegt, Julius Mutter, dass mit den dreckigen Schuhen der Hausflur nicht betreten wurde. Die Leute hielten sich daran und waren im Übrigen schon recht bald fertig. Leider ausgerechnet genau in einer Schulwoche, wir also nicht dabei. Großartig, kam jene Dame extra an einem Samstag heraus, um uns beiden die Ausgrabung zu erläutern. Deshalb kann ich jetzt die erste Schlussfolgerung mitteilen: Ein eigentliches Grab gab es nicht, obwohl man ein paar menschliche Knochen fand, darunter Teile von einem Bein. Kein eigentliches Skelett: sollten wir jetzt «wie schade» sagen? Die Knochen werden noch genau untersucht, eines stand bereits fest: Sie mussten ziemlich alt sein. Wenigstens wir sind überzeugt: 200 Jahre, das wird garantiert passen.

Also kein Kriminalfall? Ich setze da ein Fragezeichen hin. Julia und ich, wir sind eifrig dabei, eine Story auszudenken. Wir nehmen uns das Buch aus der Schule zum Vorbild. Wir müssen natürlich die Landschaft anpassen, keine Hügel, sondern echte Berge, ebenfalls die Leute, keine Erwachsenen, sondern wissbegierige Mädchen, und unseren Text in die Geschichte unserer Gegend einordnen. Die nette Dame sagt dem übrigens Historie. Wir gehen von einem Soldaten der Russenarmee in einem hohen Rang aus, der in einem Gefecht schwer verwundet wurde oder sich auf dem langen mühsamen Marsch schwer verletzt hatte, weshalb man ihm ein Glied amputieren musste. Warum er die gesammelten Münzen hier, in der Nähe der Poststation, verbarg, warum er trotzdem und auf welche Weise oder überhaupt weiterzog? An der Lösung knabern wir noch, weil sie wirklich plausibel sein muss.

Die Münzen durften wir natürlich nicht behalten. Sie werden nach einer die alten Stücke schützenden Bearbeitung zusammen mit dem Kreuz und dem Kästchen im Dorfmuseum ausgestellt. Mit einem kleinen Schild, auf dem steht: Wir beide haben sie gefunden! Ja, und dann bekamen wir noch einen stattlichen Finderlohn.

Claudia Taller

„Ich habe mich geirrt“

Keplers Selbstgespräch, 1609

„Hypothesen, noch vibrierend von eigener In-Frage-Stellung, kommen selten bereits zum praktischen Beweis, ... aber sie wandern in die Versuchsgeschichte der Erkenntnis, der erkannten Irrtümer.“

Ernst Bloch, 1953

Das Dreieck ist schön.

Das Viereck ist schön. Auch das Fünfeck ist schön.

Ich nehme vier Dreiecke und bilde das Tetraeder.

Ich nehme sechs Vierecke und baue einen Würfel.

Ich nehme acht Dreiecke, es wird das Oktaeder.

Ich nehme zwölf Fünfecke, es entsteht das Dodekaeder.

Und ich nehme zwanzig Dreiecke und bilde ein Ikosaeder.

So stehen sie in meinem Geist, die fünf platonischen Körper – Vielflächner von vollkommener Regelmäßigkeit, von stupender Symmetrie. Und jetzt stelle ich sie in Kugeln, eine größer als die andere. Ich schachtle Kugeln in Kugeln. Die Eckpunkte der Dreiecke denke ich mir als Punkte auf den Kugeln. Und auf diesen Eckpunkten liegen die Planeten, der Mars, der Jupiter, der Saturn, der Merkur und die Venus. Das soll mein Modell sein vom Sonnensystem. Es ist ein Modell von großer Schönheit. Ich bin Mathematiker, ich mache mir ein Modell. Ich baue am Modell des Sonnensystems.

Ich baue auch auf Copernicus – ich stelle die Sonne in den Mittelpunkt, wie er. Das ist eine gute Theorie. Die Planeten bewegen sich um die Sonne, die Erde dreht sich um die eigene Achse. Es ist mehr als eine Theorie. Copernicus ist tot. Er ist gestorben, da war ich 28 Jahre lang noch nicht geboren. Und immer noch glauben sie, das sei nur eine theoretische Angelegenheit, immer noch glauben sie, es sei keine Wahrheit. Copernicus' Werk ist gut. Ich will mehr. Ich will es wissen. Wie bewegen sich die Planeten um die Sonne? Ich werde die Planetenbahnen berechnen. Copernicus war Astronom und Arzt, ich bin Astronom und Mathematiker. Sein Modell hat Fehler.

Er hat angenommen, dass die Gestirne sich in Bahnen aus Kreisen um die

Sonne bewegen. Er konnte es nicht beweisen. Aristoteles sagt, der Kreis sei das ideal-harmonische, vollkommenste mathematische Gebilde – gut, ich stimme zu. Und rechne weiter. Ich werde die Harmonie der Welt erkennen. Mein gottgeschaffener Geist wird die göttlichen Ideen sichtbar machen und sie preisen.

„In der Mitte von allem aber hat die Sonne ihren Sitz.“ Schön gesagt Copernicus. Und doch haben sie deine Ideen als Hirngespinnst eines verwirrten Geistes abgetan. Das werden sie mit mir nicht tun.

Galilei versteht sich auch auf die Sprache der Mathematik. Auch er steht auf Seiten des Copernicus, was die Sonne betrifft, er hat es mir geschrieben. Galilei hat gelernt, Linsen zu schleifen. Sein Fernrohr kann achtfach vergrößern. Das ist eine Revolution, das ist zuzugeben. Er hat gesehen, dass die Oberfläche des Mondes zerklüftet ist und rau. Er hat gesehen, dass die Milchstraße aus einzelnen Sternen besteht, aus unzähligen, einzelnen Sternen. Er ist zu Recht berühmt. Ich werde auch berühmt werden. Galilei hat Flecken auf der Sonne entdeckt. Und doch kann er nicht zwingend beweisen, was Copernicus, unser aller Lehrer, sagte „In der Mitte von allem aber ...“

Galilei beobachtet, er beobachtet gut. Ich aber berechne. Galilei glaubt an die Kreisbahnen des Copernicus. Er sieht nicht die Ungereimtheiten. Er will sein Konzept retten, um jeden Preis, um den Preis schlechter Voraussagen. Ich habe es ihm geschrieben, er will es nicht hören. Ich habe keine blinden Flecken.

Auch Tycho Brahe hielt fest an seinem Modell. Er ließ die Sonne und den Mond sich um die Erde drehen, die übrigen Planeten durften sich um die Sonne drehen.

Glaube und Wissenschaft sind getrennte Sphären. Ja, es war göttliche Vorsehung, die mich von der Theologie zu den Gestirnen führte. Ja, die Welt ist ein Spiegel der göttlichen Ideen. Ja, mein menschlicher Geist ist gottgeschaffen. Und mein Geist wird die göttlichen Ideen erkennen und sie preisen. Und mein Geist tastet die Lehren von Aristoteles und Ptolemäus an. Ich bin ein Copernicaner. Die Sonne im Zentrum ist eine physikalische Tatsache – da mag der Widerstand der Katholischen und der Protestantischen noch so erbittert sein. Ich nehme die irdische Physik, ich wende sie auf die Himmelskörper an. Und ich bin überzeugt, dass die Himmelskörper auf irdische Ereignisse einwirken.

Tycho Brahe ist tot. Das ist gut so. Ich habe seine Daten über die Position der Planeten. Es sind gute Daten. Sie verdächtigen mich, ich hätte Tycho vergiftet. Nur weil er sich zwölf Tage in seinem Bett gewunden hat. Vielleicht hat er sich

selbst vergiftet, in seiner Quecksilberwolke. Tycho war ein guter Beobachter. Er war kein guter Mathematiker. Ich sehe nicht mehr gut. Die anderen wissen das nicht, noch nicht. Ich muss rechnen. Das ist das, was ich kann.

Oh, ich habe sie gesehen, die Welt der Nacht. Die Mutter hat sie mir gezeigt, sie hat sie mir gesagt. Da hat es angefangen. Ich habe den Kometen gesehen und die Mondfinsternis. Immer haben sie mich beherrscht, die Sterne. Jetzt denke ich nach über die Sterne. Ich kann die Augen schließen beim Denken. Ich türme die Vielflächner ineinander, aufeinander. Das ist schön.

Copernicus liebte die Kreisbahnen. Der Kreis ist göttlich, ich weiß. Und Copernicus wusste, dass das Umlaufen der Planeten um die Sonne in Kreisen auf ungenauen Berechnungen beruhte, nicht auf Beobachtungen. Die Kreisbahn ist eine unzureichende Annahme. So kann man Kritiker nicht zwingend widerlegen. Ich will wissen, wie sich die Planeten bewegen. Copernicus irrt – möglicherweise. Auch Galilei glaubt an die Kreisbahnen. Glauben heißt nichts. Es ist zu beweisen. Ich werde es beweisen. Ich muss den Beobachtungen von Tycho einen Sinn geben. Sie haben einen Sinn. Ich werde ihn finden. Und die Theorie von Gilbert über die magnetischen Körper, über den großen Magneten Erde – sie ist eine gute Theorie. Die Kraft für die Bewegung der Planeten muss von der Sonne ausgehen. Ich muss mit den Daten von Tycho meine Theorie verbessern.

Ich sage, die Abstände der Planeten von der Sonne sind durch Kugeln gegeben, in die ich die regelmäßigen Vielflächner schachtle. Die Umlaufbahn des Saturns ist der größte Kreis, auf der äußersten Kugel – Copernicus hat die Zeit errechnet, in dreißig Jahren vollendet Saturn seinen Umlauf. Die Kugel umschließt einen Würfel. Der Würfel wiederum umschließt die nächste Kugel in sich. Dort beschreibt Jupiter seine Bahn. Copernicus berechnete zwölf Jahre für Jupiter. Diese Kugel wiederum schließt ein Tetraeder ein. Das Tetraeder umhüllt eine Kugel, auf deren Kreis Mars seine Bahn zieht. Auch das hat Copernicus berechnet. In zwei Jahren durchläuft Mars seine Bahn.

Es gibt eine Verbindung zwischen den platonischen Körpern und den vier Elementen. Plato sprach davon. In der Antike gab es die Vorstellung, das Universum sei von einem gigantischen Dodekaeder umgeben. Die Zwölf als Symbol für den Kosmos in seiner Ganzheit, das Oktaeder als Symbol der Luft, der Würfel das Symbol für die Erde, das Ikosaeder, der Zwanzig-Flächner, als das Symbol für Wasser, das Tetraeder als Symbol des Feuers – das ist die Harmonik der Welt!

Ja, ich bin ein Mystiker! Ich glaube, dass die gesamte Schöpfung ein zusammenhängendes Ganzes ist. Damit stelle ich mich in Gegensatz zu Plato und Aristoteles. Sie glauben, dass die Erde grundsätzlich verschieden ist vom Rest des Universums, dass sie aus anderen Substanzen besteht, dass auf ihr andere Gesetze gelten. Ich werde universelle Gesetze entdecken – über mathematische Beziehungen. Die Grundlage der Natur sind mathematische Beziehungen.

Meine Grabinschrift soll lauten:

„Die Himmel hab ich gemessen, jetzt mess ich die Schatten der Erde.“

Ich muss die Kraft der Sonne weiterdenken. Die in die Ferne wirkende Kraft der Sonne hält die Planeten auf ihren Umlaufbahnen. Ich beginne mit Mars. Ich will die Bahn des Mars verstehen. Dazu muss ich die Bewegung der Erde kennen, genau kennen. Ich brauche eine Vermessungslinie. Ich nehme die Sonne und den Mars als Basislinie. Daraus berechne ich mir die Position der Erde. Und aus dieser Position berechne ich die Umlaufbahn des Mars!

Wenn ich es wage, die Fernwirkungskraft der Sonne mit den Auswertungen von Tychos Daten zusammen zu denken, dann ..., dann komme ich zu keiner Kreisbahn. Die Bahn ist nur fast kreisförmig. Ich wage nicht, weiter zu denken. Ich wage nicht, die Worte „fast kreisförmig“ durch ein einziges zu ersetzen.

Wenn die Bahn kein Kreis ist, wenn sie eine andere Form hat..., dann zerfällt meine Theorie der Vielflächner in sich zusammen... meine Erleuchtung, dass die Abstände der fünf Planeten den umgeschriebenen und eingeschriebenen Kugeln zu den fünf platonischen Körpern entsprechen. Meine Enthüllung des Baus des Alls fällt in sich zusammen ...

Das Wort, ich habe es im Kopf. Ich drehe es im Kopf. Ich wende es im Kopf.

Wenn ein Wort einmal im Kopf ist, geht es nicht mehr heraus. Ich muss es aussprechen, ich muss es niederschreiben: „Ellipse“.

Ja, ich habe mich geirrt.

Christa Maria Till

Marianna von Martines

Sie übertraf wirklich noch die Erwartung, die man mir von ihr beigebracht hatte. Sie sang zwei Arien von ihrer eignen Komposition über Worte von Metastasio, wozu sie sich selbst auf dem Flügel akkompagnierte, und zwar auf eine wohlverstandene

meisterhafte Manier; und aus der Art, wie sie die Ritornelle spielte, konnte ich urteilen, dass sie sehr fertige Finger hätte. (Charles Burney)

Komponistinnen hat es seit alters her gegeben. Aber für das öffentliche Bewusstsein werden sie erst so langsam hervorgezogen. Eine Komponistin zurzeit von Haydn und Mozart war

Marianna von Martines (1744-1812), auch genannt Nannette Martinez. Ihre Wiederentdeckung geht parallel mit zwei CD-Einspielungen, so dass ihre Musik für uns lebendig werden kann. Sie war eine österreichische Komponistin, Cembalistin, Sängerin, Pädagogin, Übersetzerin.

Marianna wurde im Mai 1744 als Tochter von Theresia und Nicolò Martines in Wien geboren. Der Vater, aus Neapel stammend, mit spanischen Wurzeln, war Zeremonienmeister des päpstlichen Nuntius in Wien. Marianna hatte elf Geschwister, von denen jedoch sechs bereits im Kindesalter starben. Die Familie wurde 1774 von Kaiserin Maria Theresia in den Ritterstand erhoben.

Marianna war ein Wunderkind wie Mozart. Im elterlichen Wohnhaus, dem Michaelerhaus, logierte der berühmte italienische Dichter und Librettist Pietro Metastasio und zuoberst in einem Dachkämmerchen der junge Haydn.

Marianna nannte zwei Lehrer: Joseph Haydn und Giuseppe Bonno. Vermutlich waren es auch Nicola Porpora und Johann Adolph Hasse. Klavierunterricht bekam sie seit ihrem zehnten Lebensjahr vom jungen Haydn. Dieser, der im schäbigen Dachkämmerchen ohne Ofen hauste, wo es hereinregnete, bekam dafür freie Kost. Sonst erhielt er für die Musikstunde zwei Gulden, später fünf Gulden.

Metastasio wurde zu ihrem Mentor. Pietro Metastasio, seit 1730 Hofpoet in Wien, war mit der Familie befreundet. Durch ihn kam sie in Kontakt zu wichtigen Persönlichkeiten und zum Hof. Das hieß zuerst der Hof von Maria Theresia, dann von Josef II. und dann von Franz II.

Sie sang und spielte auf Einladung von Kaiserin Maria Theresia am Hof. Sie veranstaltete musikalische Soireen in ihrem Haus. Das Musikleben Wiens spielte sich damals – im Unterschied zu Paris und London, wo es schon öffentliche Konzertreihen gab – am Hof oder in privaten Akademien statt. Über viele Jahre hindurch war Martines Gastgeberin einer solchen Akademie, wo sich das gehobene Bürgertum traf. Sie hat selbst gesungen und am Cembalo gespielt. Sie dürfte auch Mozart gekannt haben. Mit ihm soll sie vierhändig Klavier gespielt haben.

Es gab damals in Wien noch weitere namhafte Musikerinnen. Zu nennen ist die Klaviervirtuosin Josepha Auernhammer (1758-1820). Die Pianistin und Salon- dame Fanny von Arnstein (1758-1818) oder die einzige Frau in der Wiener Hofmusikkapelle, die Harfenistin Josepha Müllner (1768-1843). Diese Frauen stammten zumeist aus wohlhabenden bürgerlichen Familien, wo deren musika- lische Ausbildung gefördert worden war. Einige waren verheiratet, andere nicht. Eine weitere berühmte Musikerin der Zeit war die blinde Maria Theresia Para- dis (1759-1824), die der damals berühmte Heilmagnetiseur Franz Anton Mess- mer (1734-1815) zu heilen versucht hatte. Sie unternahm weite Konzertreisen und betrieb ebenfalls eine Musikschule.

Als erste Frau wurde die Martinez 1773 in die „Filharmonica di Bologna“ aufgenommen. Das war eine große Ehre. Der Organisator dieser Akademie war Padre Giovanni Battista Martini. Eine der Aufgaben der Aufnahmeprüfung war, das Arrangieren einer Antiphon (Gegengesang, Kirchenmusik) für vier Stim- men. Man hob bei Martines hervor: die Zierlichkeit, das Genie, die erstaunli- che Präzision ihrer Komposition. 1781 komponierte sie das Oratorium „Sant’ Elena al Calvario“ (Text von Metastasio). 1782 wurde ihr vielleicht berühmtes- tes Werk, das Oratorium „Isacco figura del redentore“ (Text Metastasio) aufge- führt. Zwischen 1780 und 1790 führte sie eine Singschule, die als Vorläuferin des Wiener Konservatoriums gelten kann. Marianna komponierte Kirchenmu- sik, Messen, Motetten, Kantaten, Oratorien, Psalmvertonungen, Instrumental- musik für Cembalo, Cembalosonaten und -Konzerte sowie Arien. Viele ihrer Arbeiten sind verschollen. Vermutlich wurde ihr von der Universität Padua das Ehrendoktorat verliehen. Als Metastasio 1782 verstarb, hinterließ er sein Ver- mögen den Geschwistern Martines.

Später wohnte Marianna, mit ihrer jüngeren Schwester Antonia, in der Her- rengasse in einer größeren Wohnung. Sie starb mit 68 Jahren an Tuberkulose und wurde am St. Marxer Friedhof beigesetzt.

Lassen wir sie selber zu Wort kommen (Brief an Padre Martini 1773):

Ich bin im Jahr 1744 geboren, am 4. Tag des Monats Mai. In meinem siebten Le- bensjahr begann man, mich an das Musikstudium heranzuführen, für welches man mich geeignet hielt. Dessen Rudimente wurden mir durch Signor Giuseppe Haydn beigebracht, zur Zeit Maestro di Capella des Fürsten Esterhazy und einen Menschen von grosser Reputation in Wien, insbesondere im Bezug auf die Instrumentalmusik. Auf dem Gebiet des Kontrapunktes, in welches ich recht früh eingewiesen wurde, hatte ich keinen anderen Meister als Signor Giuseppe Bonno, einen sehr eleganten

Komponisten am kaiserlichen Hofe; diesen hat Kaiser Karl VI. nach Neapel gesandt, wo er sich viele Jahre aufhielt und grosse Kunstfertigkeit in der Musik unter den berühmten Meistern Durante und Leo erwarb. Meine Übung bleibt es weiterhin, die tägliche Kompositionspraxis mit dem Studium der Werke sehr gefeierter Meister wie Hasse, Jommelli, Galluppi u. a. zu verbinden.....Bei all meinen Studien jedoch war und bleibt Signor Abbate Metastasio der führende Planer und Leiter: Mit seiner väterlichen Fürsorge für mich und meine grosse Familie leistet er vorbildliche Entschädigung für die unzerstörbare Freundschaft und unermüdliche Unterstützung, die ihm mein Vater bis zum Ende seines Lebens schenkte.

Neben der Michaelerkirche steht das Michaelerhaus Ecke Kohlmarkt, ein riesiger barocker Bau. Es sind Tafeln angebracht, dass hier Haydn und Metastasio gewohnt haben, aber an die Martines wird nicht erinnert. In der Michaelerkirche wurden Werke von ihr uraufgeführt. Hier soll auch Metastasio einbalsamiert seine letzte Ruhestatt gefunden haben.

Auf einer der erwähnten CDs können wir uns ein *Concerto per Cembalo in G Dur* von 1772 anhören. Die *Cantata „La Tempesta“* von 1878 für Mezzo, Streicher und Bläser ist ein frühes Werk. Dirigentin und am Cembalo ist Nicoleta Paraschivescu mit dem Barockensemble „La Floridiana“. Anna Bonitatibus mit ihrem samtigen Mezzosopran singt die Arien. Die Kantate, die viele Verzierungen aufweist, besteht aus Rezitativ-Arie-Rezitativ-Arie, die lebendige Interaktion zwischen Musik und Text der Rezitative wird im Beiheft als einfallreich bezeichnet. Ein Sturm kommt auf, eben „La tempesta“, die geliebte Frau soll beschützt, aber nicht mit Liebesschwüren belästigt werden. Man denkt an Haydn und die „Schöpfung“ und wie dort Tiere und Naturphänomene musikalisch dargestellt werden. Das gibt es hier auch, z. B. das lästige Piepsen der Vögel oder die Wandelbarkeit des Flusses und andere Naturszenen. Eine weitere Einspielung „*Il nido degli Amori*“ (Ein Nest für kleine Amörchen) Arie/Rezitativ/Arie teilt ein Mann der Freundin Irene mit, dass er sie bewundere, aber nicht liebe. Denn er möchte eine Geliebte, die ihm treu ist und nicht ein flatterhaftes Mädchen. Die *Sonata Per Cembalo G Dur* 1769 ist galant und verspielt.

Der bereits eingangs zitierte englische Reisende, Charles Burney lernte auf seinen Reisen durch Europa das Wiener Musikleben und auch Marianna Martines kennen. Er schreibt über die Begegnung:

Hierauf ward das Gespräch allgemein und vermischt, bis zur Ankunft eines jungen Frauenzimmers, welches von der ganzen Gesellschaft mit grosser Ehrerbietung empfangen wurde. Sie war sehr gut gekleidet und machte einen hübschen Aufzug. Es

war Mademoiselle Martinez, eine Schwester des Herrn Martinez, Unterbibliothekar an der kaiserlichen Bibliothek, dessen Vater ein vieljähriger Freund des Metastasio gewesen. Sie war in dem Hause geboren, in welchem er itzt wohnt, und unter seine Augen erzogen: Ihre Eltern waren Neapolitaner, der Name aber ist spanisch, wie die Abkunft der Familie.

Nach dem grossen Lobsprüchen, welche der Abate Taruffi den Talenten dieses Frauenzimmers beylegte, war ich sehr neugierig, mit ihr zu sprechen und sie zu hören; und Metastasio war so verbindlich, ihr vorzuschlagen, sie möchte sich zum Flügel setzen; welches sie denn auch augenblicklich that, ohne sich lange nöthigen zu lassen, oder mit falscher Bescheidenheit zu prahlen.

1846 war noch von 31 Cembalo-Sonaten die Rede. Heute kennt man nur noch drei. Mir ist es sogar gelungen, Klavier/Cembalonoten der Martines aufzustöbern. Das Spielen dieser Sonaten am Klavier versetzt mich in eine Art Ruhe, die man sich in der heutigen Zeit oft gerne wünscht.

Martines war zu Lebzeiten anerkannt, ja berühmt. Sie wurde als Komponistin sowie als Sängerin und Pianistin geschätzt. Nach ihrem Tod geriet sie in Vergessenheit.

Hannes Vyoral

in zar peters wunderkammer

*„die Ärzte erkennen uns“
(Milena Zwetajewa)*

ausgestellt ist
das große operationsbesteck
ein monströses skalpell
für den eingriff
am russischen herzen

museum für anthropologie und ethnographie in st. petersburg, russland

Hannes Vyoral

moskwa, newa, donau

Смедеревска Песничка Јесен

Smederevo's Poet Autumn

die sonne geht groß
wie ein slawisches herz
und du, ein gedicht im kopf,
ich, ein gedicht im kopf,
sitzen aufrecht und eng
und einträchtig schweigend
im boot auf der donau
das feuer erlischt

der himmel glüht nach
der dunst trifft auf nebel
gestaffelte wälder
wie platin gefärbt
und altgold gefasst
markieren die ufer
die breite der stille

wäre da nicht
das rhythmische schlagen
des fischers aufs wasser
im auge den waller
weithin verhallend
den kitsch, den wir lieben,
konterkarierend:

b u č k a l i c a

18.10.2019, at the 50th international festival of poetry in smederevo, serbia

ANMERKUNG: *bučkalica* (betonung auf der ersten silbe) ist das serbische wort für das schlagen aufs wasser, um welse (auch: *waller*) anzulocken und sie mit einem knüppel zu erschlagen.

Josef Wagner

Stefan Bach

Auszug aus dem „Text“ Gute Miene böses Spiel, in Arbeit

Er musste sich sagen, dass er nicht genug erreicht habe, gemessen an den Chancen, musste er sich voll Bitterkeit sagen, praktisch nichts. Dabei entwertete er jeden Einwand gegen dieses wahrhaft grausame Selbsturteil. Es ließ sich alles relativieren, maskieren, verschieben, anders gewichten. Denn diese Chancen hatte es gegeben, Begabungen, auch Geld, Begabungen zumindest im Urteil der Verwandten, der Lehrer, der Freunde. Aber die hatten sich eben geirrt. Und es kam ihm, dass diese, besonders die Lehrer, sich geirrt hatten, wie ein Betrug vor, sein Betrug, dessen er, der Beurteilte, sich schuldig gemacht hatte. Alles erklärte er sich so in einer Art masochistischer Tendenz: er bezichtigte sich selbst. Später wurde ihm klar, dass er sich so seiner Schuld entledigen wollte, dass er mit seinem aktuellen kleinen Leid bezahlen wollte, er wollte programmiert leiden, um sich das größere Übel zu ersparen, dieser Sisypchos-Last zu entgehen, dieser größeren Anstrengung, nun selbst etwas zu tun, nun endlich seinem reifen Alter entsprechend selbst etwas Echtes, Geplantes zu tun, statt in der bequemen, kosenden Rolle des Opfers zu verharren. Diese Opferrolle war wie Seide und Samt, eine Wiege, umschmeichelte, beruhigte, stillte, bemutterte. Diese ungeheure Last der Pflicht – nicht umsonst nannte man den Königsberger Kant einen Rigoristen, einen Pedanten und er war zugleich ein Korporal, der nichts, nicht das Mindeste durchgehen ließ, alles sogleich entlarvte, jede Finte, jede Tarnung, jede Diversifikation. Schiller wollte ihm beispringen, der Philosoph wies es zurück. Er sah in sich hinein, er drang handtief in dieses Gestrüpp und es entsetzte, es verwirrte ihn. Die karge Klarheit war weg und ins Vakuum trat Angst ein, strömte, flutete nackte Angst, Existenzangst. Was tat sich da, wie kamen die Gedanken, warum der und nicht der, was tat sich da an den Synapsen, war geschah elektrisch, in welcher Weise folgte es den Maxwellschen Gleichungen, diesen genialen Gleichungen, was war der Anteil der Chemie, Loschmidt sagt uns da etwas, oder Avogadro, etwas von Milliarden von Milliarden von Milliarden kleinen, winzig kleinen Dingen in einem Fingerhut, der den Finger gegen die Nadel schützt, alle rege, alle im Tanz, im Tanz des Shiva oder in einem europäischen Tanz, denn das hatte sich alles hier abgespielt, in Abdera hatte es begonnen mit den Abderiten, lange vor Christus, diesem Jesus von Nazareth, auf dessen Schultern dann die anderen kamen mit ihren Deutungen und Dogmen, ihren blutigen Kriegen, ihrer Macht- und Prachtentfaltung, ihrem Willen

zur Macht, dass Zarathustra nur so staunt, und ihrer Unnachgiebigkeit, Intoleranz, Inquisition, aber keine Inquisition, kein inquisitives Verhalten im Sinne der genialen und fleißigen Leukipp und Demokrit, sondern aus Verhärtung, Sadismus, Menschenverachtung geborenes vernichtendes Tun. Und immer im Dienste der Mächtigen oder mit deren Billigung oder mit deren Unterlassen eines Einschreitens ins grausame sadistische Schneiden und Stoßen und Hacken und Brechen, Strecken und Recken. Prokrustes-Bett ohne Güte, harte, erbarmungslose, unpersönliche Welt, dämonisches Tanzen hunderter Teufel – die alle in Wirklichkeit keine sind, sondern immer nur immanente Mächte, Roboter, Jasager- und immer war da ein General, der Ja sagte (Benn), schauerliche Welt, die Reichen reden, die Armen kuschen, und es bleibt nicht beim Reden, denn „am Anfang war die Tat“ – Und wenn hier der Olympier anklingt? – Klar Goethe, der einiges an guter Miene machte?

Neue Mitglieder

Josef Brodträger

Ruth liest

Ruth liegt auf ihrem gemütlichen Sofa im Wohnzimmer und liest in dem Buch, welches sie sich erst vor Kurzem gekauft hatte. Auf den ersten Blick ein idyllisches Bild voll Harmonie und Seelenfrieden. Nur ganz aufmerksame Beobachter könnten die sich steigernde Unruhe in der hübschen Frau mittleren Alters erkennen. Die Gedanken von Ruth schweifen immer mehr ab, immer schwerer fällt es ihr, sich auf den Text des Buches zu konzentrieren. Dabei ist es aber gerade dieses Buch oder richtiger formuliert eine Textpassage dieses Romans, welche die Gedanken der Leserin so in Anspruch nimmt und so sehr in den Bann zieht, dass sie das Buch zur Seite legt, sich ein wenig ausstreckt und ihre Augen schließt. Was sie gerade eben gelesen hat, ist die Beschreibung einer verheirateten Frau, die nach langer Ehe von ihrem Ehemann sträflich vernachlässigt wird. Die Protagonistin dieser Geschichte macht aus ihrer Not eine Tugend und befriedigt sich selbst. Dieses erotische Ereignis wird in dem Buch sehr ausführlich und liebevoll beschrieben, mit dem Ergebnis, dass unsere Ruth völlig in dieser Erzählung aufgeht. Oder aufzugehen versucht, denn das ist gerade der Punkt, der sie so sehr beschäftigt. Ruth ist das einzige Kind einer sehr erfolgreichen Kaufmannfamilie, im Grunde einer Dynastie, denn schon ihre Großeltern und Urgroßeltern waren erfolgreiche Geschäftsleute gewesen. Sie ist demnach sehr streng und erzkonservativ erzogen worden und aufgewachsen. Das Thema Sexualität und Liebe war keines in dieser Familie und wurde wie vom sprichwörtlichen Teufel, der das Weihwasser scheut, vermieden, verschwiegen und verdrängt. Nach dem Besuch einer elitären Privatschule wurde sie von ihrem Vater in ein Wirtschaftsstudium gedrängt, welches sie lustlos aber eben pflichtbewusst absolvierte und auch abschloss. Danach übernahm sie eine leitende Position in der Rechnungsabteilung des Familienunternehmens, genau dort, wo sie ihre Eltern sehen wollten. Liebe, Zuneigung oder gar Zärtlichkeit hatte sie

weder von ihrem Vater noch von ihrer Mutter je erfahren. Dieses ihr innerliches Sehnen nach Anerkennung und Liebe von ihren Eltern wurde nie erfüllt, was sie eines Tages resignieren ließ und dazu führte, dass sie sich ganz der Aufgaben in ihrem Beruf widmete. Das Thema Liebe und Zärtlichkeit hatte sie für sich so sehr ausgeklammert, dass sie von der Männerwelt, obwohl sie eine hübsche und gepflegte Frau war, kaum wahrgenommen wurde. Es gab da schon den einen oder anderen Mann, meist Mitarbeiter in ihrem Unternehmen, die sich oft vordergründig wegen ihres Vermögens um sie bemühten. Ruth aber erstickte jeglichen Annäherungsversuch eines Mannes sofort im Keim, so dass sie jetzt in der Mitte ihres Lebens alleine und innerlich einsam ihr Dasein fristete. So ist es vielleicht auch kein Wunder, dass unsere Ruth ihren Körper zwar pflegte, ihn aber nicht liebevoll wahrnahm und das Thema Selbstbefriedigung ihr niemals in den Sinn, geschweige denn in die Praxis gekommen wäre.

Ganz gefangen von der Erzählung des Romans versuchte sie nun das soeben gelesene für sich selbst zu erkunden. Wie im Buch bereitete sie sich ein wunderschönes Schaumbad vor, mit Rosenöl und Rosenblättern, zündete Teelichter an und genoss den Duft und die Entspannung, welche ihr das Badevergnügen bescherte und begann, eben genauso wie im Buch, sich vorsichtig und zärtlich selbst zu streicheln und diese Berührungen als angenehm und gewollt und später dann auch als lustvoll wahrzunehmen. Nachdem sie sich genussvoll abgetrocknet hatte, begann sie ihren sehr schönen und weiblichen Körper mit einer Lotion einzucremen und zu massieren. Dieses sich selbst streicheln und massieren setzte sie dann in ihrem Bett fort, wo sie von einer Woge der Wollust zur nächsten geschwemmt wurde.

Ganz beglückt von dem Erlebten wandte sie sich jetzt öfter der Erkundung ihres eigenen Körpers und der Wahrnehmungen und lustvollen Erlebnisse mit sich selbst zu. Auf der Suche nach anspruchsvoller erotischer Literatur in der Buchhandlung ihres Vertrauens begegnete sie einem Mann, der ihr Interesse erweckte. Ob daraus nun eine Liebesbeziehung geworden ist oder nicht, kann ich Ihnen, lieber Leser, nicht beantworten, denn ich kann ebenso wie Sie leider nicht in die Zukunft sehen, überlasse es aber gerne Ihrer Fantasie, ob diese Geschichte ein wie auch immer sich vorzustellendes Happy End hat oder nicht.

Balkanfieber

Christoph nimmt die Pistole in die Hand, betrachtet sie eingehend, prüft vorsichtig ihre Funktion. Er steckt sie in die Innentasche des Sakkos. Die Ledertasche nimmt er mit.

Er geht die Balkanska hinunter.

Den Eingang zur Skadarlija kann man nicht verfehlen. Der Wechsel zu rustikalem Kopfsteinpflaster, die Ansammlung von Touristen aller Herren Länder. Auch die Japaner sind längst da. Musik aus den Lokalen. Eine Atmosphäre wie im Prater, nur mit anderen Rhythmen und Tönen. Alles live. Immer wieder wird er angesprochen, man will ihn in das eine oder andere Lokal locken.

Er erinnert sich, wo das „Šešir moj“ zu finden ist, ungefähr am Ende des ersten Drittels der Straße, auf der linken Seite. Plötzlich fallen ihm die leuchtenden Augen Maddalenas ein – Jahrzehnte ist das her –, als sie neben ihm eintauchte in das lebhafteste Treiben der Skadarlija. Jetzt stellt sich ihm die Frage, ob die Aufregung seiner Frau vielleicht andere Ursachen hatte. Lazar Petrović, er hat Maddalena umgarnt, ihre Ehe zerstört, sie wieder ausgespuckt.

Seine Schuld ist es, dass sie starb.

„Šešir moj!“ Da ist es. Musik strömt aus dem Inneren des Lokals. Einige Augenblicke steht er da, unschlüssig gegen sich selbst kämpfend. Wenn er es jetzt nicht tut, wird er nochmals den Mut aufbringen? Unwillkürlich greift er nach der Waffe in seiner Sakkotasche. Vielleicht ist Petrović gar nicht da. Er muss es herausfinden. Direkt neben der Türe im kleinen Vorhof ist ein Tisch frei. Man kann durch die geöffneten Fenster das ganze Lokal überblicken. Das ist der richtige Platz.

Der erste Blick ins Lokal, er soll wie zufällig wirken. Ganz hinten stehen die Musiker an einem Tisch. Drei sind es. Ein langer, dürrer Stehbassspieler mit Mondkopf. Ein Rom mit Gitarre. Der Akkordeonspieler kehrt ihm den Rücken zu.

– Ist er das? –

Im Dämmerlicht des Lokals muss er seine Augen gehörig anstrengen, um etwas zu erkennen.

Der Kellner nimmt seine Bestellung auf. Und weil er in der Aufregung vergessen hat, die Karte zu lesen, bestellt er Cevapcici. Die bekommt man in jedem Lokal Belgrads.

– Bleib ruhig! –

Die Musiker wandern zum nächsten Tisch. Wie lange er sich bereits hier befindet, weiß er nicht, lange genug jedenfalls, dass sein Essen inzwischen gebracht wurde. Er möchte gleich bezahlen, was ihm erstaunte Blicke des Kellners einbringt.

Auf dem Teller liegen Cevapcici für vier Hungrige. Sein Schlund ist trocken und eingeschnürt. Keinen Bissen brächte er jetzt hinunter.

Christoph rundet den zu zahlenden Betrag auf den nächsten Tausender auf. Wo die Toilette zu finden sei. Der durch die Höhe des Trinkgeldes ins devote Theaterspiel schwenkende Kellner, weist ins Innere des Lokales.

Christoph nimmt seine Tasche, die Musiker befinden sich inzwischen bei den Tischen in der Mitte des Lokals. Seine Schritte lenkt Christoph so, dass er im Dämmerlicht bleibt und dem Akkordeonspieler ins Gesicht sehen kann. Graues Haar, lang, bis auf die Schultern fallend, dunkle, große Augen ...

– Das ist er! –

Dicker als damals und etwas krumm. Falten auf Stirn und Wangen, Dreitagebart

– Das ist Lazar Petrović! –

Auf der Toilette schöpft sich Christoph kaltes Wasser ins Gesicht. Nein, er wird das Lokal noch nicht verlassen.

– Vielleicht ist das die Gelegenheit. –

Er gibt sich unscheinbar, findet seinen Tisch noch leer und nimmt wieder Platz. Erstaunt kommt der Kellner zurück. Ob er irgendwelche weiteren Wünsche erfüllen könne.

„Pivo!“

Er beobachtet aus den Augenwinkeln. Die Musiker bewegen sich hin zum Ausgang.

Petrović steht Christoph jetzt gegenüber. Der tastet an seine Sakkotasche. ...

Lazar blickt auf, sieht in die Augen des Mannes vor ihm, sein Kopf schüttelt sich, als müsse er eine Täuschung verjagen. Das kann nur ein Trugbild sein. Er dreht sich weg, geht den anderen Musikern zu viele Schritte voraus. Überrascht folgen ihm Jovan und Ivo. Die Melodie will nicht mehr so leicht aus dem Akkordeon fließen. Die Bewegungen des Akkordeonisten haben an Gelassenheit

und Sicherheit verloren. Mitten im Stück bricht Lazar das Spiel ab. Ohne sich um Weiteres zu kümmern, verschwindet er durch den Hinterausgang hinaus in den Hof.

Dort steht er und raucht, als Jovan und Ivo nachkommen. Bevor Jovan mit seinem Geschimpfe loslegen kann, sagt Lazar:

„Weißt du, wer da draußen sitzt?“

Der kleine Jovan blickt ihm giftig in die Augen. Als schwebt ein Ballon über dem Rom, Ivos kahler Kopf mit offen stehendem Mund.

„Da draußen sitzt der Botschafter!“

„Welches Land? Werden wir jetzt berühmt? Kann ich mir jetzt eine eigene Wohnung leisten?“

„Forstner! Da sitzt Forstner!“

„Du meinst der gewesene österreichische Botschafter?“

Lazar nickt, saugt an seiner krummen Camel.

„Maddalenas Mann?“

Lazar starrt in die Dunkelheit.

„Bist du dir sicher?“

„Ja, aber ...“

„Ja oder nein?“

„Ich habe den Mann nur einmal in meinem Leben gesehen, und das ist lange her. Trotzdem, er ist es.“

Hast du gesehen, wie er mich anstarrte?“

„Ich habe gar nichts gesehen. Und du bist dir keineswegs sicher.“

„Und was, wenn er es ist?“

„Ich werde es dir beweisen!“

Jovan verschwindet hinaus auf die Straße, er sucht seinen Sohn Gojo. Der muss da irgendwo sein in der Skadarlija, zusammen mit seinen Freunden. Gojo fettet das Familienkonto auf, er hat sich zu einem der erfolgreichsten Taschendiebe der Stadt entwickelt. Gegen seine Fingerfertigkeit kommt keiner an.

Das, was sein Vater nun von ihm verlangt, das sollte ein Kinderspiel sein.

Lazar steht im Hof und raucht, als Jovan zurückkommt.

„Hör zu, es ist ganz einfach. Der Mann, den du meinst, hat eine Tasche. Darin werden wir etwas finden, das seine Identität beweist.“

Während Jovan erklärt, was passieren wird, denkt Lazar: – Nichts davon ist einfach! – Trotzdem, er muss es versuchen, komme was wolle.

Er öffnet die Türe des Lokals, nachdem Jovan ihn bekreuzigt und dreimal geküsst hat. Langsam geht er durch den Raum, hin zum Ausgang. Sofort fangen ihn die Blicke des Mannes am Tisch im Vorhof ein. Nicht mehr als einen Meter neben ihm geht Lazar langsamen Schrittes hinaus auf die Straße. Er bemüht sich, nicht hinzusehen und unaufgeregt zu wirken. Und tatsächlich – der Mann am Tisch erhebt sich – zu schnell, um das für unauffällig zu halten. Immer wieder sucht er Lazar auf der Straße. Der bleibt stehen, zündet sich eine Zigarette an. Der andere wirft Geldscheine auf den Tisch, nimmt seine Tasche und folgt Lazar, der jetzt im Gewühl die Skadarlija hinunter spaziert. Lazar biegt in das nächste Gässchen ein, beschleunigt den Schritt. Als Christoph an die Ecke kommt, ist Lazar am Ende des Gässchens angekommen und verschwindet in der Dunkelheit eines Hofes. Christoph beginnt zu laufen. Keinesfalls darf er die Spur verlieren. Die Situation scheint sich genau so zu entwickeln, wie er es sich vorgestellt hat. Hier gibt es keine Passanten, keine Zeugen. Niemand wird sehen, was in den nächsten Minuten passiert.

Malina Marina Jankovic

32. Notizbuch

Seltsam ist diese Welt, in der wir leben, ein häufig wechselnder Zustand und die Sprache, in der du die Wahrheit predigst, aber die Gründe, warum du lebst, sind nicht mehr das, was du willst, sondern das, was uns auferlegt wird.

Denn wenn dich auch eine Silhouette abstößt, brichst du in Stücke, deine süßen Worte verwandeln sich in Staub, in die Partikeln des Virus, die der Wind verbreitet, so infiziert er die Menschen und macht sie krank, und der Fluss des Lebens bricht dir alle Sandtürme, welche du in der Unwahrheit gebaut hast, und das Wasser führt sie in einen Wirbel, weil du kein gutes Fundament gesetzt hast.

Deswegen lebst du jetzt von der Erinnerung und beschuldigst für deine Fehler andere, in verschiedenen Dimensionen bewegst du dich, suchend nach einem Notizbuch, in dem alles über dich steht und wo der Tag, an dem du verurteilt wirst, eingeschrieben ist, ihn zu ändern, um vor der Bestrafung gerettet zu werden.

Gerald Jatzek

Ein Spiegel für Granada

*Mit Dank an Omar den Zeltmacher
und alle, die ihm folgten*

Ein Spiegel für Granada,
der die Sonne in den Schatten lenkt,
in Kuppeln und Ghasele, in den Oud,
den Leib, in dem die Töne wachsen.
Ein Spiegel für die schwarzen Pferde,
für die Brunnen, die Glocken an den Knöcheln,
den Wein, die Poesie. Und ein Spiegel,
taub wie blind für eine kalte Königin.

Ein Spiegel im Wein,
der das Gesicht einer Frau vergisst,
der das Gesicht einer Frau erinnert,
der zwischen Staub und Staub die Lippen kühlt.

Ein Spiegel für das Haus
mit den Ameisen des Morgens auf der Schwelle,
den Eidechsen, dem Reiher am Teich.
Ein Spiegel für das Haus des Mittags,
mit den schweren Läden vor den Fenstern.
Ein Spiegel für das Haus der Dämmerung,
ohne Tee, ohne Salz, ohne Brot,
mit den Zeichen am Tor und dem Brief auf dem Tisch.

Ein Spiegel für den Bewohner,
Gott, bis er das Haus verlässt
für seinen Platz am Schluss der Karawane
mit nichts als Tinte und Papier.
Er zählt die Waren und Verbrechen,
misst die Zeit mit Schritten
und mit Peitschenhieben, misst den Sand,
der Korn um Korn über die Knochen scheuert

Ein Spiegel auf dem Markt,
auf dem der Dichter mit dem Töpfer spricht,
auf dem der Dichter mit dem Töpfer weint,
der zwischen Staub und Staub die Krüge formt.

Ein Spiegel für das Boot,
das vor der Sonne aus dem Hafen läuft,
heimlich wie ein Geschäft im Souk,
überraschend wie ein bestellter Dieb.
Ein Spiegel für das Bündel Menschen
auf dünnem Holz, ein Spiegel
für den Punkt im Blau vor Malta:
dreimal kurz und dreimal lang.

Schönheit der Stalagmiten

Der Weg zur fertigen Erzählung ist steinig: voller Unwägbarkeiten. Es gibt Abbrüche, Verwerfungen, Stürze ins Nichts. Wie findest du den Einstieg? Wie kommst du durch das System? Wie erreichst du den Ausgang? Man tritt ein in eine neue Welt. Entsteht sie nicht überhaupt erst durch diesen Akt? Den Akt des Eintretens? Fest steht: diese Welt ist eine autarke Konstruktion, von dir zur Form gebracht, denn sie hat zuvor nicht existiert. Weite Strecken liegen im Dunkeln. Beleuchtete Pfade gibt es nicht. Man kann sich leicht den Kopf stoßen. Ins Stolpern geraten. In die Tiefe fallen. Man kann sich verirren. Irgendwo stecken bleiben. Mittendrin. Dann muss man umkehren, wenn dies möglich ist. Auf halber Strecke kehrt machen, wie man so sagt. Und, sollten die Kräfte ausreichen, einen weiteren Erkundungsversuch wagen. Von vorne beginnen. Zweifel sind also angebracht. Das Ganze ist ein Abenteuer im Ungewissen. Eine plötzliche Abzweigung, und du verlierst dich im Labyrinth der Worte. Natürlich kommst du nur im Kriechgang voran. Das ist klar und war zu erwarten. Du musst schwere Brocken aus dem Weg schaffen. Sätze mäandern in ungeplante Richtungen. Wo mag es Orientierung geben? Wer kann dir helfen? Der Ruf nach den Göttern wird dir nichts nützen. Es geht im Übrigen nicht um den hier vorliegenden Text, sondern um einen anderen, gerade im Entstehen begriffenen, möglicherweise um einen Roman, in jedem Fall um ein größeres Werk. Man könnte auch sagen: eine Mammutaufgabe. Denn kein Mensch hat dieses große, unüberschaubare Gebiet, das sich in seiner Gnadenlosigkeit vor dir ausbreitet, je zuvor betreten. Du bist also der erste, und du wirst der einzige bleiben. Terroir inconnu. Alles liegt an dir. Du bist derjenige, der dieses Abenteuer eingeht. Niemand sonst. Das Ganze ist deine Sache. Nun sieh zu, wie du damit zurechtkommst. Vor dir auf dem Weg herabgefallene Bruchstücke: Handelt es sich um Erinnerungen? Oder nur um Trugbilder im schattenhaften Dunkel? Im Sediment der Vergangenheit findest du vielleicht Dinge, die dich voran bringen könnten: Ein Winter in Paris, in jener Bar am vereisten Canal Saint Martin, die Augen der Frau taubengrau im fahlen Licht des Nachmittages, später geht ihr den Quai de Valmy entlang, die Krähen, schwarze Geister im Schnee, freuen sich über die Reste von eurem Weißbrot, dann, von irgendwoher, die Glocken eines backsteinernen Kirchleins. Aber nun weiter: Verzögerungen kannst du dir nicht leisten. Allerdings geht es nur Schritt für Schritt voran: nicht anders, es gibt nur diese Möglichkeit. Schritt für Schritt und Wort für Wort. Die Stille, die

dich umgibt, ist ebenso monumental wie die Aufgabe, die du dir gestellt hast. Du musst ohne einen Führer auskommen. Du bist auf dich allein gestellt. Im Voranschreiten sintern Worte herab, verdichten sich zu neuen Wirklichkeiten, Worte türmen sich zu stilvollen Gebilden. Allmählich erkennst du Form und Charakter, ja Schönheit. Das ist gut. Du bist auf dem richtigen Weg. Warum also jetzt umkehren? Halte dich an deinen Plan und fahre fort mit der Vermesung der Welt, in die du dich aus eigenem Antrieb und Entschluss begeben hast. Ein wenig naiv, wie sich jetzt herausstellt: mit so viel Dunkelheit hast du nicht gerechnet, nicht wahr? Wo es karstig wird, musst du an deiner Schreibweise arbeiten. Die Sache sollte endlich ins Fließen kommen. Riskiere einen Blick in abgelegene Kavernen und schroffe Winkel. Alles geht seinen Gang, du wirst sehen. Vorsprünge geben dir Halt. Du darfst jetzt nicht verharren. Denn was willst du in der finsternen Kälte? Strebe dem Ausgang entgegen. Dort erwarten dich Licht und Helligkeit. Doch der Weg ist noch weit, und es wird nicht leichter ihn zu gehen. Du weißt, dass du es mit einem unbeschriebenen Blatt zu tun hast, und du musst es füllen: Wort für Wort, Satz für Satz, bis zur Fertigstellung des Werkes. Du hast doch hoffentlich das richtige Werkzeug dabei? Den roten Faden? Hüte dich vor den Klippen der Sprache. Das *Wie* ist entscheidend, du wirst es merken, dann wirst du vorankommen, wenn es im Grunde auch nur ein langsames Vorwärtstasten ist. In tieferen Schichten, abseits gelegen und im ersten Augenschein nicht zu erschließen, wirst du vieles von dem finden, was dir auf deinem Weg nützlich sein kann. Wieder das Bild der Frau mit den taubengrauen Augen. Womöglich hast du sie geliebt? Ihr schlendert weiter den Canal Saint Martin entlang: hier gefällt es euch, der ideale Ort für eine Liebesgeschichte, Hand in Hand in die Wintersonne blinzeln, um euch herum die Rufe der Krähen, eure Fußspuren im Schnee, ein hübsches Bild, und vielleicht der Beginn deines Romans? Aber wie geht es weiter? Nimm vielleicht diesen Gang dort, oder versuche jenen Abzweig, gehe aber nicht denselben Weg zweimal. Natürlich ist es dunkel, aber was hilft es? Hörst du die Worte rauschen? Die Sätze fließen? Noch verlaufen sie im Unterirdischen, aber du wirst sie entdecken und hervorholen. Wieder ein neuer Absatz: erklimme ihn, und dann zum nächsten und immer so weiter. Vor dir liegt jetzt eine erstaunliche Formation: du hast bereits eine beachtliche Strecke geschafft, die verschlungenen Pfade geben allmählich ihre Geheimnisse preis, du beginnst dich zurecht zu finden in diesem komplexen, moränenhaften System, wagst dich in verborgene Zonen, gehst tiefer hinein, kommst gut voran. Wo mag der Ausgang sein? ist es noch weit? vielleicht dort hinauf? durch diesen Kamin? Du legst eine Pause ein, das hast du dir

verdient. Aber lass dir nicht allzu viel Zeit: es könnte der Verlust der Motivation drohen, und dann wirst du auf immer und ewig festhängen im Nirgendwo. Also weiter, bis zum nächsten Durchbruch. Wenn alles nach Plan geht, wirst du schon bald den Ausgang erreichen. Dann kannst du endlich ins Freie treten. Du wirst Licht am Ende des Tunnels sehen: zunächst einen nur undeutlichen Fleck im schemenhaften Dunkel, der mit weiterer Annäherung an Größe zunimmt. Das wird dir Hoffnung geben, und du wirst alle deine Kräfte zusammennehmen und deinen Gang beschleunigen. Es ist nicht mehr weit. Ja: du weißt jetzt, dass du es schaffen kannst.

Katharina Kutil

4 Sekunden

Sie stürzt, den Sohn im Arm, irgendwie im Fall zur Seite gedreht, Aufprall, Rippen brechen, sie hört es, fühlt es, schreit, Atem sticht in ihrer Lunge, Isi weint. Sie hat Dreck im Mund, keine Luft, röchelt, keucht, Isi schreit, Tränen über seine schmutzverschmierten Wangen. Sie will sich aufrichten, vergeblich, sie stöhnt, dieser Schmerz, wischt sich Staub aus den Augen, sie blickt auf, eine Handgranate fliegt auf sie zu. Noch vier Sekunden.

Noch vier Sekunden, alles, was ihr bleibt. In ihr taucht das Bild Machmuds auf, sein Körper zerfetzt, überall Blut, Machmud verteilt im ganzen Raum, das Haus brennt, die Abla schreit, wo ist Isi, Feuer breitet sich aus, Hitze, Geschrei, Schüsse, wo ist Isi? Sie kriecht durch den Schutt bis in die Küche, Isi starr vor Schreck mit Mehl bedeckt auf dem Fußboden, um ihn herum, Gewürze, Datteln, Pfannen, Messer, die Druckwelle hat alles aus den Schränken gerissen. Sie packt Isi. Als sie aus dem Haus läuft, weint er, klägliches, angstvolles Weinen, hinter ihnen schreit die Abla, sie soll bleiben, sie läuft an Machmuds rechtem Arm vorbei, nur weg, nur weg!

Plötzlich ein anderes Bild aus ihrer Kindheit. Man steckte sie in ein teures Kleid, glitzernd, glänzend und sie fragt warum und wieso und Mutter sagt: „Heute kommt dein Bräutigam“. Was für ein Bräutigam, sie weiß von nichts, keiner hat ihr was gesagt, was geschieht hier, geschieht mit ihr? Dicker Kajal um ihre Augen, sie wehrt sich, sie will das nicht, Kajal verschmiert, verklebt, solange geschlagen, bis keine Tränen mehr und da kam er, Machmud, so groß und schwer, sie war ihm versprochen, er kam ihr schrecklich alt vor, sprach kein Wort zu ihr, beachtete sie kaum. Doch seine Abla packte sie, dreht sie hin und

her, kleines Mädchen mit zitternden Knien und was heißt das überhaupt, jemand versprochen zu sein? Sie hat Angst, aber die Mutter ist zufrieden. „Wenn das Blut kommt, bist du eine Frau und dann wird Machmud dich holen.“ Und so wartet sie, wartet auf dieses Blut, das da kommen soll, das fließen muss, damit sie eine Frau ist, ob sie will oder nicht, bis sie Machmuds Frau ist, ob sie will oder nicht. Sie wird Machmuds Frau.

Noch drei Sekunden. Wie von fern hört sie Isi's „Anne, Anne!“, kaum spürt sie die kleinen Hände. Früher, ja, sie war froh, wenn sie aus dem Haus konnte, wenn auch nie alleine, aber wenigstens sehen, dass da eine andere Welt ist außer ihre eigene zu Hause, die sie nicht mag. Andere Gerüche als die Machmuds, die sie nicht mag. Nur Isi riecht immer gut, immer ist sie in seiner Nähe und je lauter die Welt um sie wird, um so stiller wird es in ihr, sie hört und fühlt nur mehr Angst, sie riecht ihre Angst, sie sieht Angst in Isis Augen, kein Kinderlied, kein Spiel, keine Zärtlichkeit kann seine Angst vertreiben, auch die ihre nicht und diese Angst verbindet sie, Isi sucht ständig ihre Nähe, berührt sie, versteckt sein Gesicht in den Falten ihrer Burka. Dann fiel die Bombe auf ihr Haus und zerfetzte Machmuds Leib. Glas zersplittert, Staub, Steine, Schreie und sie packt Isi, läuft, rennt, hinaus auf die Straße, aber wohin? Sie weiß nicht, wer der Feind ist, weiß nicht, wer ein Freund ist, wohin soll sie also? Rund um sie fallen Schüsse, liegen Tote in den Straßen mit schreckverzerrten Gesichtern, soviel Grauen, soviel Blut, wohin nur wohin, in Gedanken rennt sie noch, läuft um ihr Leben.

Bis die Gegenwart sie wieder hat, Isi weint verzweifelt, ihr Isi, sie greift nach ihm, schreit vor Schmerz, presst Isi an sich, der Weg ist zu Ende.

Noch zwei Sekunden. Flucht! Vielleicht schafft sie es noch, zuckt es durch ihr Gehirn, sie muss weg, sie muss Isi retten, doch jeder Atemzug, jede Bewegung, soviel Schmerz, sie schreit, unzusammenhängend, für Worte fehlt ihr die Kraft. Sie will Isi zur Seite schieben, er muss weglaufen, er muss! Doch Isi krallt sich an ihr fest. Und sie erinnert sich an andere Hände, die sich an ihr festkrallten, an ein anderes Schreien, an ein Betteln um Leben, Hannems Hände, Hannem, ihre Freundin Hannem, sie war die Frau von Machmuds Bruder und sie hatte ihren Schoß für einen anderen Mann geöffnet, leise flüsternd hatte sie ihr erzählt von den Freuden der Liebe, von Zärtlichkeit, von stillen Seufzern der Lust, von Armen, die sie festhielten, von Liebesworten und von Glück. Doch man hatte Hannem gesehen und jemand sagte es Ismail und er schlug seine Frau, weil es sein Recht war, weil Allah es so will, prügelte er auf Hannem ein, sie schrie, die Schwiegermutter schrie und trat nach ihr, Hannem floh, lief aus dem

Haus, wohin, wohin, eine laufende Frau alleine auf der Straße, unmöglich, also ins Nachbarhaus zu ihrer einzigen Freundin, verzweifelt weinend. Aber da ging die Türe auf, Machmud und Ismail packten Hannem, verzweifelt krallte sie sich fest, schrie, bettelte, flehte, nichts half, nichts, gar nichts. Sie zerrten sie hinaus und am nächsten Tag war Hannem tot.

Sie sah Hannems toten Körper nicht, doch hieß es, es sei ein Unfall gewesen, Hannem wäre gestürzt, mit dem Kopf aufgeschlagen und sofort tot gewesen. Was soll man glauben?

Eine Sekunde. Das Antlitz ihrer Großmutter, ist das ein Traum oder steht sie wirklich, tatsächlich, hier, vor ihr, im Krieg um diese Stadt, im Krieg um den wahren Glauben, im Krieg um den Sieg, wo man Blut mit Blut wegwaschen will? Großmutter, die sie stets „mein Augensterne“ nannte, Großmutter, die ihr sagte, wie schön und klug sie war, die stets Rat wusste und Liebe gab. Auch Isi weint nicht mehr, nurmehr leise schniefend liegt sein Kopf auf ihrer Brust und es tut nicht mehr weh, bestimmt, weil Großmutter da ist, Großmutter, die immer da war für sie und ja, doch, sie fühlt die kühle, faltige Hand, sie streichelt über ihr Gesicht, wischt Tränen fort, wie sie immer die großen, dicken Kindertränen aus dem Gesicht der Enkelin streichelte.

Auf einmal liegt sie wieder im Staub auf der Straße, eine Straße, die sie nicht kennt, Isi auf ihrer Brust, Schmerzen, der ganze Körper schmerzt, es ist so laut, Schüsse und ein Pfeifen und je ...

Die Zeit ist um.

Brieftauben im Garten

Es hätte sein letzter Coup werden sollen. Nach 18 Jahren Bau und 12 Jahren schufteten in der Gefängniswäscherei wolle er sich nur noch irgendwo zur Ruhe setzen, ein kleines Gemüsegärtchen anlegen, Brieftauben züchten und in rechtschaffener Beschaulichkeit seinen Lebensabend genießen. Dazu war allerdings Bargeld von Nöten, und das war ein Problem. Sogar das Arbeitsamt hatte jegliche Versuche aufgegeben, ihn zu vermitteln.

Also hatte er die letzten Tage hier draußen verbracht.

Nie zuvor war er besser vorbereitet gewesen. Stundenlang hatte er, verborgen hinter Büschen und Bäumen, in dem kleinen Wäldchen gegenüber der Hauszufahrt gehockt, bis die beiden Alten ihm vertrauter waren als seine eigenen Eltern. Er hatte herausgefunden, wann sie aßen und wann sie schliefen, wann der Neffe zu Besuch kam, wann sie einkaufen fuhren und wann zum Friedhof. Er wusste, dass der Alte eine gute Pension hatte, die er an jedem Monatsersten von der Bank holte und, da die beiden ja so gut wie nichts ausgaben, wohl irgendwo im Hause bunkerte.

Heute war Dienstag und Friedhofstag. Er wartete, bis er das Garagentor klappern und kurz darauf den Motor des roten Opel erst aufheulen und dann stotternd davontuckern hörte. Dann erst trat er aus dem Schatten der Bäume.

Das Türschloss war vermutlich noch aus dem Jahr 1935 und stellte kein Problem für ihn dar. Zumindest zwei Stunden, so dachte er, sollte er nun ungestört zur Verfügung haben. Lautlos bewegte er sich durch den Vorraum.

„Sind Sie der Pfleger?“

Erschrocken fuhr er herum. Die Alte, klein, dürr und krumm, ein Küchenmesser in der Hand, blickte zu ihm empor.

„Sie wollten doch erst am Nachmittag kommen! Oder?“ Sie zuckte die Achseln. Vielleicht hatte sie den Termin ja auch falsch verstanden; um ihr Gehör stand es ebenso schlecht wie um ihr Gedächtnis. „Egal, kommen sie weiter, junger Mann!“ Sie schob ihn mit sanfter Gewalt in die Küche und bedeutete ihm, sich zu setzen. „Möchten Sie eine Tasse Tee?“ Sie machte sich am Herd zu schaffen. „Ich habe auch Kuchen gebacken. Helfen sie mir mal!“ Er hob das Backblech mit den Pflaumenschnitten aus dem Rohr, der köstliche Duft ließ ihm das Wasser im Mund zusammenlaufen. „Die müssen noch abkühlen“, murmelte

die Alte und strich ihre blau geblümete Kittelschürze glatt. Ihr dünnes, graues Haar erinnerte ihn an die Federn einer Taube.

„Kommen sie, ich zeige Ihnen Ihr Reich.“ Sie schlurfte durch den Vorraum voran und ließ sich von ihm die Treppe hinauftragen. Sie wog fast nichts. Vorsichtig, als wäre sie zerbrechlich, stellte er sie auf die Beine.

„Wohnküche und Schlafraum“, erklärte sie. „Es ist nicht sehr groß, aber dafür mietfrei. Sie haben jeden Tag Dienst, es sei denn, mein Neffe kommt – „

„jeden Sonntag zu Mittag“, wollte er einwerfen, beherrschte sich aber grade noch rechtzeitig.

„ – dann haben sie frei.“ Sie öffnete die Balkontüre. „Sie halten das Haus und den Garten in Ordnung“, erklärte sie, „chauffieren uns zum Einkaufen oder zum Arzt, wenn es sein muss, und zu anderen Terminen. Mein Mann – „ sie bedeutete ihm, sich zu ihr herunterzubeugen und flüsterte verschwörerisch: „Es ist eine Katastrophe, wie er Auto fährt!“

Er nickte wissend, betrachtete das kleine Schlafzimmer und dachte an seinen zugigen, feuchten Unterstand im Wald.

„Einmal in der Woche ist Badetag, da helfen Sie bei der Toilette“, fuhr die Alte fort, ihm sein Aufgabengebiet zu erklären. „Hier – „ sie wies auf die Türe zur Abstellkammer, „finden sich Staubsauger, Besen und was man sonst noch zum Putzen braucht; die Gartengeräte sind im Keller. Wenn sie so freundlich wären – „Sie lächelte ihn an aus gütigen dunklen Augen, und er vergaß, weshalb er hergekommen war. Sanft hob er sie hoch und trug sie die Treppen hinunter. Sie zeigte ihm die Werkstatt, den Heizraum und die Vorratskammer. „Und das hier“, schloss sie, „ist die Waschküche. Da können Sie gleich mal mit der Kochwäsche anfangen! Und wenn Sie fertig sind, setzen wir uns in die Küche und spielen Rommee, bis mein Mann nach Hause kommt.“

Er glotzte mit dümmlichem Gesichtsausdruck auf den Wäscheberg und auf die Waschmaschine. Die Gefängniswäscherei fiel ihm plötzlich wieder ein und dass er nie wieder Wäsche sehen wollen; aber dann dachte er an das kleine gemütliche Zimmer mit Kochnische im oberen Stock und an den Kuchen in der Küche; an die Blumen im Garten und nicht zuletzt an die zierliche alte Dame mit dem dünnen grauen Haar, und er fragte:

„Ist es in Ordnung, wenn ich Brieftauben züchte?“

Christoph Temnitzer

Befeuern

Still das Schwarze, unbefeuert,
leer vor lauter Nichts.
Noch schweigt das große Ungeheuer,
schweigt im schwarzen Licht:

Im Schatten blind, im Schatten taub,
der Schatten hat geraubt;
gefasst den Rauch, der Kohlehauch,
die tote Glut zerbricht
ins schwächste Glimmen, leise
scheint schneidend durch die Düsternis,
durchs weite Schwarz ein ruhiges Licht,
das zärtlichst in die Augen sticht
mit sanftem Rot im Glutgesicht,
aus dem ein Mund erbricht:
aus der Asche bricht das Blut,
es treibt, es fließt die Funkenflut
mit Flammenzungen, Flammen lodern,
Feuer zungt, das Feuer lodert
hoch und weit, zerbrennt das Schwarz
ein großes, grelles Feuerherz
sengt hell und laut,
erblindet, taubt:

Hitze atmend,
Flammen fassend,
Feuer aus dem Herzen lassend,
brennen wir hinauf.

Warum auch nicht

15.10.

Na gut, also Tagebuch. Man hört ja immer wieder, dass Tagebuchschreiben helfen soll. Dabei helfen, die Gedanken zu ordnen, Vergangenes zu reflektieren, um daraus Schlüsse für die Zukunft zu ziehen. Ich habe nie so recht daran geglaubt, aber jetzt hat mir sogar meine Supervisorin empfohlen, Tagebuch zu schreiben. Also probiere ich es halt. Ein richtiges Buch ist das zwar nicht, nur ein ganz normales Schreibheft. Egal, auf den Inhalt kommt es an. Und noch einen Tipp hat mir die Supervisorin gegeben: Ich soll mich nicht in Rage schreiben, nicht nur über negative Erfahrungen, sondern versuchen, an jedem Tag auch etwas Positives zu sehen.

Jetzt muss aber einmal alles raus, sonst platze ich noch: Ich halte es bei der *Nothilfe* nicht mehr aus! Diese Falschheit, Verlogenheit. Wir an der Basis müssen an allen Ecken und Enden sparen, aber die oben werfen das Geld mit beiden Händen zum Fenster hinaus. Dabei wollen wir das Geld ja nicht einmal für uns, sondern für die Menschen, für die wir laut Statuten da sind. Menschen mit Behinderungen. Klar würde ich auch gern mehr verdienen, aber das Gehalt wäre schon in Ordnung, wenn das Geld an der richtigen Stelle landete.

Nur ein Beispiel von dieser Woche: Der Geschäftsführer hat die Order ausgegeben, dass wir für unsere Teambesprechungen nichts mehr zu essen und keine Getränke kaufen dürfen. Nicht einmal ein paar Cracker, Kaffee und Mineralwasser. Sparen. Vorgestern war Vorstandssitzung. Da hat es Brötchen vom *Terzinger* und Wein vom *Neubaer* gegeben. So schaut Sparen also aus!

Dafür habe ich dieses Heft mitgehen lassen. Kleine Rache.

22.10.

Das mit dem täglichen Schreiben bekomme ich nicht ganz hin. Vielleicht ist es eine Sache der Routine. Ich sollte eine fixe Zeit dafür einplanen.

Heute muss ich aber auf jeden Fall etwas aufschreiben: Nach der Arbeit war ich mit Lisbeth auf einen Kaffee. Ich habe ausführlich über die Arbeit geklagt, sie wenig zu Wort kommen lassen. Darüber hat sie sich gar nicht beklagt. Dafür hat sie etwas gesagt, was mich umgehauen hat: Ich soll gut aufpassen, was ich in der Arbeit rede. Ich sei jetzt über Fünfzig. Wenn die mich rausschmeißen, finde ich nie wieder einen Job. Ganz so hat sie es nicht gesagt. Sie hat gesagt, dass es

nicht gerade leichter wird, einen Job zu finden. Aber gemeint hat sie: Du stehst dann auf der Straße, und das war's.

Wenn ich so nachdenke, ist sie nicht die Erste, die mich warnt. Viele ach so gute Freundinnen und Freunde haben schon solche Andeutungen gemacht. Bedeutet das, ab einem gewissen Alter muss man kuschen, sonst hat man ausgespielt?

25.10.

Das tägliche Schreiben bekomme ich noch immer nicht hin. Vielleicht ist das gar nicht so wichtig. Ich schreibe einfach, wenn ich das Bedürfnis danach habe. Und heute habe ich das.

Ich bin stolz auf mich. Ich war sehr vernünftig, doch es fühlt sich nicht gut an. Wir haben heute Leiter-Sitzung gehabt. Nach den üblichen Berichten, bei denen sich alle selbst beweihräuchern, hat der Geschäftsführer seine nächste Sparidee losgelassen: In jeder Abteilung wird ein Fachbetreuer eingespart, an deren Stelle sollen Ehrenamtliche arbeiten! Was für ein Wahnsinn! Nichts gegen Ehrenamtliche. Diese Menschen meinen es sicher gut, wollen helfen. Aber gut gemeint ist nicht gut gemacht! Wofür haben wir Ausbildungen absolviert, wenn wir durch jeden Dahergelaufenen ersetzt werden können? Und es ist ja nicht nur der fachliche Mangel. Wenn es den Ehrenamtlichen nicht freut, kommt er einfach nicht. Braucht er ja auch nicht, er ist durch nichts gebunden. Dann steht der Betreuer alleine in der Gruppe, muss schon, wenn er nur aufs Klo geht, Angst haben, dass etwas passiert. Es hat zwar Gemurmel gegeben, aber niemand hat etwas dagegen gesagt. Und ich habe auch meinen Mund gehalten. Ganz vernünftig.

Aber es fühlt sich so falsch an!

07.11.

Heute habe ich es nicht mehr geschafft. Ich habe es nicht mehr ausgehalten. Ich war am Vormittag im Büro, um Kassenbelege abzugeben. Auf einmal sind Arbeiter einer Spedition mit schweren Kisten hereingekommen. Die Sekretärin hat erklärt, dass der Geschäftsführer neue Büromöbel bekommt, die alten seien schon sehr schleißig. Da ist es mit mir durchgegangen. Und ich bin wohl ziemlich laut geworden, denn der Geschäftsführer ist aus seinem Büro gekommen. Er hat sicher gehört, dass ich gesagt habe: „Diese neuen Möbel haben wahrscheinlich Ehrenamtliche aus gependetem Holz gebaut!“ Dann bin ich ohne zu grüßen weggerannt.

Passiert ist aber bisher nichts.

10.12.

Jetzt ist es soweit. Das ganze Reflektieren hat nichts gebracht. Und ich schreibe das auch nur noch, damit ich mich daran erinnere, wie nutzlos diese Übung war, sollte mir dieses Heft jemals wieder in die Hände fallen.

Schon um neun Uhr ist der Geschäftsführer in unsere Werkstätte gekommen, hat mich auf ein Gespräch ins Büro gebeten. Er habe das Gefühl, ich sei überarbeitet, ausgebrannt, nicht mehr fit genug für die neuen Zeiten. Deshalb sei es wohl am besten, wenn wir uns voneinander trennen. Natürlich nicht sofort. Ich habe ja noch Urlaub und Zeitausgleich, außerdem wolle man mir Zeit geben, mich neu zu orientieren. Der einvernehmlichen Lösung des Dienstverhältnisses mit Ende März solle ich aber jetzt gleich zustimmen. Ich brauche auch nicht mehr zu kommen, sei vom Dienst freigestellt, damit ich mich erholen könne. Zur Weihnachtsfeier sei ich natürlich eingeladen, doch man würde verstehen, wenn ich etwas Besseres vorhätte.

Das war's. Es ist genauso gekommen, wie mir alle prophezeit haben. Aus. Vorbei. Arbeitslosigkeit bis zur Pension.

16.02.

Doch noch ein Eintrag. Und dann werde ich das Heft gut aufheben.

Die letzten beiden Monate waren die Hölle. Die mitleidigen Blicke der Freundinnen und Freunde. Die aufmunternd gemeinten Bemerkungen: Bis zur Pension sei es nicht mehr so lang, vielleicht ergebe sich doch noch etwas, zumindest eine geringfügige Anstellung. Die Nachbarin: „Na, heuer haben's aber langen Weihnachtsurlaub.“ Am liebsten wäre ich überhaupt nicht mehr vor die Tür gegangen. Bin ich auch nicht, außer zum Einkaufen. Ich habe mir Listen gemacht, worauf ich verzichten kann, wenn ich von der Notstandshilfe leben muss: Kleidung, Theater, Kino, ... Nur noch beim Diskonter einkaufen,

Bei der Weihnachtsfeier war ich natürlich nicht. Wäre zu peinlich gewesen.

Aber dann vorgestern: Die Geschäftsführerin von *Selbstbestimmt leben* hat angerufen. Sie habe gehört, dass ich von der *Nothilfe* weggehe. Sie wisse natürlich nicht, welche Pläne ich habe, aber wenn ich noch frei sei, hätte sie einen Vorschlag für mich. Ja, und heute war ich bei ihr. Sie will eine Integrationseinrichtung für geflüchtete Frauen, die keinen Familienanschluss haben, aufmachen. Dafür brauche sie eine Projektleiterin, jemanden mit Erfahrung. Anfang April beginne ich bei *Selbstbestimmt leben*. Nicht nur das. Mehr Gehalt, freie Zeitein-

teilung, zwei zusätzliche Urlaubstage.

Ich bin bei *Selbstbestimmt leben* rausgegangen und habe mir sofort in meiner Lieblingsboutique eine Hose gekauft.

Jahrestage

Carl Orff zum 125ten Geburtstag

Carl Orff, geboren 10.7.1895 in München, gestorben 1982 ebenda.
Komponist, Textdichter, Dirigent, Musikpädagoge

Erste Begegnung mit der Musik hatte er im Wittelsbacher Gymnasium, wo er im Schulchor und im Kirchenchor sang und die Aufführungen auch oft am Klavier oder auf der Orgel begleitete. Er erhielt Klavier-, Orgel- und Cellounterricht und studierte an der königlichen Akademie der Tonkunst in München. Schon in jungen Jahren dachte er intensiv über einen adäquaten Musikunterricht nach. 1924 gründete er zusammen mit der Pädagogin Dorothee Günther eine Schule für Gymnastik, Tanz und Musik, aus der sein „Schulwerk“ hervorging (1930-35) Noch heute bildet dieses Werk die Grundlage für den Musikunterricht, vor allem ist auch das Orff – Instrumentarium für die musikalische Früherziehung aus den Musikschulen nicht mehr wegzudenken.

Die Entdeckung der „Carmina Burana“ war für ihn DER Glücksfall, kamen doch diese Vagantenlieder mit ihrem Rhythmus, der Bildhaftigkeit der Texte und der Knappheit der lateinischen Sprache dem Kunstwillen des Komponisten entgegen. 1803 wurde diese mittelalterliche Textsammlung aus dem 12ten Jahrhundert zufällig in der Bibliothek des Klosters Benediktbeuern entdeckt. Orff stieß 1934 auf die Ausgabe der Carmina Burana aus dem Jahr 1847 und war sofort begeistert. Er wählte 24 Texte aus, um sie zu einem Libretto in Latein, Mittelhochdeutsch und Altfranzösisch zusammenzufügen. 1937 fand die Uraufführung statt. Das Werk wurde sofort ein Erfolg und begründete seinen Ruhm. Wer ihn aber auf den Komponisten der „Carmina Burana“ reduzieren möchte, tut ihm Unrecht. Und wer nur seine Lehrtätigkeit und das Schulwerk im Sinne hat, greift ebenfalls zu kurz. Freilich, einen Welterfolg wie die „Carmina Burana“ muss man erst einmal haben. Eine Aufführung der Wiener Sängerknaben auf dem Platz des Himmlischen Friedens in Peking, und 400 Sängerrinnen und Sänger, Solisten, Pianisten und Perkussionisten auf dem Klangturm in Grafenegg sind nur zwei Beispiele – die Reihe ließe sich beliebig fortsetzen. Wahrscheinlich wird jede Stunde irgendwo auf der Welt dieses Werk geprobt.

Allerdings: seine Opern „Der Mond“ und „Die Kluge“, werden, wenn überhaupt, selten aufgeführt und nur zusammen. Es sind Märchen, erfordern aber erstklassige Sänger. Und auch die sogenannten Bayrischen Opern „Bernauerin“ und „Astutuli“ werden nicht oft gespielt.

Was das alles mit der Würdigung im „Literarischen Österreich“ zu tun hat? Carl Orff war auch Dichter. Er schrieb alle Libretti selber, und er erfand dafür eine eigene Kunstsprache. Oft entwickelte er aus der Sprache den Rhythmus, der in seinem Werk eine wichtige Rolle einnimmt. Seine Liebe zum Latein ist evident, und das Deutsche ist meistens eine Art Rückgriff auf das Altdeutsche, auch der Bayrische Sprachduktus spielte eine Rolle. Jedenfalls stehen Text – Musik – Rhythmus gleichwertig nebeneinander.

Ein kaum bekanntes Stück Welttheater ist das Hirtenspiel „Ludus de nato infante mirificus“. Die Schauspielerin Sylvia Eisenberger war als Kind in München in einer Aufführung und erinnert sich noch heute an dieses Ereignis. Das Spiel war natürlich von Orff gedichtet und komponiert, und er spielte auch alle Rollen selber, also Hexe, Hirten und Engel. Was die Hexen betrifft, die doch etwas unüblich sind in einer Weihnachtsgeschichte, hier eine kleine Kostprobe aus dem Textbuch:

Hexe: Das Kind aber, wanns hergewachsen is dermaln auf sei Zeit wird aufstehn, zint a groß's Liecht an, schlägt und verwirft uns in eins, nimmt uns die Gwalt Treibt und vertreibt uns in Unmacht

Machs weglos, machs wegfremd, laß s'abwegig werd'n!

spannts Netzer, legts Schlingen, legts Fallstricke aus Dass sie si derfallt, derfallt und dersteßt, krepirt und verreckt Im Schneeloch drin, – eh s'n wirft den gefährlichen Balg, den Wechselbalg

Nox nox gesida nox!

Aber natürlich geht alles gut aus, mit Hilfe der Hirten, von den Engeln herbei gesungen, wird Maria ausgegraben und die Weihnachtsgeschichte nimmt ihren Lauf.

Die Engel singen „Gloria in excelsis deo et in terra pax hominibus bonae voluntatis“

Darauf antwortet der alte Hirte: „Solang die hominibus in terra sind gibt's koa pax!!“

Das wollen wir als Schlusswort hier stehen lassen. Carl Orff hätte gesagt: „Weil's stimmt!“

Elfriede Bruckmeier

Wortmagier

150. Geburtstag von André Gide (am 22. November 2019)

Vor nunmehr hundertfünfzig Jahren wurde er geboren, am 22. November 1869 in Paris, und als er starb, war die Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts bereits um. Der Franzose hatte beide Weltkriege und die erste große Weltwirtschaftskrise miterlebt und ein stattliches literarisches Erbe hinterlassen; das war im Februar 1951 und somit mehr als ein Jahrzehnt vor meiner Geburt. Obwohl sich unsere Lebenszeiten nicht überschneiden und wir unterschiedlichen Ländern angehören, sollte der Name Gide im Laufe meines Lebens zu einem überaus wichtigen mutieren. Erstmals drang er wohl in der Oberstufe des Gymnasiums in mein Bewusstsein, als wir nämlich die Erzählung *La Symphonie pastorale* im Französischunterricht lasen. Zumindest im deutschsprachigen Raum gehört *Die Pastoral-Symphonie*, die sogar als inzwischen vergriffene Reclam-Ausgabe erhältlich war, wohl zu den bekanntesten Werken des Autors, auch bedingt durch die erfolgreiche Verfilmung von Jean Delannoy von 1946, in der Michèle Morgan die weibliche Hauptfigur verkörperte. Ein Film, der auch mein kindliches Gemüt, wie ich mich erinnere, schwer beeindruckte, der allerdings im Deutschen den dämlichen Titel *Und es ward Licht* trug.

André Gide erhielt 1947 den Literaturnobelpreis. Trotzdem konstatiere ich, dass sein Name im deutschsprachigen Raum heute kaum mehr präsent ist. Nur eingefleischte Literaturliebhaber und Französisch-Studenten wissen mit Gide etwas anzufangen und sind in der Lage, auch andere Werktitel zu nennen, wie etwa den Roman *Les Faux-monnayeurs* (*Die Falschmünzer*) oder *La Porte étroite* (*Die enge Pforte*). Dabei war gerade Gide auch der deutschen Sprache mächtig und las, zumindest in jungen Jahren, einige Werke der deutschen Klassik und Romantik sowie Nietzsche (ein Teil der absolvierten Lektüre ist im frühen Tagebuch dokumentiert); ganz besonders begeisterte er sich für Heinrich Heine, dessen Schriften (womöglich alle) er im Original kannte. Schon in einer Tagebucheintragung aus dem Jahr 1888 findet sich ein Zitat aus Heines *Buch der Lieder* und zwar in Deutsch.

Wie gut Gide tatsächlich die deutsche Sprache beherrschte und vor allem, wie er beim Sprechen geklungen hat, dürfte nicht bekannt, weil nicht schriftlich bezeugt sein. Deutsche Literatur im Original lesen zu können, bietet immerhin einen Anhaltspunkt. 1892, im Alter von dreiundzwanzig Jahren, unternahm er seine erste Deutschlandreise. Er lernte den Symbolisten Karl Gustav Vollmoeller kennen, später, teils durch Vermittlung des Ersteren, Felix

Paul Greve und Franz Blei, die beide als initiale Übersetzer von Gides Werk ins Deutsche firmieren.

Greve (1879-1948) bietet eine ganz eigene und ziemlich bewegte Lebensgeschichte. Er wurde nach einer Anzeige durch einen Kommilitonen wegen Betrugs verurteilt und verbüßte 1903 ein Jahr im Gefängnis. Kurz danach entstand der Kontakt zu Gide, wobei Greve bereits erste Abschnitte aus den Texten des Franzosen übersetzt haben dürfte. André Gide berichtet im kurzen Aufsatz *Conversation avec un Allemand (Unterhaltung mit einem Deutschen)* über das erste Zusammentreffen in Paris, zu dem Greve eigens für diese paar Stunden mit dem Zug in die Hauptstadt gereist war. Sie unterhielten sich in einem Hotel, und Gide stellt den Deutschen als einen etwas verschrobeneren Menschen dar, der sich mehrmals selbst als Lügner bezeichnete und somit seinen Aussagen stets etwas Unsicheres verlieh. Der Autor wirkt in diesem Text wie ein reservierter und allem überlegener Beobachter, der allerdings nicht verheimlicht, dass Greve aufrichtig auf seine vor Kurzem abgesessene Gefängnisstrafe hinwies, von der er fälschlicherweise glaubte, dass Gide nichts von ihr wüsste. Greve übersetzte fünf von Gides Büchern, darunter immerhin *L'Immoraliste*, *Paludes* und *La Porte étroite*. 1909 war Greve trotz einer intensiven Übersetzungstätigkeit (an die fünfzig Bücher, darunter Werke von Gustave Flaubert, H. G. Wells, Alexandre Dumas und Oscar Wilde) tief verschuldet, täuschte einen Selbstmord vor und setzte sich nach Nordamerika ab. Dort änderte er seinen Namen in Frederick Philip Grove und machte sich ab den Zwanzigerjahren einen Namen als englisch-kanadischer Schriftsteller.

In Gides *Journal (Tagebuch)* fand diese Geschichte kaum Niederschlag. Hingegen geht daraus hervor, dass Gide die Kritiken und Artikel deutscher Zeitungen zu seinen Publikationen verfolgte und gegebenenfalls hier dokumentierte. So etwa 1908 die Presseschlacht um sein Stück *Le Roi Candaulle (König Kandaulus)* in Gegenüberstellung zur früheren Bearbeitung des gleichen Stoffes durch Friedrich Hebbel (*Gyges und sein Ring*), bei der die Gazetten des Nachbarlandes die deutschen Dichter als den französischen weit überlegen priesen und Gide sogar vorwarfen, seinen Stoff nicht verstanden zu haben.

Das Tagebuch, das in der jüngsten Pléiade-Ausgabe von Gallimard fast 2.500 Seiten umfasst, gilt unter Romanisten und vielen Franzosen als das eigentliche Hauptwerk des Nobelpreisträgers. Es reicht von 1887 bis 1950. Wie bei vielen Tagebüchern üblich, gibt es kein homogenes Konzept in diesen Aufzeichnungen. Kritiker und Literaturwissenschaftler gaben an verschiedenen Stellen ihrer Verwunderung darüber Ausdruck, welche (mitunter banalen) Ereignisse

Gide detailliert festhielt und welche anderen (etwa historisch bedeutenden) er schlichtweg aussparte. Viele Stellen des Tagebuches enthalten kurze Passagen aus der Presse sowie Zitate deutscher Literatur im Original.

Eingefleischte Kenner stellen mit bewundernswerter Hingabe Vergleiche zwischen Gides Tagebüchern und den noch viel umfangreicheren von Julien Green (1900-1998) an. Die beiden Autoren kannten einander persönlich gut, und etwa dreißig Jahre lang liefen ihre Aufzeichnungen parallel, wobei diese oft gemeinsame Erlebnisse auf jeweils unterschiedliche Weise wiedergeben. Mich amüsierte vor allem die bei Green manchmal als etwas selbstherrlich dargestellte Persönlichkeit des »großen Gide«.

Tagebuchaufzeichnungen waren nicht nur eine ideale Möglichkeit, dem erzählerischen und autobiografischen Ich den richtigen Rahmen beizustellen, sondern finden sich ebenso als Motiv im Erzählwerk. Viele der Protagonisten schreiben, entweder Erzählungen oder eben Tagebücher, sie breiten sich in Notizen und zu Papier gebrachten Gedankensplittern aus. Durch die Einbringung des Mediums Tagebuch ins Umfeld fiktiver Protagonisten entsteht ein sehr lebendiges Spiel mit dem Text im Text.

Was macht nun Gides literarische Qualität aus? Diese ist zweifellos vielschichtig. *Les Faux-monnayeurs*, die der Autor als seinen einzigen Roman bezeichnete, gilt als ein Meilenstein bei der Entstehung des modernen Romans. Gides Bearbeitung religiöser Themen – aus katholischer und protestantischer Sicht – hinterließen starke Eindrücke, und er machte die (eigene) Homosexualität zu einem – bis dahin völlig tabuisierten – Thema der Literatur. Nicht zuletzt entspannen sich politische Aktivitäten, wovon eine Vielzahl von Essays und Reiseberichten zeugt. All dies Genannte bezieht sich auf Inhaltliches. Es gibt jedoch noch eine zweite Seite des Schriftstellers. Damit meine ich nicht seine kulturpolitische Arbeit, etwa rund um die Zeitschrift *La Nouvelle Revue française* oder die Förderung vieler (tatsächlich nur männlicher, so ich es überblicke) Kollegen, sondern Gides literarische Sprache, die allerdings in den deutschen Übersetzungen zumindest gefiltert wiedergegeben ist und daher aus meiner Sicht nicht dieselbe ästhetische Wirkung erreicht wie das französische Original.

Gide (auf Französisch) zu lesen ist ein Ereignis und jedem Französisch-Schüler zu empfehlen; jedem, der ein Ohr hat für den ästhetischen Fluss dieses literarischen Ausdrucks. Welches Buch man heranzieht, scheint mir relativ nebensächlich, obwohl ich – ausgerechnet – gewisse Vorbehalte gegenüber der Gide'schen Lyrik hege, die mir, dem Frühwerk angehörend und gewissermaßen

der Tradition eines Baudelaire sowie den Prosagedichten von Mallarmé und Verlaine verpflichtet, stellenweise etwas unausgegoren vorkommen. (Im Übrigen finden sich in den Gedichten viel mehr griechische oder lateinische Phrasen und Zitate als deutsche.) Gleichzeitig soll nicht unerwähnt bleiben, dass Gide eine (inzwischen berühmte) *Anthologie de la poésie française* zusammenstellte und herausgab; auch diese ist Teil der Gesamtausgabe bei Gallimard.

Ein frühes Werk ist die von Felix Greve ins Deutsche übersetzte Satire *Paludes (Paludes/Die Sümpfe)*, in der sich Gide in gewisser Weise über das Entstehen eines Romans mokiert – ein zur damaligen Zeit völlig neuartiger Topos der Literatur. Dieses Buch lebt von seinen lebendigen, zumal skurrilen Dialogen und dem Wechsel zwischen der Erlebniswelt des schreibenden Protagonisten und dessen geschriebenem Universum. Selbst *Les Faux-monnayeurs* greift dieses Thema auf und weist dem Roman im Roman letztendlich eine ebenso bedeutende Rolle zu wie der ominösen Bande (jugendlicher) Falschmünzer und der alles durchdringenden Dichotomie von Echem und Falschem oder, wie es der deutsche Dichterstürm hundert Jahre zuvor ausgedrückt hat: von Dichtung und Wahrheit (wobei ich dahingestellt lassen möchte, was davon nun echt beziehungsweise falsch ist).

Das Alterswerk *Thésée*, eine fingierte Autobiografie des mythischen Helden Theseus, entwickelte sich rasch zu meinem persönlichen Favoriten. Eine schlichte und in ihrem Umfang relativ bescheidene Erzählung eines allen humanistisch Gebildeten bekannten Stoffes eröffnete mir ein sprachliches Feuerwerk sondergleichen. Wenn jemand das Französische als eine wohlklingende und schöne Sprache anerkennt, so findet er diese These (und die »These« passt mir zu »Theseus«) in diesem Büchlein in beeindruckend konzentrierter Form bekundet.

Das gesamte Gide'sche Sprachwerk bezeichne ich, in seinem kunstvoll elaborierten und dabei überaus flüssigen Stil, als wunderbar ästhetisch und Ausgangspunkt eines hohen Kunstgenusses. Die Beispiele sind ebenso vielfältig wie beliebig, seien es die Passagen (ich verwende nun die korrekten französischen Anführungszeichen) « Je comptais, je l'avoue, beaucoup sur ce voyage ; je croyais qu'il allait donner à mon talent une direction nouvelle. C'est vous qui me le proposâtes, il est vrai, mais j'y pensais depuis bien des années. » (aus *Paludes*), « Il se tut un instant et je vis un éclair de mépris passer dans son regard ; mais, se ressaisissant, il continua comme si ne l'avait pas atteint ma pointe : » (aus *Corydon*), « Nous enfonçons dans un tunnel d'angoisse, dont on ne peut encore voir l'issue. » und « C'était trop beau, c'était inespérable cette victoire mystique, où

la ferveur spirituelle tienne en respect la brutalité ; j'ai le cœur gonflé d'admiration pour cette surhumaine figure ; gonflé de sanglots. » (beide aus dem *Journal*) oder « Quelle terrasse ! Et de quel palais ! Ô jardins en extase, suspendus dans l'attente d'on ne savait quoi, sous la lune ! » (aus *Thésée*). Ich vertraue darauf, dass viele Österreicherinnen und Österreicher, wie ich im Ausland häufig vernahm, einmal Französisch gelernt haben; und falls nicht, dann möge man mir bitte verzeihen, dass ich mir nicht die Mühe machte, entsprechende Übersetzungen auszuforschen.

Am 22. November 2019 wäre André Gide hundertfünfzig Jahre alt geworden. Seine Sprachkunst, wie die griechische Bezeichnung für Literatur lautet, wird wohl und mit gutem Recht ein Vielfaches dieser runden Zahl überdauern.

Klaus Ebner

Friedrich Nietzsche (1844 – 1900)

Zum 175sten Geburtstag am 15. Oktober 2019

Nietzsche als Stilist: Kaum ein Philosoph der westlichen Philosophiegeschichte schrieb einen so dynamischen Stil wie Friedrich Nietzsche. Wie viele Denker des 19. Jahrhunderts begann er mit Gedichten. Mit sechzehn Jahren schrieb er das Epos eines ungarischen Helden der Völkerwanderungszeit, *Ermannarichs Tod*. Zeit seines Lebens blieb er ein begnadeter Lyriker. Während der Arbeit an seinem Hauptwerk in Sils-Maria, im Jahre 1881, brachte Nietzsche folgende Zeilen zu Papier:

Hier saß ich, wartend, wartend, – doch auf nichts,
Jenseits von Gut und Böse, bald des Lichts
Genießend, bald des Schattens, ganz nur Spiel,
Ganz See, ganz Mittag, ganz Zeit ohne Ziel.
Da, plötzlich, Freundin! wurde eins zu zwei –
– und Zarathustra ging an mir vorbei.

Nietzsche brauchte Einsamkeit und Ruhe vor den Menschen, um zu schreiben. Je höher hinauf in die Berge er kam, desto wohler fühlte er sich. Neben den chronischen Kopfschmerzen und Erschöpfungszuständen setzte ihm eine regelmäßig um die Weihnachtszeit wiederkehrende Depression zu. Aber in Italien, besonders im Engadin, fand er die angemessenen Bedingungen, um produktiv zu sein – interessanterweise häufig im Januar, wenn sich seine Gesundheit erholte, und den er dafür als „Sanctus Januarius“ bezeichnete.

Passagen in seinen aphoristisch gegliederten Werken, etwa *Menschliches, Allzumenschliches* (1878), muten wie Prosagedichte an und legen den Einfluss von Baudelaires *Les Fleurs du Mal* (1857) nahe. Sehen wir uns diese Passage aus dem vierten Buch der *Fröhlichen Wissenschaft* (1882) an, *Sanctus Januarius* betitelt, Abschnitt 310:

Wille und Welle. – Wie gierig kommt diese Welle heran [...] Wie kriecht sie mit furchterregender Hast in die innersten Winkel des felsigen Geklüftes hinein! [...] Zürnt mir nur, hebt eure grünen gefährlichen Leiber so hoch ihr könnt [...] Wahrlich, schon ist nichts mehr von der Welt übrig als grüne Dämmerung und grüne Blitze. Treibt es wie ihr wollt, [...] schüttet eure Smaragden hinab in die tiefste Tiefe, werft euer unendliches weißes Gezettel von Schaum und Gischt darüber weg [...] Ihr und ich, wir sind ja aus *einem* Geschlecht! – [...]

Nietzsche schreibt in späteren Werken auch Dionysos das Attribut „smaragdgrün“ zu. Man kann die Entwicklung des Stils von Nietzsches frühen Schriften, etwa den *Unzeitgemäße[n] Betrachtungen* (1873-6) über die literarische Meisterschaft in *Die fröhliche Wissenschaft* (1882) bis hin zu dem schon zum Wahnsinn hinreißenden Schwung von *Ecce homo* (1888/1908) nachverfolgen, wobei die quasi-biblische Sprache in *Also sprach Zarathustra* (1885) besonders heraussticht.

Nietzsche wird immer wieder als der musikalisch begabteste aller Philosophen bezeichnet, und zweifellos schlug sich sein Sinn für Rhythmik und Melodie auch im geschriebenen Stil nieder. In seiner Jugend komponierte er vorwiegend für Klavier, doch neben der symphonischen Dichtung zu *Ermanarich* auch einen *Hymnus an die Freundschaft* (1874) für Orchester. Nach einer niederschmetternden Kritik von Cosima Wagners erstem Mann, dem Kapellmeister Hans von Bülow, gab Nietzsche das Komponieren auf. Die Pianisten Michael Krücker und Jeroen van Veen haben seine Kompositionen eingespielt, und Decca brachte 2013 eine Doppel-CD mit einer Gegenüberstellung von Nietzsches und Wagners Werken heraus.

Sein Leben lang währte Nietzsches Auseinandersetzung mit Wagner, wie der bewundernde Essay in seiner „schopenhauerischen“ Periode, *Richard Wagner in Bayreuth* (1876), bezeugt, und ebenso die scharfe Abrechnung fast zwanzig Jahre später mit *Nietzsche contra Wagner* (1895). Eines Tages fasste Nietzsche für sich die Erkenntnis, dass Wagner nicht gegen die Verfehlungen seiner Epoche kämpfte, sondern sie selbst verkörperte. Zwei titanische, stark von sich über-

zeugte Naturen wie Wagner und Nietzsche fanden danach nicht wieder zusammen.

Nietzsche war nicht daran gelegen, ein philosophisches System zu entwickeln, im Kontrast etwa zu Schopenhauer oder zu Kant. Nietzsche stellte bestimmte zentrale Ideen in Aphorismen, die mit Paragrafenziffern überschrieben waren, in seinen Werken vor – beispielsweise die ewige Wiederkehr des Gleichen – die natürlich auch einem entwicklungsbedingten Wandel unterworfen waren. Weil sie häufig widersprüchlich waren, konnten Konzepte wie der Wille zur Macht ebenso von Kommunisten wie von Nationalisten für ihre Zwecke beansprucht werden.

Elisabeth Förster-Nietzsche wütete bekanntlich am schlimmsten, um ihren Bruder mit schamloser Editionsarbeit als nationalsozialistisch konformen Dichter darzustellen. Anfangs war sie neben der Mutter noch Nietzsches engste weibliche Bezugsperson, die ihm auch in Basel den Haushalt führte, und ihn, der ohnehin zur Einsamkeit neigte, abzuschotten versuchte. Das Verhältnis der beiden verschlechterte sich in den 1880er Jahren, mit dem Tiefpunkt, als sie im Mai 1885 den Lehrer und Antisemiten Bernhard Förster zum Gatten nahm.

In diese Zeit fiel auch die Bekanntschaft mit Lou Andreas-Salomé, die Nietzsches Sinn für menschliche Psychologie schärfte. Sie war unter anderem auch deshalb die ideale Heiratskandidatin für den Philosophen, weil er sich mit ihr eine produktive Arbeitsgemeinschaft gut vorstellen konnte. In Gesprächen mit ihr ergaben sich vielfache Anregungen für beide Seiten. Doch sie lehnte seinen Antrag ab, und der geistige Höhenflug mit ihr dauerte nur vom Frühjahr bis zum Herbst 1882.

Lange nach Nietzsches Tod ging die Photographie, auf der Elisabeth Förster-Nietzsche Adolf Hitler freudestrahlend in ihrem Weimarer Archiv begrüßt, um die Welt. Bis heute hält diese Assoziation Nietzsches als Vordenker des Nationalsozialismus im öffentlichen Bewusstsein an, wenn sie auch in der Wissenschaft längst nicht mehr ernst genommen wird. Noch in den 1980er Jahren konnte *Der Spiegel* auf seinem Titelblatt ein Januskopf von Nietzsche und Hitler drucken, mit der Überschrift: „Denker Nietzsche – Täter Hitler“ (Nr. 24 / 1981).

Es steht Manches an Nietzsches Philosophie im Widerspruch zum Zeitgeist. Das ist gut so, das wird auch in jeder Epoche so sein. Am Befremdlichsten mutet dem heutigen Zeitgenossen wahrscheinlich seine Ablehnung des Mitleids als Symptom christlicher „Sklavenmoral“ an, hatte Nietzsche doch ein aufwärtsstrebendes, von der Antike inspiriertes Heldentum im Sinn. Hier gilt es anzu-

setzen, um das vorschnelle Urteil auszuhebeln, Nietzsche sei, des berüchtigten Wortes vom Tod Gottes wegen, Nihilist und durch und durch amoralischer Philosoph.

Aus einem Pfarrhaus stammend, christlich erzogen, konnte Nietzsche zwar gegen sein Christentum ankämpfen, aber seinen moralischen Impuls nicht bezwingen. Im Kontrast zu Schopenhauers düsterer, leerer Welt des Willens, auf die man laut diesem Philosophen letztendlich nur mit Askese reagieren kann, stellt Nietzsches prometheisch-messianischer Übermensch eine moralische Antwort dar, die sich auf Ideale humanistischer Bildung gründet: die stetige menschliche Selbstvervollkommnung. Das war Nietzsches Lösung für die ewige Wiederkunft des Gleichen – die Unmöglichkeit, dass es auf Erden und in der Geschichte der Menschheit etwas Neues geben kann. Mancher Biograph vermutet übrigens, dass diese Idee Nietzsche, bis in die letzte Instanz zuendege-dacht, in den Wahnsinn trieb.

Die Tatsache bleibt bestehen, dass Nietzsche trotz seiner zum Wahnsinn ziehenden Hetzreden in den letzten Werken, etwa *Der Antichrist*, nicht der amoralische Denker war, als den man ihn heute vereinfacht abschreibt. Nicht nur der biblische Stil des *Zarathustra* ist bezeichnend und verrät, an welchem grundlegenden Werk er sich orientierte.

Seine Skepsis gegenüber dem Christentum bedeutete, dass Nietzsche sich den Juden zuwandte als Bewahrern einer ursprünglichen Kultur, welche das Christentum korrumpiert hatte. Im ersten Band von *Menschliches, Allzumenschliches* heißt es unter §475:

In den dunkelsten Zeiten des Mittelalters [...] waren es jüdische Freidenker, Gelehrte und Ärzte, welche das Banner der Aufklärung und der geistigen Unabhängigkeit unter dem härtesten persönlichsten Zwange festhielten [...]; ihren Bemühungen ist es nicht am wenigsten zu danken, [...] daß der Ring der Kultur, welcher uns jetzt mit der Aufklärung des griechisch-römischen Altertums zusammenknüpft, unzerbrochen blieb. [...] [D]as Judentum [hat] wesentlich mit dabei geholfen, [...] Europas Aufgabe und Geschichte zu einer *Fortsetzung der griechischen* zu machen.

Somit hielten nach Nietzsches Auffassung gerade die Juden das Selbstbewusstsein und den Individualismus der Alten Griechen bis in die Gegenwart hinein in Ehren. Erscheinen damit die Juden durchaus als die Retter europäischer Kultur, wünschte er sich eine Heranbildung einer neuen regierenden Kaste, zumal “die Juden, wenn sie wollten [...] jetzt schon [...] ganz wörtlich die

Herrschaft über Europa haben *könnten*“. Ich konnte Nietzsches starken Einfluss auf den seinerzeit berühmten Schriftsteller Jakob Wassermann nachweisen, der einen jüdischen Übermenschen, den „Orientalen“ konzipierte [siehe Haberich, ‚Friedrich Nietzsche and Jakob Wassermann – Brothers in Spirit?‘ in: *Nietzsche-Studien*, Bd. 44 (2015)].

Wenn auch in frühen Arbeiten Nietzsches wie *Jenseits von Gut und Böse* natürlich auch antisemitische Aussagen, dem Geist seiner Zeit entsprechend, zu finden sind – so liegt im oben beschriebenen Kerngedanken doch die Wurzel für spätere Aussagen des Wahns, so wenn er am 28.12.1888 an Franz Overbeck schreibt: „Ich lasse eben alle Antisemiten erschießen“. Oder im Billet an Meta von Salis, datiert auf den 3.1.1889:

Fräulein von Salis. Die Welt ist verklärt, denn Gott ist auf der Erde. Sehen Sie nicht, wie alle Himmel sich freuen? Ich habe eben Besitz ergriffen von meinem Reich, werfe den Papst ins Gefängnis und lasse Wilhelm, Bismarck und Stöcker erschießen.

Der Gekreuzigte

Adolf Stöcker war Prediger am Berliner Hof, der sich mit seinen antisemitischen Tiraden von der Kanzel einen zweifelhaften Ruf erwarb. Auffallend ist an diesem „Wahnzettel“ neben den biblischen Wendungen natürlich die Unterschrift, die darauf hinweist, dass Nietzsche seinen christlichen Hintergrund bei aller Skepsis nie ganz ablegte. Einen erstaunlichen Hinweis gibt es im Brief der Mutter vom 7.6.1890 an Overbeck, nachdem sie sich der Pflege ihres Sohnes angenommen hatte:

...Überhaupt macht sich bei ihm die religiöse Stimmung mehr und mehr gelten, erzählte mir auch in den Pfingsttagen, als wir ganz still auf der Veranda saßen, wo ich eine alte Bibel liegen habe: daß er in Turin die ganze Bibel studiert habe und sich tausenderlei notiert habe, als er mich animierte, den und den Psalm oder das und das Kapitel ihm vorzulesen, und ich meine Bewunderung aussprach, woher er so bibelkundig sei.

Wenn Nietzsche zu dieser Zeit auch geistig instabil war – sollte er diese Aussagen einfach aus der Luft gegriffen haben? Will man ihm Glauben schenken, befasste sich der vermeintliche Nihilist, der erklärte, Gott sei tot, und sein Leben lang an einer Umwertung aller christlichen Werte arbeitete, in den letzten Monaten intellektueller Klarheit intensiv mit der Bibel.

Kehren wir zur Frage des Stils zurück, nachdem wir nun Beispiele von Nietz-

ches Lyrik und Prosa, letztere aus verschiedenen Schaffensperioden, gesehen haben. Wir schließen mit einem unheimlichen Höhepunkt seiner literarischen Energie kurz vor dem Verfall. Die folgenden Zeilen wurden im Oktober 1888 geschrieben und stammen aus dem Abschnitt von *Ecce Homo* mit der Überschrift *Warum ich ein Schicksal bin*:

Ich kenne mein Los. Es wird sich einmal an meinen Namen die Erinnerung an etwas Ungeheures anknüpfen – an eine Krisis, wie es keine auf Erden gab, an die tiefste Gewissen-Kollision, an eine Entscheidung, heraufbeschworen *gegen* alles, was bis dahin geglaubt, gefordert, geheiligt worden war. Ich bin kein Mensch, ich bin Dynamit.

Diese Sätze wirken prophetisch aus der Rückschau, und wir Nachgeborenen müssen uns ins Gedächtnis rufen, dass Nietzsche keine Auffassung vom Zweiten Weltkrieg und dem Holocaust haben konnte. Aber die technische Entwicklung und die Strömungen seiner Zeit wiesen auf kriegerische Konflikte hin, und Nietzsche ahnte, dass sie durch ihr industrielles Ausmaß alles bisher Erlebte übersteigen würden. Es war ihm zum Glück gegeben, diese Kriege nicht mehr durchstehen zu müssen. Sein Leben war an Leiden und Kämpfen reich genug.

Unsere Aufgabe sollte sein, anlässlich des 175. Geburtstags eines der größten Philosophen des 19. Jahrhunderts, dessen geistiges Erbe uns bis heute begleitet, bei allen Vorurteilen und aller Schwarzweißmalerei, die seinen Konzepten anhaften, differenziert an Nietzsches Gedankenwelt heranzugehen. Wenn wir dafür offen sind, können wir die positiven Aspekte erkennen, die uns Kraft für die großen und kleinen Konflikte unserer Gegenwart verleihen können, etwa das berühmte *amor fati*: die Liebe zu den unausweichlichen Ereignissen des Schicksals. Nicht zuletzt bietet uns Nietzsches Grundidee der nie endenden geistigen und charakterlichen Vervollkommnung Hilfe und Leitung.

Wer nicht gleich die achthundertseitige Biographie von Werner Ross, *Der ängstliche Adler* (München: Kastell, 1998) zur Hand nehmen will, der findet mit Walter Kaufmanns *Nietzsche. Philosoph, Psychologe, Antichrist* (Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft, 1982) einen immer noch empfehlenswerten, leichteren Zugang. Das englische Original wurde 1950 veröffentlicht, und schnell wird beim Lesen deutlich, dass Kaufmann sich bemüht, den von ihm verehrten Philosophen von allen Sünden der jüngsten Vergangenheit reinzuwaschen. So vollkommen unschuldig wie hier geschildert war Nietzsche auch wieder nicht. Die vielleicht am besten lesbare Einführung in die Philosophie Nietzsches, der seine geistige mit seiner biographischen Entwicklung parallel zeichnet, stammt von

Rüdiger Safranski: *Nietzsche. Biographie seines Denkens* (München: Carl Hanser, 2000). Ein nettes belletristisches Experiment hat Irvin D. Yalom mit *Und Nietzsche weinte* (Hamburg: Ernst Kabel, 1994) unternommen, worin die fiktionale Begegnung zwischen Josef Breuer und Nietzsche ausgesponnen und psychologisch ausgewertet wird. Natürlich darf Lou Andreas-Salomé in dieser Geschichte nicht fehlen. Diese Bücher helfen dem interessierten Leser, den widersprüchlichsten, gefährlichsten, aber auch entdeckenswertesten Philosophen der letzten 200 Jahre zu verstehen.

Max Haberich

Joseph Roth (September 1894 – 1939)

Zum 125sten Geburtstag am 2. September 2019

Es gibt eine Anzahl Autoren, welche die Atmosphäre Wiens und der Habsburger Monarchie in ihren Werken eingefangen haben: Arthur Schnitzler, Hugo von Hofmannsthal oder Stefan Zweig. Kein Autor hat den Untergang des alten Österreichs jedoch so verinnerlicht wie Joseph Roth. Alle der drei vorhergenannten Schriftsteller haben den Zusammenbruch erlebt, der eine mit mehr, der andere mit weniger Anteilnahme. Einschneidend war dieses Erlebnis für jeden: die Zerstörung der Welt, in der sie aufgewachsen waren und gelebt haben – gerade aus der Retrospektive dessen, was da noch kommen sollte, eine sichere Zeit.

Für Roth manifestierte sich 1918 immer wieder in seinem Werk. Nicht nur, weil die Juden unter dem besonderen Schutz Franz Josephs gestanden hatten, der oft genug von klerikalen Blättern wie der ‚Reichspost‘ als „Judenkaiser“ verunglimpft worden war. Roth schilderte die späten Jahre der Monarchie mit Wehmut, die jedoch nicht seinen Scharfblick für gesellschaftliche Missstände verklärte. Verfasste Schnitzler nach 1920 Dramen, die in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg spielten, warf man ihm vor, der Autor einer versunkenen Zeit zu sein. Bei Roth gehörte diese Zeit dazu: Im *Radetzkmarsch* (1932), in *Die Büste des Kaisers* (1934) und in der *Kapuzinergruft* (1938) wurde er posthumer Chronist dieser Jahre, er konnte nicht anders – aus Liebe zu einer Heimat, die er verloren hatte.

Roths Biographie spannt die Weite der alten Monarchie: Er wurde am 2. September 1894 im galizischen Shtetl Brody geboren, an der russischen Grenze, wo er auch das deutschsprachige Kronprinz-Rudolf-Gymnasium besuchte. 1913 schrieb er sich an der Universität Lemberg ein, wo die Unterrichtsspra-

che allerdings Polnisch war, so dass er sich im folgenden Jahr an der Universität Wien für das Fach Germanistik immatrikulierte.

Im Sommer 1916 begann er seine militärische Ausbildung. Roth stand in der Reihe der Soldaten, als am 21. November der Sarg des Kaisers im Beerdigungszug vorübergefahren wurde. Er nahm dies schon damals als historisches Ereignis wahr; rückblickend verkörperte es für ihn den Untergang der alten Donaumonarchie. Roth schaffte es, seine Armeezeit beim militärischen Pressedienst in der Umgebung von Lemberg abzuleisten.

Im Frühjahr 1920 zog er nach Berlin, um als Journalist für dort ansässige, aber auch Frankfurter und Wiener Zeitungen zu schreiben, ebenso für das deutschsprachige ‚Prager Tagblatt‘ und den ‚Pester Lloyd‘. Die ‚Frankfurter Zeitung‘ schickte ihn für eine Serie von Reisereportagen 1926 in die Sowjetunion und im nächsten Jahr nach Albanien und Jugoslawien.

Roth heiratete 1922 Friederike Reichler, eine Jüdin aus Galizien, bei der allerdings sechs Jahre darauf eine unheilbare Geisteskrankheit diagnostiziert wurde. Roth begann zu trinken. Seine Frau wurde 1933 in die Wiener Nervenheilanstalt „Am Steinhof“ (heute: Otto-Wagner-Spital) eingeliefert, von wo aus sie später im Rahmen des nationalsozialistischen Euthanasieprogramms T4 in die Tötungsanstalt Hartheim gebracht und im Juli 1940 vergast wurde.

Im Jahre 1929 begegnete Roth in Berlin Andrea Manga-Bell, die bei Ullstein als Redakteurin arbeitete, und mit einem Douala-Prinzen aus der ehemaligen deutschen Kolonie Kamerun verheiratet war. Dieser hatte sie zu diesem Zeitpunkt jedoch bereits verlassen. Roth zog mit ihr zusammen, wobei rund zehn Jahre später der Alkohol sowie seine starke Eifersucht, die schon Friederike zugesetzt hatte, das Ende auch dieser Beziehung herbeiführte.

Roth und Irmgard Keun, heute für *Das kunstseidene Mädchen* (1932) und *Nach Mitternacht* (1937) bekannt, lernten sich im Sommer 1936 auf Einladung Stefan Zweigs in Ostende kennen, und verstanden sich auf Anhieb. Sie tranken gemeinsam bis zur Besinnungslosigkeit, doch hier führte Roths ausgeprägte Eifersucht ebenso zwei Jahre später zum Zerwürfnis.

Kurz vor Hitlers Machtergreifung im Januar 1933 ging Roth ins Exil. Es gelang ihm, bei den Exilverlagen Querido und de Langen weiter Bücher zu veröffentlichen, während seine früheren Ausgaben in Deutschland schon verbrannt wurden. In diesen Jahren wandelten sich seine Überzeugungen vom Sozialismus der Monarchie zu, die er, zusammen mit der Kirche – Roth nannte sich, ohne

jemals konvertiert zu sein, gelegentlich katholisch – als die einzigen Mächte ansah, die Hitler wirklich Einhalt gebieten könnten. Noch wenige Wochen vor dem Anschluss, im Februar 1938, reiste er im Auftrag legitimistischer Kreise nach Wien, um den Kanzler Kurt Schuschnigg zu überreden, zugunsten Otto von Habsburgs abzudanken.

In seinen letzten Lebensjahren nahm Roths Gesundheit, auch durch sein exzessives Trinken, rapide ab. Er starb am 27. Mai 1939 in einem Pariser Armenkrankenhaus an einer schweren Lungenentzündung und wurde auf dem Cimetière parisien in Thiais beigesetzt. Unter den Trauergästen befanden sich sowohl Kommunisten als auch kaisertreue Monarchisten.

Joseph Roths Werk bleibt auch heute noch eminent lesenswert. Sein Stil ist nicht gealtert. Neben seinen bekannten Romanen werfen auch Bücher wie *Hotel Savoy* (1924), das nicht in London, sondern in Lodz spielt, Schlaglichter auf ein verschwundenes Europa. In *Hiob* (1930) zeichnet er ein jüdisches Schicksal nach, das von einem russischen Shtetl durch die Umbrüche des Ersten Weltkriegs bis ins amerikanische Exil verschlagen wird. *Die Legende vom heiligen Trinker* (1939) schildert anhand eines obdachlosen Alkoholikers, der erst im Tod Frieden findet, des Autors eigenen Kampf gegen die Sucht.

Roth bleibt untrennbar mit dem k. u. k. Reich der Habsburger verbunden. Darüber hinaus war er jedoch ein Fürsprecher des alten europäischen Bürgertums, wie ihm Stefan Zweig in der *Welt von Gestern* (1941) ein Denkmal gesetzt hat, Friedrich Torberg in *Die Tante Jolesch* (1975) und ihren Erben, oder wie Sándor Márai ihn in seinen Romanen noch einmal aufleben lässt. Es war die Welt Maupassants, Oscar Wildes und Giuseppe di Lampedusas; die Ära Theodor Fontanes, die schon zu Lebzeiten Thomas Manns und Hermann Hesses durch den Ersten Weltkrieg ihren Todesstoß empfing, um in der Zerstörung des Zweiten endgültig unterzugehen.

Dadurch, dass er das, was ihm teuer war an dieser vergangenen Zeit, im Werk bewahrte, erhielt Joseph Roth einen Teil europäischer Zivilisation, die sich nicht nur in ihren Umgangsformen, ihrer Mode und in ihrer Tischkultur, sondern gerade auch in ihren geistigen Errungenschaften manifestierte. Es sind diese Letzteren, zu denen auch Roth Unvergängliche beigetraten hat, und somit Humanität für uns spätere Leser hinüberretten konnte, angesichts der Gräuel, die zwischen seinem und unserem Leben liegen.

Max Haberich

Ludwig van Beethoven (1770-1827)

Beethoven und die Sprache. Zum 250. Geburtstag.

Er war ein kleiner Mann, nur etwas größer als 160cm, von Erscheinung nicht eben stattlich, bekannt für seine nachlässige Kleidung, ein Nervenbündel von unausgeglichenem Temperament, der manchmal zu schwärmerischen Gefühlen ja zu überschäumender Zuneigung fähig war, der aber im nächsten Moment schroff und beleidigend werden konnte. Er schwankte zwischen dem Bedürfnis nach fröhlicher und herzlicher Geselligkeit und völliger Hingabe an seine Kunst, die Einsamkeit und Konzentration verlangte. Zudem litt er schon in mittleren Jahren an verschiedenen Krankheiten, von denen ihn wohl der graduelle Verlust des Gehörsinns am meisten getroffen haben dürfte. Er stammte aus einer Musikerfamilie, die jedoch viel unorganisierter war als die der Mozarts. Sein Vater, der aus ihm, seine Begabung schon bald durchaus richtig erkennend, ein Wunderkind machen wollte, war ein Trinker, ohne über die nötigen pädagogischen Fähigkeiten zu verfügen, die Mutter starb früh. Die Neigung zur Trunksucht konnte auch bei ihm festgestellt werden.

Bei dieser seltsamen und unausgeglichenen Erscheinung handelt es sich um eines der größten Genies der Musikgeschichte, das mit einem ungeheuren Erfindungsreichtum und Formwillen begabt war. Seine Ungebärdigkeit und Unzufriedenheit macht ihn mutiger als andere, er bricht ständig die Konventionen, sucht nach neuen Formen, ist von seiner Musik ganz durchdrungen. Einem Kopisten, der ihn belehren will, schreibt er: *Schreibsudler! Dummer Kerl! Korrigieren Sie Ihre durch Unwissenheit, Übermut, Eigendünkel und Dummheit gemachten Fehler, dies schickt sich besser, als mich belehren zu wollen, denn das ist gerade, als wenn die Sau die Minerva lehren wollte.*

In anderen Bereichen ist er weniger sicher, er kommt trotz seines schon zu Lebzeiten überwältigenden Ruhms nie zu einem entsprechenden Vermögen, und wechselt in Wien und Umgebung ungefähr 40 Mal den Wohnsitz. Dabei handelt es sich um kleinere Wohnungen. Einmal nur erwägt er einen Hauskauf in Mödling, der jedoch nicht zustande kommt. Er heiratet nie, obwohl es ihm ein großes Anliegen ist, eine Familie zu gründen. Seine zahlreichen Beziehungen scheitern alle.

Neben seinen alles überragenden musikalischen Fähigkeiten ist aber auch seine Sprachbegabung zu nennen. Viele bedeutende Musiker haben zur Sprache eine innige Beziehung. Mozart, Schumann, Mahler, Wagner, um nur einige

zu nennen, so auch Beethoven. Komponisten beschäftigen sich oft mit Mischformen von Musik und Sprache, Oper, Lied, Messe, Oratorium, wobei auch sprachliche Einfühlsamkeit nötig ist. All diese Formen hat Beethoven benutzt. Es gibt zwar nur eine Oper aus seiner Feder, diese jedoch gehört mit zu den bedeutendsten der Musikgeschichte. Es waren noch mehr geplant, Er wünschte sich ein Libretto von Motte-Fouqué, und Grillparzer hat für ihn sogar eines geschrieben, das er aber nicht vertonte, „Die schöne Melusine“.

Der Liederkomponist erlangte nicht die Bedeutung des Symphonikers, es gibt jedoch von ihm zahlreiche Vertonungen verschiedenster Dichter seiner Zeit. Die Einarbeitung von Sprache in Musik war für Beethoven also ein gewohnter Vorgang. Die bekannteste Vertonung außer dem „Fidelio“ ist wohl die Verwendung von Schillers „Ode an die Freude“ im Schlusssatz seiner 9. Symphonie. Hier greift Beethoven sogar in den vorliegenden Text ein, Die berühmten Einleitungsworte *O Freunde, nicht diese Töne...* sind von ihm.

Beethoven ist sehr belesen, Er war ein eifriger Leser und Kenner der deutschen Klassiker, begeisterte sich in seiner Jugend für Klopstock, Herder, Wieland und Lessing, auch Bürger und Claudius stehen ihm nahe. In reiferen Jahren wendet er sich Schiller und Goethe zu. *Die zwei Dichter sind meine Lieblingsdichter, so wie Ossian, Homer, welchen letzteren ich leider nur in Übersetzungen lesen kann* bekennt er.

Bettina Brentano schreibt er in einem Brief *An Goethe, wenn Sie ihm von mir schreiben, suchen Sie alle die Worte aus, die ihm meine innigste Verehrung ausdrücken, ich bin eben im Begriff, ihm selbst zu schreiben, wegen Egmont, wozu ich die Musik gesetzt, und zwar aus Liebe zu seinen Dichtungen, die mich glücklich machen; – wer kann aber auch einem großen Dichter genug danken, dem kostbarsten Kleinod einer Nation ...* Er vertonte zahlreiche Gedichte Goethes und beschäftigte sich sogar mit dem Gedanken, den „Faust“ in Musik zu setzen.

Zu Schiller äußert er sich einmal dergestalt: *Schillers Dichtungen sind für die Musik äußerst schwierig. Der Tonsetzer muß sich weit über den Dichter zu erheben wissen. Wer kann das bei Schiller?* Schiller stand ihm vielleicht mit seinen revolutionären aber auch pathetischen Ideen sogar näher als Goethe. Er begegnete ihm jedoch nie. Goethe besuchte er hingegen und spielte ihm auf dem Klavier vor. Es gibt auch einen kleinen Briefwechsel, welcher die gegenseitige Hochachtung deutlich zum Ausdruck bringt, obwohl sie von ganz verschiedener Mentalität waren.

Beethovens Briefe sind ein eigenes Kapitel. Er hinterließ eine umfangreiche

Zahl von Briefen an die verschiedensten Adressaten, die ihn sowohl als tiefsin-
nigen als auch humorvollen Briefschreiber ausweisen.

Der berühmteste Brief ist wohl jener „an die unsterbliche Geliebte“, der zu
den bedeutendsten und zugleich rätselhaftesten Liebesbriefen gehört, weil man
auch heute noch nicht mit Sicherheit sagen kann, an wen er gerichtet ist. Eben-
so berühmt ist das „Heiligenstädter Testament“, ein erschütterndes Bild seines
Befindens, als ihn die Taubheit immer mehr gesellschaftlich isoliert.

Auch seine weniger bekannten Briefe weisen ihn als Meister im Umgang mit
Sprache aus, obwohl er einmal sagte, er schreibe lieber hundert Noten als einen
Buchstaben. Wo die Präferenz liegt, ist klar, aber auch die Zweitbegabung kann
sich sehen lassen.

Wie sehr er seinerseits auch die Künstler der Sprache schätzte, beweist sein
Umgang in Wien, wo Grillparzer und Bauernfeind zu seinen Freunden gehör-
ten.

Umgekehrt wurde Beethoven seinerseits häufig Gegenstand sprachlicher Äu-
ßerungen, die Berichte der Zeitgenossen, Romane, Biographien und musikwis-
senschaftliche Werke, füllen inzwischen ganze Bibliotheken.

So soll auch hier eine Beobachtung Beethovens aus der Feder Franz Grillpar-
zers die Betrachtung beenden:

*Es geht ein Mann mit raschem Schritt-
Nun freilich geht sein Schatten mit-
Er geht durch Dickicht, Feld und Korn
Und all sein Streben ist nach vorn.
Ein Strom will hemmen seinen Mut,
Er stürzt hinein und teilt die Flut,
Am andern Ufer steigt er auf,
Setzt fort den ungezwungenen Lauf.
Nun an der Klippe angelangt,
Holt er weit aus, daß jeden bangt;
Ein Sprung-und sicher, unverletzt
Hat er den Abgrund übersetzt.
Was andern schwer, ist ihm ein Spiel,
Als Sieger steht er schon am Ziel...“*

Bernhard Heinrich

Und doch ist Maß nicht nur das Schöne, sondern auch das Wahre¹

Theodor Fontane zum 200sten Geburtstag am 30. Dezember 2019

Geschätzter Herr Fontane (gestatten Sie mir diese persönliche Anrede statt des Ew. Hochwohlgeboren),

nun, ich habe es Ihnen zu gestehen: Zum einen gestaltete sich schon die ausschnittsweise Lektüre hunderter Ihrer Briefe als unerwartet umfangreiches Unterfangen. Zumal in den zahlreichen Sammlungen Dokumente vorgelegt werden, die sich nur bedingt entsprechen, die Fülle stets zunimmt, ein Überblick ohne thematische Register höchst schwierig wird. Zum anderen aber vermochte ich, fasziniert und buchstäblich über Stunden, kaum aufhören weiterzulesen, namentlich in den Zeugnissen der letzten drei Jahrzehnte; ich komme darauf zurück. Und ja, ich stimme der Meinung, nur als *der Mann der langen Briefe*² seien Sie bereits ein bedeutender Schriftsteller, vollkommen zu, so wie Sie selber Ihre Briefe gar als *Manuskripte* bezeichnen³. Herausgeber und Feuilletonisten wollen Ihre Korrespondenz gerne als Briefkunst sehen. Der Grund mag in erhaltenen Entwürfen liegen; vielleicht steht dahinter Ihr Satz, Sie sähen sich *als ein Schriftsteller, d.h. ein Mann, der sein Metier als Kunst betreibt (...), deren Anforderungen er kennt. Das letztere ist das Entscheidende als das Maß seiner Erkenntnis*.⁴ Ich verstehe Ihre Korrespondenz als eigene, gern das Essayistische durchwandernde literarische Form⁵, die im Geist des besten Romans mündet: Man mag «unbedingt» erfahren, was wie geschehen mag, wobei weniger das Weshalb das Vorankommen entscheidet, sondern sich der Wunsch aus der geradezu ausgeklügelten Darstellung voll Esprit selbst ergibt. Dies nachträglich mit dem hugenottischen Erbe der Causerie zu benennen, greift für mich viel zu kurz: Ein reich differenzierter Wortschatz – Sie wenden sich ausdrücklich gegen die *Prinzipischablone*⁶ – verbindet sich mit analytischer Präzision, beschreibende Einsicht mit unmissverständlicher Wortwahl: *voll richtigem Künstler- und Menschenblick, der sich darin zu erkennen gibt, daß man das Echte und Ewige des Daseins von*

1 so an Georg Friedlaender 12.10.1887

2 so an Karl Zöllner 13.7.1881

3 seiner Frau Emilie gegenüber am 15.8.1876

4 an Emilie 17.8.1882

5 1872 schreiben Sie am 2.1., obwohl schon ganz in der Arbeit am ersten Roman, an Paul Lindau noch: Die Form des Essays sagt mir besonders zu.

6 so an den Sohn Theodor 20.6.1882; s. auch an die Tochter Martha (Mete) 25.6.1889: Es ist damit wie mit allem: eine Norm gibt es nicht.

dem Plunder des lackirt-conventionellen zu unterscheiden weiß⁷. Somit vermag ich das geflügelte Wort Ihres Nachfolgers Thomas Mann von Ihrem «bezaubern- den talent épistolaire» nicht ganz nachzuvollziehen. Denn erstens kommt dieser Ausdruck bei Ihnen selbst mehrfach, ausdrücklich auf die Kernfamilie gemünzt vor⁸, zum anderen erscheint mir das hinzugefügte Adjektiv zwar Plauderton und Humor, nicht aber das Geschliffene, Nachdenkliche, Abwägende im *Auf- merken*⁹ zu umfassen¹⁰.

Dabei wollten Sie keineswegs, wie so mancher Ihrer späteren Kolleg*innen, bereits für die Nachwelt schreiben. Sie notieren präzise an einem bestimmten Tag auf, oft an bestimmtem Ort, vor allem wenden Sie sich betont an eine bestimmte Person. Damit besteht Ihre Korrespondenz unabhängig allgemeiner Inhalte, prinzipieller Aussagen oder konkreter Anliegen aus Momentaufnahmen mit thematischen Schlaglichtern: Sie sind der Beobachter, der sehr bewusst – *Ich will nur, solange ich atme, einfach sagen, wie ich die Dinge ansehe*¹¹ – das Gesehene und Erlebte durch den persönlichen Filter webt. In der mangelnden Neutralität liegt nun die Zeitlosigkeit, ein sich wenigstens in zeitlicher Distanz auflösendes Paradoxon: Im Unterschied zur Belletristik (auch darin sind Sie ja hoher Könnler!) ist die entscheidende Basis der Schilderungen nicht, der Sozietät auf ihren Grund gehen, sondern Ihre Briefe reflektieren Ihre stets gleich bleibende *Independenz über alles. Alles andere ist zuletzt nur Larifari*¹². Das heißt zugleich: *ich gucke mir sie (die Dinge des Lebens) an und prüfe sie auf ihre Echtheit*¹³. Sie schreiben keine Memoiren, legen keine interpretierenden Erinnerungen vor; Sie kommentieren für die Adressaten ganz direkt, unmittelbar, stets auf der Höhe – «comme il faut», hätten Sie wohl dazu gesagt oder Ähnliches, jedenfalls als französischen Ausdruck. Dem mag ein generelles Berliner Bildungsgut zugrunde liegen, gleichwohl findet sich in Ihren Zeilen das *Gallische*¹⁴ gerne und gut platziert, partout als die Stimmung anheizendes Momentum¹⁵.

7 an Karl Zöllner Ende Januar 1876

8 sowie, ausdrücklich, ebenfalls an Georg Friedlaender am 7.12.1887 auf diesen selbst bezogen

9 an Theodor 11.7.1878: Mete habe die Gabe des Aufmerkens vom Vater

10 an Georg Friedlaender 5.7.1886: Von Spott und Überhebung ist keine Rede, nur Betrachtung, Prüfung, Abwägung.

11 an Friedrich Stephany 20.11.1889

12 an Emilie 28.5.1870

13 an Emilie 31.7.1876

14 etwa an Emilie 30.9.1888.

15 Nicht nur gehörten die Fontanes der Franz. Kolonie resp. Ref. Gemeinde in Berlin an; Fontane bewies seine guten Sprachkenntnisse spätestens, als er sich in der Gefangenschaft 1870 auf Französisch in den Briefen an seine Frau wendete – die ihrerseits verstand.

Angesichts der Fülle musste ich mir überlegen, wie ein Überblick zu gewinnen sei. Ich wählte zwei Strukturen als Katalysator. Naheliegender blieb der Hintergrund Ihrer Biografie, die sich vielfach und vielfältig äußert. Sind die ersten Jahrzehnte erfüllt von Aussagen über Ihre konkreten persönlichen Lebensumstände, gipfelnd in den das Praktisch-Anschauliche in den Vordergrund stellenden, ausführlichen Schilderungen Londons oder der Umstände der Märkischen Wanderungen, so wechselt (für mich) namentlich seit Mitte der 1870er Jahre Ton und Anspruch: Sie befassen sich tiefgreifend mit Ihrer beruflichen Situation. Als ein wesentlicher Auslöser dürfte der, in der von Ihnen intensiv geschilderten Einsicht in Ihre menschlichen Eigenschaften gleichsam erzwungene (zweite) Verzicht auf eine bezahlte Stelle zum Entscheid beigetragen haben, sich im Bewusstsein aller Notwendigkeiten ganz auf das Schreiben zu fokussieren: *Ich bin erst seit dem Unglücksjahre 76 ein wirklicher Schriftsteller geworden; vorher war ich ein beanlagter Mensch, der was schrieb. Das aber ist nicht genug.*¹⁶ Nunmehr sehen Sie sich als *ein(en) Mann, der sein Metier als Kunst betreibt, als eine Kunst, deren Anforderungen er kennt. Das letztere ist das Entscheidende als das Maß seiner Erkenntnis.*¹⁷ Es folgt, sich steigernd – *In Anschauungen bin ich sehr tolerant, aber Kunst ist Kunst*¹⁸ –, eine differenziert-reiche Auseinandersetzung nicht zuletzt mit handwerklichen Stilfragen; ich könnte seitenlang zitieren. Ihr literarisches Vermögen äußert sich im nachdrücklichen Finden einer passend-aussagekräftigen Ausdrucksweise für das Alltägliche wie für grundsätzliche Lebensaspekte. Reich differenzierter Begriffsschatz verbindet sich mit analytischer Präzision, beschreibende Erkenntnis mit unmissverständlicher Wortwahl.

Ein ganz eigenes Unterfangen wäre die Aufzählung all Ihrer Bemerkungen zur Gesellschaft. Es verblüfft, wie aktuell nach 150 Jahren viele Ihrer, seit den späten 1880er Jahren an kritischer Intensität zunehmenden Feststellungen anmuten – häufig zu der auf dem Geld-«Adel» beruhenden Diskrepanz zwischen Eliten und Volk in den Auswirkungen politisch-kultureller Oberflächlichkeit dort und den prägend-realen Lebensnotwendigkeiten hier – mit Rückschlüssen, die heutzutage alle medialen, digitalen Umwälzungen der letzten Zeit nachhaltig zu relativieren scheinen. Mindestens ebenso spannend – weil nunmehr *mit einer bestimmten Lebensaufgabe verheirathet*¹⁹ – erscheint es, Ihre Hinweise auf die Schriftstellerei zusammenzustellen. Sie mögen – *Ich betrachte das Leben, und*

16 an Emilie am 28.4.1882

17 an Emilie 17.8.1882

18 an Emilie 12.6.1883

19 an Mathilde von Rohr 14.11.1874

ganz besonders das Gesellschaftliche darin, wie ein Theaterstück²⁰ – von Ihren jahrzehntelangen Schauspiel-Kritiken genährt sein, in Ihren Briefen äußern Sie sich ohne Rücksichtnahme. *Ich habe nicht die Frechheit, drauflos zu schreiben, ohne Sorge darum, ob es stimmt oder nicht*²¹. Sie geben Aufschlüsse über Ihr Vorhaben wie *Die Darstellung des kleinen Lebens war mir immer besonders sympathisch; auch jetzt zeigt sich dabei das eigentliche künstlerische Können*²² oder *In meinen ganzen Schreibereien suche ich mich mit den sogenannten Hauptsachen immer schnell abzufinden, um bei den Nebensachen liebevoll, vielleicht zu liebevoll verweilen zu können*²³ oder, andererseits, *Die Weitschweifigkeit aber, die ich übe, hängt doch durchaus auch mit meinen literarischen Vorzügen zusammen.*²⁴ Häufig stöhnen Sie übers Korrekturlesen, denn *Ich gehöre zu den Schriftstellern, die es genau nehmen, sehe alles dreimal durch.*²⁵ Verschiedene gleichzeitig kontaktierte Publikationsorgane (Zeitschriften, Zeitungen, Verlage) gaben ein Übriges dazu. Neuerlich lassen sich bei aller Anständigkeit sezierende Bemerkungen zum Literaturbetrieb in manchem eins zu eins auf die derzeitige Lage übertragen. *Das, was als alltägliches Lesepublikumsfutter dient, steht auf so niedriger Stufe, daß überhaupt gar nicht darüber zu sprechen ist. Die Trivialität in Stoff, Stil, Behandlung ist kolossal.*²⁶ Deziert: *Es gibt freilich eine «rohe Kunst», in dem Sinne von Anfängerkunst ... Zum künstlerischen Fleiß aber gehört etwas andres als Massenproduktion.*²⁷ Lyriker/innen aus der Seele gesprochen tönt, als pars pro toto: *die Reimerei, auch die gute, ist immer Aschenbrödel.*²⁸ Ebenfalls höchst modern klingt *Solche Briefe schreiben sich die Leute heute nicht mehr, alles wird im Telegrammstil besorgt. Und dabei bildet man sich noch ein, das sei ein Fortschritt.*²⁹

Als andere Ordnungskategorie stellt sich jene nach Ihren Briefpartnern. Namentlich in den ersten Jahrzehnten stehen die Freunde (wie Witte und Lepel) und die Partner im Literaturklub des «Tunnels über der Spree» (wie Karl Zöllner) in vorderster Linie. Mit der Zeit reihen sich intensiver Kollegen (wie Storm) und vor allem Publizisten und Verleger (wie Jacobi und Hertz) ein, neben ihnen

20 an Georg Friedlaender 5.7.1886

21 an Emilie 3.6.1885

22 an Ludovica Hezekiel 19.2.1878, ähnlich an Theodor Wolff 14.5.1890

23 ebenfalls im Schreiben an Theodor Wolff 14.5.1890

24 an Emilie 8.8.1883

25 an Hermann von Kletke 16.9.1870

26 an Emilie 24.7.1883

27 an Mathilde von Rohr 25.8.1881

28 an den Sohn Friedrich 29.6. 1890

29 an Hermann Wichmann 7.7.1894

in allen Belangen die verehrte Stiftsdame Mathilde von Rohr. Zum späten Brieffreund erwuchs Ihnen 1886 der Jurist Georg Friedlaender, Jurist aus verzweigter («mosaischer» Berliner) Familie, mit dem Sie, ihn als ebenbürtig anerkennend, nur umso intensiver, animierend, replizierend, sich über alle zeitlichen und persönlichen Umstände austauschen. Trotz gelegentlich bei Ihnen auftauchender das negative Oudit wiedergebender «Sprüche» (die Sie sogar zum Antisemiten stempeln sollen), pflegten Sie generell ein von Respekt gekennzeichnetes Einvernehmen mit den jüdischen Mitbürgern: *daß uns alle Freiheit und feinere Kultur, wenigstens hier in Berlin, vorwiegend durch die (...) Judenschaft vermittelt wird.*³⁰ Ebenso mehrschichtig ist übrigens Ihr Verhältnis zum Christentum³¹. Entscheidend allerdings blieb Ihnen in fünfzig Ehejahren Ihre Gattin in den langen Phasen monatelanger Trennung eine nie verlorene Gesprächs- und Diskussionspartnerin voll auf Augenhöhe. Sie wussten, Sie besaßen die richtige Frau an Ihrer Seite; besaßen schrieb ich, denn Sie verlangten, stets das Heft in der Hand zu behalten – ungeachtet ihrer, durch Ihr hochsensibel-diskontinuierliches Verhalten hervorgerufenen Existenz-Nöte. Wohl nicht von ungefähr betonten Sie, meist Ihren Kindern gegenüber, umgekehrt den sehr guten Charakter und Willen. Wie auch immer: Sie zeichnen ein hochkomplexes Verhältnis, in dem Emilie zum Spiegel wird, der wahrhaftig Ihr Bild auf Sie zurückwirft. Das gegenseitige Mitteilungsbedürfnis erlischt nie und bleibt, aus Sicht heute üblicher knapper Angaben, im Umfang geradezu ungeheuerlich. Über alles Gesehene, Erlebte, Gelesene wird berichtet, der eigene oft schwächelnde, oft an Depression mahnende Gesundheitszustand nicht ausgespart, über Literatur als Kunst nachgedacht und die Gesellschaft abgehandelt. In und durch Ihrer Gattin Anteil gewannen Sie immer neu die Einschätzung Ihrer selbst, kommen, aus dem ihr gegenüber formulierten Nachdenken gewonnen, sich und nicht zuletzt Ihrem eigentlichen Können – das Ihre Frau mit *Secretair-Diensten*³² namhaft unterstützte – nahe. In ähnlich offener und umfassender Weise äußerten Sie sich grundsätzlich (nur) zur Tochter Martha gen. Mete, sei es über Leben, Literatur – oder eben Mama.

30 an Familie Guttmann 25.1.1890

31 Beispielhaft etwa an Georg Friedlaender 28.2.1892: Das Bedenkliche am Christentum ist, daß es beständig Dinge fordert, die keiner leisten kann; und wenn es mal einer leistet, dann wird einem erst recht angst und bange, und man kriegt ein Grauen vor einem Sieg, der besser nie erfochten wäre. Oder an diesen am 13.3. 1896 Persönlich bin ich ganz unchristlich, aber doch ist dies herrnhutische Christentum ... das einzige, was mich noch interessiert ... Das andre ist alles Blödsinn, ganz besonders aber der Mammonismus, der die niedrigste Form menschlichen Daseins repräsentiert.

32 so an Mathilde von Rohr 26.4.1874

Ein eigenes kaum zu überblickendes Kapitel wären herzustellende Verbindungen, sei es zu den Erfahrungen aus Reisen, Gesprächen, auch der Gefangenschaft 1871, sei es zu den beruflichen Erzeugnissen ungezählter Rezensionen, Kritiken, nicht zuletzt zu Ihren in den Sommermonaten entstehenden Gedichten – aber abgesehen von den verstreuten Hinweisen Ihrerseits ist das dann doch die Aufgabe der Studiosi. Nun, bereits die Editionen Ihrer Briefe füllen als Bibliografie Seiten, auf Tablaren die Bücher halbe Borde, neue, auf bestimmte Partner spezialisierte kommen laufend hinzu. Auch wenn es nicht jedem wie mir als ein kaum vollständig zu hebender Schatz erscheinen mag, eine reiche Fundgrube mit, gäbe es ihn, unübersehbares Schlagwortkatalog bleibt es allemal. Oft in Seufzern über Missachtung, skeptisch gegenüber einem im Mittelpunkt-Stehen oder gar Ehrungen, hoffe ich, dass Sie dennoch meinen ebenso respektvollen wie herzlichen Dank für Ihre Korrespondenz entgegennehmen.

Martin Stankowski

Alle Aufklärung ist nie Zweck, sondern immer Mittel

Johann Gottfried Herder zum 275sten Geburtstag am 25. August 2019

Es gibt von ihm kein bis heute berühmtes oder auch nur der Allgemeinheit gut bekanntes Werk. Das Vernachlässigte dürfte mit den nicht als «System» abgeschlossenen *Fragmenten, Betrachtungen, fliegende(n) Blätter(n), Ideen* zusammenhängen. Und doch kommt niemand in der Auseinandersetzung mit den Grundlagen der literarischen Moderne um ihn herum. Von nichts kommt nichts: Zum Teil setzte eine gewisse Entfremdung schon zu seiner Lebzeit ein, der Mann zog sich – wohlgermerkt in dem Trubel des «Klassikerreichs» Weimar – immer stärker in seine Welt zurück. Der Hintergrund dieses, um es drastisch auszudrücken, Ausweichens mag sich in seinem Gedicht *Der Mond* widerspiegeln: *Und grämt dich, Edler, noch ein Wort / der kleinen Neidgesellen? / Der hohe Mond, er leuchtet dort, / Und läßt die Hunde bellen / Und schweigt und wandelt ruhig fort, / Was Nacht ist, aufzuhellen.* Bezüglich des (er-)Leuchtens immerhin kommunizierte das selbst erklärte Gestirn weiterhin und weitherum über Briefe und Abhandlungen mit der Welt, und solches in höchster Intensität. Handkehrum legte der gesellschaftlich immer Unzugänglichere sich mit einigen Größen seiner Epoche an, publizistisch und somit durchaus öffentlich: etwa mit Kant, bei dem er studierte, was auf reichliches Unverständnis stieß, oder mit Goethe,

mit dem er seit frühen Elsässer Zeiten befreundet war und der ihn 1776 an den «Musenhof» geholt hatte. Was zu einem echten Zerwürfnis ja zeitweisen Bruch der Beziehung führte, der sich – ungeachtet einer eigenen, dem Dichter nachfolgenden Italienreise 1788/89, die jedoch zu konträren «Ergebnissen» führte – erst sehr spät kitten ließ. Einem Großteil des deutschsprachigen Südens stand überdies lange Zeit der stets die Moral hochhaltende protestantische Theologe fern, obgleich er nach seinem Tod am 18. Dezember 1803 indirekt ins Bayerische über einige seiner Söhne, wenn auch nicht auf literarischen Gebieten, hineinwirkte.

Herder entstammte einem ostpreußischen Kantor- und Volksschullehrerhaus in Mohrungen, und der trotz bescheidener Verhältnisse dort herrschende praktisch-didaktische Geist hat ihn ungeachtet theoretisierender Geistesflüge im Kulturellen offensichtlich nicht verlassen. Bereits neben dem Besuch der örtlichen Lateinschule gelang ihm eine autodidaktische Weiterbildung mittels Kopistentätigkeit bei einem Diakon und mittels Lektüre in der Pfarrbibliothek. Daran fügte sich das zweijährige Studium der Medizin, Theologie und Philosophie in Königsberg sowie ein Dasein als Lehrer und Geistlicher in Riga. Nach der Aufgabe aller Ämter 1769 folgte, nunmehr «en groupe», eine Art Studienfahrt bis nach Paris. Im Anschluss an einen Zwischenaufenthalt im gräflichen Bückeberg in einer Art Mischfunktion wechselte er schließlich nach Weimar, wo er als *Oberhoffprediger* zeitlebens im Pfarrhaus hinter der Stadtkirche lebte. Zudem amtierte er als *Generalsuperintendent* und *Oberkonsistorialrat*, damit auch für das Schulwesen zuständig; obgleich für ihn, wie er ausführte, *die Erziehung* gleich nach der Geburt einsetzt. Zweifellos gründen die meisten seiner Äußerungen – mündlich zumal in (nicht zuletzt nach Schillers Zeugnis) lebensnah die evangelische Theologie pietistischer Prägung veranschaulichenden Predigten, schriftlich wahrhaft umfangreich in Briefverkehr und Publikationstätigkeit – in diesen Arbeitsfeldern.

Und dennoch: In einem (posthum veröffentlichten) *Journal* der ersten Reise breitet der Endzwanziger, dem Titel widersprechend, Pläne und Entwürfe, Wünsche und (in der Beschäftigung mit Rousseau) Phantasien zur Natur aus; die hier ebenfalls niedergelegte (wohl durch die gesicherte Begegnung mit den großen Enzyklopädisten Didérot und d’Alembert beeinflusste) Wendung zu den Themata «Weltgeschichte» und «Bildung» weist aber bereits auf einen entscheidenden Wechsel der sich selbst gestellten Hauptaufgaben hin.

Ein weit ausgebreitetes Spektrum also; darob wird Herder manchmal als Uni-

versalgehrter benannt, doch das trifft (vergleicht man ihn etwa mit Leibniz aus der vorangegangenen Generation) nicht den Kern seiner Ausrichtung, so wie ebenso das Studium der Naturgesetzlichkeiten (wie beim Nachbarn Goethe) fehlt. Seine «Natur» orientierte sich ganz an der Eigenart des Menschen und ist darin im allerbesten Wortsinn Humanismus. In dieser Ausrichtung strebt Herder nach außerordentlicher Breite, die niemals die gedankliche und menschliche Tiefe vermissen lässt. Basis bleibt für jede persönliche Befähigung die theologische Grundlage der Offenbarung Gottes als *die allweise, allmächtige und allgütige Urkraft, die nicht außerhalb, sondern innerhalb der Welt existiert* (...). Die konkrete Folge für die Erde heißt allgemein: *Die Religion ist die höchste Humanität des Menschen*, während die zielgerichtete Definition lautet: *Niemand schaden, allen Hilfe leisten, jedermann ein heiliger Altar sein, ist Religion. Und diese Freundin geht mit uns, wenn alles einst zurückbleibt*. Darin ruht der *Zeitgeist*, ein Begriff, den Herder erfindet und den er vielfältig auszuleuchten versucht. Darin erklärt sich der Umfang seines Denkens, über die «heimatliche» Religion hinaus ausgerichtet • auf Kultur(-Philosophie), nachgerade im Spiegel der Dichtung, • auf Bildung, vor allem im Studium der *Kunst des Schönen*, • auf Zeugnisse der Vergangenheit, expressis verbis und in extenso immer unter dem Gesichtspunkt des Ausdrucks. Darin begründet sich der Ausgangspunkt seiner Überlegungen in der und zur Gegenwart, die indes ebenso den Fokus auf über Mitteleuropa und die eigene Zugehörigkeit hinausreichende historische Belege insbesondere des Brauchtums richtet. Ist Herder bereits die *ebraische Bibel* Beweis für *die älteste, simpelste und erhabenste Poesie überhaupt*, so erfasst er von früh an eine Vielzahl *Volkslieder*, wiederum eine eigene Wortschöpfung, die er (1744, 1788/89) in bedeutenden Sammlungen vorstellt: Maßgabe bleibt die – der Erbauungsliteratur und *der künstlichvollkommensten* (was wohl bedeuten soll: regelkonformen) Dichtung unbedingt gleichberechtigte – *Volks poesie, ganz Natur, wie sie ist, hat Naivetäten und Reize*, unbedingt zu resp. in verschiedenen Zeiten und Ländern, weshalb Herder ein weiteres Mal empfindsam nachvollziehende Übersetzungen (etwa des samländischen *Annchen von Tharau*) vorlegt ... und, fast nebenbei, eigene Lyrik beisteuert (siehe oben), was zur Freundschaft des Matthias Claudius im entfernten Wandsbe(c)k beitrug.

Derart intensive Beschäftigung und Nachvollzug müssen fast notgedrungen «die» Sprache generell in den Mittelpunkt rücken. Weitherum bekannt wird der Mittdreißiger mit der *Abhandlung über den Ursprung der Sprache*, die er auf der Grundlage früherer vorgelegter Forschungen zur Ode (1765) bzw. zur *neueren deutschen Literatur* (1766) als seinen Beitrag zu einer von der Berliner Akademie

ausgelobten *Preisfrage* einreicht – den Wettbewerb gewinnend. Erster Punkt ist der Hinweis auf eine Naturgesetzlichkeit: *Der Mensch . . ., diese [seine] Besonnenheit (Reflexion) zum erstenmal frei wirkend, hat Sprache erfunden. Denn was ist Reflexion? Was ist Sprache? Erfindung der Sprache ist ihm also so natürlich, als er ein Mensch ist!* Daraus folgt Punkt zwei: *Am offenbarsten wird (...) der Fortgang der Sprache durch die Vernunft und der Vernunft durch die Sprache.* Womit sich Herders anfänglicher «Sturm und Drang» zur «Aufklärung» gewandelt hat, denn: *Der Ursprung der Sprache wird (...) also nur auf eine würdige Art göttlich, sofern er menschlich ist.* Als Punkt drei kann der Blick auf das ihm eigene, gewohnte Idiom nicht fehlen, dessen eigenständiges Niveau er zu definieren versucht, indem sich hierin namentlich der Einfluss von Klima und Lebensweise manifestiere. Diese Beschäftigung führt zu Überlegungen *Von deutscher Art und Kunst*, wiederum zeitlich weit zurückreichend, sodass gerade er Goethe bereits auf das Straßburger Münster hinwies (dessen Beitrag er in seine Kompilation aufnahm).

Unumgänglich kommt Herder zur Frage der Entwicklung innerhalb des historischen Ablaufs. Geschichte bleibt ihm (Stichwort «Natur») etwas organisch Gewachsenes, dessen *Linie des Fortganges* er als *Prüfung des europäischen Verstandes* von der Frühzeit verschiedener Völker bis und mit dem germanischen Mittelalter untersucht. In ihr äußert sich ein Vorwärtstreben, das in der der Menschheit eignenden Religiosität zusammenläuft, ja mehr noch: *In ihr sind wir alle eins.* Die damit zugrunde gelegte Toleranz – geradezu modern klingt das *Gott sortiert Gebet sicherlich nicht nach Konfessionen* – erweist sich in den späteren *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* (1784 ff) und den *Briefe(n) zur Beförderung der Humanität* (1792ff) dank der *immer und überall* geltenden *Frage der inneren Selbstbefreiung* im erreichbaren Ideal der harmonischen Entfaltung und Betätigung jener Anlagen, die alle im Menschlichen wurzeln und konkrete Auswirkungen bis zu den allgemeinen *Menschenrechten* besitzen.

Kehren wir abschließend zum Menschen Herder zurück. In einem sind sich alle Porträts, ob gemalt (wie jenes des berühmten Anton Graff) oder gestochen, einig: in der hohen «frei» gehaltenen Stirn, in dem schmalen (erst im Alter leicht fülligeren) Gesicht und in den dunklen eher sinnend als forschenden Augen, zweifellos ohne strengem Blick. Mochte er, etwa wenn er sich in Rom nicht auf die lebenslustigen Künstlerkreise einließ, als «sittenstreng» gelten (so Katharina Junk), seine protestantische Moralität besaß stets das Korrektiv im undogmatischen Blick auf das zutiefst Humane. Sein zunehmendes Abseitsstehen erscheint gemildert durch die enge Beziehung zu seiner Frau, die ihm umfassend zur Seite

stand, und durch seinen Fleiß trotz Krankheit aber in *Begeisterung*, gepaart mit dem hohen Ethos im Anspruch, *die nützlichen Dienste geleistet* zu haben. Das scheint ihm die Seufzer nicht zu ersparen: Den Zweizeiler *Wer des Feuers genießen will, / muß sich den Rauch gefallen lassen* mochte er als eine Art Alterssicht (um 1797) auf seine Lebenssituation selbst angewendet wissen wollen, dem er, halb resignierend halb sich ermutigend, in seinen letzten Jahren (um 1803) hinzuzufügen weiß: *Wer ausharret, wird gekrönt*. Diesen Lorbeer verdient er sich zudem zweifellos in der kaum zu unterschätzenden, rasch einsetzenden und für lange verbleibenden Nachwirkung seiner grundlegenden Beiträge für ein breites Spektrum höchst unterschiedlicher «geistiger» Disziplinen.

Martin Stankowski

Rezensionen

Georg Bydlinski

Mit Wörtern kann man vieles machen

Gedichte für Kinder

Verlag Razamba, Frankfurt am Main 2019. 76 Seiten.

ISBN 978-3-941725-51-5

Ja, mit Wörtern kann man vieles machen, und das ist auch der Titel eines Gedichtbandes, den Georg Bydlinski für die Kinder schrieb. Ein Lyrikband für die Jüngsten – geht denn das? Und wie! Mit den Worten *Wie das Buch sich quält, weil ihm ein Anfang fehlt!* (S. 5) springt der Dichter augenzwinkernd ins Geschehen und holt die Kinder dort ab, wo sie es wahrscheinlich gar nicht erwarten. Dieses erste Gedicht fordert die jungen Leserinnen und Leser nämlich auf, selbst etwas dazuzuschreiben, das Gedicht mit ein paar Zeilen zu ergänzen, damit dem Buch eben nichts mehr fehlt und es ihm nun doch *behagt*, wenn es sich nicht mehr *plagt*, um mit den Worten des Autors zu sprechen.

Kinder und Jugendliche zum Buch und zum Lesen zu bringen, ist meist ein schwieriges Unterfangen. (Ich glaube, alle Eltern nicken mir jetzt verschmitzt zu.) Wenn es dann jemand mit Lyrik versucht, wird's spannend. Georg Bydlinski, der schon mehrere Kinderbücher verfasst hat und daher einschlägige Erfahrung mitbringt, bietet den Kids Gedichte, die ihre Sprache sprechen. Da gibt es ein Zahlengedicht, das mit witzigen und leicht memorierbaren Reimen vom Fußball spricht (S. 7), den von der Schule geprägten Tageszeitplan, der abends mit einem *endlich nix* endet (S. 29), und die in die Moderne geholten Zaubersprüche, die genau wissen, womit sich unsere Sprösslinge gern die Zeit vertreiben: *Hokus pokus Krokodil, mach mich fit fürs Gameboy-Spiel, dass ich wie der stärkste Mann/jeden Endboss fangen kann!* (S. 48).

Verstärkung holte sich der 1956 in Graz geborene Georg Bydlinski in der Person des Illustrators Andreas Röckener, ebenfalls 1956 geboren, im Münster-

land. Seine Bilder begleiten die Dichtkunst, in Büchern für Kinder nicht nur ein Muss, sondern eine wertvolle Bereicherung und raffinierter Kniff, Interesse zu wecken und die Phantasie anzukurbeln. Mit Wörtern kann man vieles machen, mit dem Buntstift ebenso.

Manches ist gereimt, manches nicht, vieles greift die Welt der Kindergeschichten und Märchen auf, transponiert sie in die Gegenwart, vermischt sie mit jenen Themen, die unseren Kindern ganz aktuell unter den Nägeln brennen. Mitunter klingt aber auch Alltägliches an, das Familienleben und Verhaltensweisen daheim, unter Freunden und in der Schule. Niemals mit erhobenerm Zeigefinger, sondern quasi nebenbei, mit Augenzwinkern und doch einem vernünftigen Schuss Ernsthaftigkeit. Mitten drin dann auch das folgende Gedicht: *Apfelbaum/Apfelbaumschatten//Spinnennetz/Sonnenstrahl//Hundeateme/Autohupel//Ist das ein Gedicht?/Warum nicht* (S. 28). Ja, warum nicht? Schließlich geht es auch darum, die Kinder an die Leichtigkeit des Lyrischen heranzuführen, an das Spiel mit den Worten ebenso wie an die Ästhetik, die der Sprache innewohnt. *Wenn mir vom Lernen/der Schädel raucht,/dann brauche ich,/was man nicht braucht:/ein Buch./(...)/Fantasie mit Fabelwesen,/(...)/einen Barfuß-Schritt/im Moos,/Abendluft/und Blütenduft.* (S. 31).

Überaus gelungen auch der »Gegen-Zauber« zu Harry Potter, ein dreistrophiger Text, dessen mittlere Strophe da heißt: *Harry Potter,/du glitschiger Otter,/zauber/dich sauber./Kannst du's nicht,/wasch dir das Gesicht.* (S. 50). Die Probe aufs Exempel machte ich, indem ich manche der Gedichte meinem Zehnjährigen zum Lesen vor die Nase hielt. Und siehe, nach dem anfänglichen »Bäh« und »Geh, ein Buch ...« zauberten Georg Bydlinskis Verse doch das eine oder andere Schmunzeln in sein Gesicht. Was könnte ich mehr wollen? Das Experiment gelang und das Büchlein bestand seine Feuertaufe!

Also, um zu einem Ende zu kommen, denn alles muss ein Ende haben: Was kann man alles machen mit Wörtern? Sie sollen, das war klar, keineswegs enden auf der letzten Seite, und daher verrät Bydlinski seinen Leserinnen und Lesern: *Auch noch 1000 andre Sachen/kannst du mit den Wörtern machen.* (S. 66). Dem habe ich nichts hinzuzufügen.

Klaus Ebner

Manfred Chobot

Blinder Passagier nach Petersburg

Essays und Interviews

Edition Lex Liszt 12, Oberwart 2009. 264 Seiten.

ISBN 978-3901757907

Aufsätze in Zeitschriften und Features im Radio haben nicht den Bestand, den so manche von ihnen verdienten. Wenn ein Verlag bereit ist, eine Auswahl solcher Texte herauszubringen ist der interessierte Leser dankbar.

In einem Band wie diesem, der 16 Aufsätze und Interviews mit den unterschiedlichsten Personen vereinigt, sucht man zunächst nach Gemeinsamkeiten, und es wird schnell klar, dass es sich bei den Beschriebenen überwiegend um skurrile Typen, um Außenseiter der Gesellschaft handelt. Chobot, der Satiriker, könnte sich leicht selber in diese Kategorie einreihen – daher wohl das große Verständnis für Abseitiges in Politik, Literatur und bildender Kunst. Aber hier spricht nicht der Satiriker, ganz im Gegenteil.

Die Titelgeschichte ist dem Autor und Kommunisten Franz Jung gewidmet und trägt viel zum Verständnis der expressionistischen Dichter (und Künstler) bei. Die haben ihren Traum verwirklichen wollen ohne Rücksicht auf sich und die Nächsten, und konnten nur so schreiben. Dazu kommt auch noch das katastrophale Zeitgeschehen der 20er und 30er Jahre. Ihre Dichtkunst war gelebte Anarchie. Der seltsame Weg des Arnolt Bronnen von Wien nach Berlin, nach Bad Goisern, und dann über Linz und Wien in die DDR, und gesinnungsmäßig von links zum Nationalsozialismus und retour zum Kommunismus ist schon erstaunlich. Auch hier ist privates Chaos vorhanden. Man kennt die Tochter Barbara Bronnen als Autorin eines schönen Toskana-Buches, und nun lernt man auch ihr ambivalentes Verhältnis zum Vater kennen. Der Autor Bronnen, Freund von Bertolt Brecht, als Bürgermeister von Bad Goisern – man kann sich das eigentlich nicht vorstellen! Hier wäre anzufügen, dass die Lebensbilder der längst verstorbenen und wenig bekannten Autoren in den ersten 5 Aufsätzen genau recherchiert sind, was teilweise sicher viel Arbeit erforderte.

Im Mittelteil lernen wir den Politiker und Autor Jorge Semprún und den FLUXUS – Künstler Wolf Vostell kennen, von letzterem lesen wir viel über die zu jener Zeit aufkommenden Happenings und deren Abgrenzung zu den Performances. In den Aufsätzen über die Gugginger Künstler nimmt sich Manfred Chobot mit viel Hochachtung und Warmherzigkeit dieser Menschen an, das

gilt natürlich besonders auch für das Interview mit Leo Navratil, dem das „Haus der Künstler“ zu verdanken ist.

Und dann kommen Persönlichkeiten, die die Rezensentin selbst gekannt hat! Den Dschi-dsche-i Wischer von Christine Nöstlinger zum Beispiel. Auch dem Christian Loidl, früh verstorbener „Schamane“ der heimischen Literaturszene, unvergessen als Mastermind des PODIUM, wird hier ein Denkmal gesetzt. Die drei letzten Begegnungen gehören den skurrilsten Typen und begnadetsten bildenden Künstler der jüngsten Vergangenheit: Othmar Zechyr, Karl Anton Fleck und Alfred Hrdlicka. Man schmunzelt, wenn man liest, dass Zechyr die Konstruktionszeichnungen des Studenten Chobot als seinen Beitrag zu einer Ausstellung der Sezession beisteuerte. Und seine ständige Geldnot, komplett mit Pfandleiher und Gerichtsvollzieher, erinnert an die Pariser Bohème der 1900er Jahre. Karl Anton Fleck (KAF) war ein Gesamtkunstwerk, gleichermaßen genial als Graphiker, Dichter und Musiker, in seiner Maßlosigkeit früh verglüht. Chobot war ihm ein treuer Begleiter.

Über Alfred Hrdlicka könnte man Bände füllen. Hier sind es zwei Texte, die viel über den Bildhauer mit politischen Ambitionen aussagen. Das Katalogwort ist inzwischen zum Nachruf geworden.

Lesenswert!

Elfriede Bruckmeier

Klaus Ebner

Lose

Books on Demand, Norderstedt 2020. 220 Seiten.
ISBN 978-3-750423756

Der erste Eindruck: Ein geschmackvoll gestaltetes Hardcover, am Deckel blaugraues Seewasser, im Vordergrund Schilfstängel, die Schriftgröße samt Zeilenabständen eine Wohltat und als Draufgabe ein Bändchen. Letzteres hat mich besonders gefreut, weil meine zahlreichen Lesezeichen gern – wie einzelne Socken in der Waschmaschine – verschwinden und Eselsohren als Erinnerungsmarken selbstverständlich keine Option sind. Erwähnen möchte ich auch noch, dass das Buch NICHT unangenehm riecht – im Gegensatz zu vielen billigen Druckwerken, die mir mit ihrem eigenartigen Mief gelegentlich die Lesefreude trüben.

Die Rede ist von einer Kurzgeschichtensammlung. Der Autor, Klaus Ebner, betitelt sie mit „Lose“. Jedes der fünf Hauptkapitel – Uferlos, Haltlos, Atemlos, Schwerelos und Selbstlos – beinhaltet je neun Geschichten. Vermutlich gibt es in der Zuordnung ein System. Dieses hat sich mir jedoch nicht erschlossen, allerdings habe ich auch keinerlei Notwendigkeit im Sinn eines besseren Verständnisses für die Texte verspürt, die Systematik zu ergründen.

Aber bekanntermaßen geht es nicht nur um Äußerlichkeiten, es zählen vor allem die „inneren Werte“. Gleich die erste Geschichte „Der Pflücker“ hat mich verblüfft, denn bei so viel Ästhetik in der Erscheinung hätte ich mir so etwas von diesem Buch nicht erwartet. Die geernteten Früchte sind nämlich sehr speziell – mehr sei jedoch nicht verraten. Zu meinem Vergnügen fanden sich unter den restlichen 44 Geschichten eine Reihe weiterer, die mit Skurrilitäten und Absurditäten unterhalten – wie z. B. der Text über die Surferin im Internet, die sich eine Pause im Büro des Protagonisten gönnt, sich mit dem, was er für Notfälle in seiner Schreibtischschublade aufbewahrt (Schnitten und Schokolade) stärkt, um danach wieder in die Weiten des WWW abzutauchen. Oder die Geschichte von den Zeitgenossen, die ungebeten und trotz Protest des Bewohners nach und nach Besitz von dessen Wohnung ergreifen. Glücklicherweise findet der Protagonist eine Lösung, um sich aus seiner misslichen Lage zu befreien. Diese ist allerdings nicht minder befremdlich als die auslösende Begebenheit selbst. Auch der „Antrag auf Patenschaft“ hat mir sehr gut gefallen. Die Idee, dass sich die Rattenplage einer Stadt lösen lässt, wenn Bürgerinnen und Bürger Patenschaften für die Tiere übernehmen, ist theoretisch schließlich nicht von der Hand zu weisen. Wie der Politiker in der Geschichte seinen Antrag formuliert und begründet, muss man einfach gelesen haben. Wer bei soviel Überzeugungskraft noch Einwände hat, dem ist einfach nicht zu helfen.

Dazwischen finden sich auch „ernstere“ Texte, etwa „Widerspruch“ – eine Auseinandersetzung mit dem ewig gestrigen Vater oder „Die Straßenbahn“, in der ein Obdachloser scheinbar mehr über den verschwundenen Vater weiß, als der Protagonist selbst.

Ebners Texte bestechen durch ihre Originalität, die Vielfältigkeit und den großen Unterhaltungswert. Wer bereit ist, sich vom Autor den Blick auf Alltägliches ver-rücken zu lassen, wird Freude mit den Geschichten haben. Dass Ebners Sprache sehr gewählt ist und die Kurzgeschichten auch sehr sorgfältig lektoriert sind, steigert die Lesefreude zum Genuss.

Alles in allem: eine klare Leseempfehlung und ein gediegenes Geschenk, das

durch die schon erwähnte ansprechende Gestaltung bei bibliophilen Mitmenschen bestimmt gut ankommt.

Die einzige Kritik (auf sehr hohem Niveau), die ich anmerken könnte, ist, dass das Buch trotz vieler spannender Erklärungen für alltägliche Begebenheiten und Umstände keinen Hinweis darauf enthält, wo sich die in der Waschmaschine verschwundenen Socken herumtreiben. Aber vielleicht mag der Autor diese Frage ja in einer seiner nächsten Geschichten aufgreifen. Ich bin überzeugt, dass ihm auch dazu etwas einfällt, das die Lachmuskeln trainiert.

Inzwischen versuche ich, seine in „Der Installateur“ geschilderten Erfahrungen zu verdrängen – aber leider tropft mein Wasserhahn.

Lisa Lercher

Herbert Eigner-Kobenz

Marchfelder Wortfieber

Meine Begegnungen mit Helmut Pacholik

Alex-Buch, Groß-Enzersdorf 2019. 96 Seiten.

ISBN 978-3-9503668-4-6

Das neueste Werk von Herbert Eigner ist das Abbild einer Freundschaft, nämlich der seinen mit Helmut Pacholik. Eigner ist 1980 geboren und im Marchfeld aufgewachsen. Neben Lyrik schreibt er auch Kurzprosa und Theaterstücke. Er ist ebenso als Schauspieler und Regisseur tätig. Pacholik, Jahrgang 1939, hat zuletzt *Zeitenwende* (2018), über das Heranwachsen in den kritischen Jahren 1944-55 in seiner Heimatregion, veröffentlicht.

„Wortfieber“ ist ein Buch der Wertschätzung und der Erinnerung, dazu eine Liebeserklärung ans Marchfeld. Dass die Freundschaft und Weisung Pacholiks sich nicht nur menschlich niederschlägt, sondern auch literarisch, davon zeugen die Gedichte und Prosa, die Eigner, angeregt durch Worte und Sätze aus Pacholiks Werk, verfasst hat.

Als Beispiel: „und dann war da die tiefe Stille des Abends“. Eigner dichtet:
abend / schwimmen / in der dämmerluft / kühlen / die brandwunden des tages
/ der abend / mein großer heiler

So wird „Marchfelder Wortfieber“ zu einem generationsübergreifenden kreativen Projekt, das literarische Früchte trägt. Die Ehrlichkeit des Dialekts wird

in den folgenden Zeilen offenbar: in da liab / geht ois / in da liab / gehd si oba / ned ois aus. Dies ist ein poetisches Buch – nicht nur für Niederösterreicher.

Max Haberich

Gerald Eschenauer

IRRglaube

MITGIFT Verlag, Wien 2019. 173 Seiten.
ISBN 978-3-903095-10-6

Es ist ein mühsames Buch, weil man es nicht einsortieren kann: Zu viele Textsorten! Wo soll da der Rezensent hinkommen, ungegendert gesagt, aber ganz humorvoll für den Leser gemeint! Es ist ein Irrglaube von einem Rezensenten, eine Analyse mitsamt Bewertung zu wollen, wenn der Rezensent sich gleich am Cover haltlos verschaut! Das schöne Titelspiel bzw. Buchstabenspiel vorne: IRR in Großbuchstaben und glaube in Kleinbuchstaben ergibt IRRglaube. Und das Foto des Autors hinten, das dem gebildeten Rezensenten, ganz ungegendert (sehr wichtig!), die Assoziation Gymnosophist heraufbeschwört! Auch der Verlagsname kommt wie eine Wortbildmarke daher: MITgift! Wird da Gift mitgegeben? Alles eine Frage der Dosierung. Wird da an das unsäglich Pekuniäre im ursprünglichen Zusammenhang gemahnt, das jede Liebesbeziehung zum Gesellschaftsakt degradiert, könnte man weiter fragen. Wie gut, dass es solche Kleinverlage gibt, die sich offenbar nicht auf ein Gewinn bringendes Mainstreamprogramm verlegen müssen, sondern auch so einen Band zulassen, der Kurzgeschichten, Kürzestgeschichten, Aphorismen, Lyrik, lyrische Prosa vereint. Es ist ein Lesebuch, sozusagen, und hat ein ausführliches Inhaltsverzeichnis. Selbiges möge der Leser, die Leserin (hier erstmals gegendert!) aufschlagen, sich von einer Überschrift ansprechen lassen und zu lesen beginnen, oder das Inhaltsverzeichnis überspringen und von hinten nach vorne lesen oder umgekehrt, oder irgendwo in der Mitte, oder sonst wo ... Wie programmatisch der Titel ist, entscheide jede/r selber, denn die Leserschaft sollte eine mündige sein. Politik wird wohl beim Autor auch im Spiel sein, zweifelsohne. Ob er meint, dass sich die allerletzten Kulturträger aller Länder vereinigen sollen, sei dahingestellt, denn vielleicht hat alles, was er schreibt doch mit der Sehnsucht nach dem Garten, der irgendwann ein Paradiesgärtlein gewesen sein soll, zu tun. Möglich, dass dies nun der Irrglaube der Rezensentin ist. Um dies herauszufinden, muss jede/r das Buch schon selber lesen.

Doris Kloimstein

Maria Gornikiewicz

Schall und Rauch

Menschenskizzen

Verlag Bibliothek der Provinz, Gmünd 2019. 162 Seiten.

ISBN: 978-3-99028-825-2

Beflügelt durch den Erfolg ihrer Valerie-Romane hat Maria Gornikiewicz ihr Archiv geöffnet und einige Kostbarkeiten aus der Vergangenheit sowie auch rezente Kurzgeschichten ans Licht geholt. Und es sind wahrlich Perlen darunter, die es verdienen, viele Leser zu finden. Vor nicht allzu langer Zeit wollte noch kein Verlag Kurzgeschichten herausgeben mit dem Argument: „Das wird nicht gelesen, schreiben´s einen Roman!“ Dieses Vorurteil gibt es nicht mehr, ja, Erzählungen scheinen sogar immer beliebter zu werden.

Die älteste Geschichte spielt im Reich der klappernden Schreibmaschinen und der Telefone mit Wählscheiben – in einem Büro also, wie es solche schon lange nicht mehr gibt. Was der Held treibt, muss er ab 6 Uhr früh erledigen, bevor die Referentin ihren Platz einnimmt. Es sind eigentlich harmlose Hochstapeleien. Er antwortet auf Annoncen mit wunderbaren Briefen, schreckt aber vor tatsächlichen Begegnungen zurück. Er spitzt penibel die Bleistifte der Kollegin und bei ihrem Eintreffen ist er wieder der subalterne Bürodienler.

Bei der Lektüre von „Der Mann in der karierten Hose“ kann man sich besonders gut ein Bild von der Stärke der Autorin machen. Sie beobachtet scharf, lässt Kleinigkeiten wie durch eine Lupe „groß“ werden und hat dann meist auch noch eine Moral bei der Hand, z.B. *Laufen ist gesund* oder *ein begrünter Innenhof macht Hausmeister und Mieter glücklich*.

Sie nimmt verschiedene Positionen ein, einmal ist sie die allwissende Erzählerin, dann wieder hat man das Gefühl, dass sie sich von den handelnden Personen zu verschiedenen Aktionen antreiben lässt. In der Titelgeschichte wird viel Psychologie bemüht, am Schluss weiß man nicht mehr, wer jetzt den *Huscher* hat: die ICH-Erzählerin oder die Briefschreiberin.

Es sind vorwiegend die „Kleinen Leute“, die beschrieben werden und auch zu Wort kommen, sowie die alten und „älteren“ Personen. Erotik im Altersheim soll es ja geben, wurde aber nur selten thematisiert. Es hat sich inzwischen auch herumgesprochen, dass Frauen einen Orgasmus haben und alte Leute sich noch verlieben können. Und so schön, wie die Autorin das beschreibt, ist es wirklich herzerwärmend (auch wenn es dann oft tragisch endet.)

Vom Kriegsveteran, der, nach Amerika ausgewandert, Marchegg wiedersehen möchte, wo er nach einem Martyrium in Krieg und Gefangenschaft zum ersten Mal wieder österreichischen Boden betreten hat, bis zum anrührenden „Urlaubsglück“ mit Folgen in der Geschichte „Unsere Söhne“ spannt sich der Bogen. Jede Leserin kann sich ihren Reim darauf machen, (auch mancher Leser, so es ihn gibt) lässt doch Maria Gornikiewicz immer wieder Leerstellen, die es zu füllen gilt, und beschreibt Tatsachen, die mehrere Interpretationen zulassen.

Elfriede Bruckmeier

Dietmar Grieser

Wien

Wahlheimat der Genies

Amalthea Signum Verlag, Wien 2019. 264 Seiten.

ISBN 978-3-99050-157-3

Diese ergänzte Jubiläumsausgabe basiert auf dem gleichnamigen Original von 1994. Damals war diesem Werk ein durchschlagender Erfolg beschieden. Dietmar Grieser ist es seinerzeit gelungen, seinen Ruf als unvergleichlicher Essayist zu festigen. Es ist durchaus legitim, dass Dietmar Grieser 25 Jahre nach dem Erscheinen des Originalwerkes eine Neuauflage mit Ergänzungen vorlegt. Die weltumspannende Sichtweise des Autors, der sein neues Buch allen Zuzüglern widmet, die guten Willens sind, weist darauf hin, dass Menschen, Künstler, Politiker, Militärs aus allen Winkeln der zivilisierten Welt den Weg nach Wien gefunden haben.

Die Beiträge zum Thema des Buches sind übersichtlich gegliedert in 9 Abschnitte, überschrieben mit Politik, Literatur, Theater, Musik, Architektur, Medizin, Sport und Wirtschaft. Das Namensregister zeigt die geistige Reichweite des zu besprechenden Buches anschaulich. Das Beethoven-Jahr 2020 ist mit einem Beitrag liebevoll vertreten. Wem ist nicht dieser Satz *Mozarts Geist aus Haydns Händen* im Hinblick auf die musikalische Bedeutung des Titanen Beethoven bekannt? Überhaupt sind die Beiträge über zugewanderte Musiker mit Engagement und Fachkenntnis zusammengestellt, ja sehr berührend (z.B. Elisabeth Leonskaja und Olive Moorfield). Dem Kapitel „Scheidung aus Liebe“ sind interessante Details über die Wiener Gesellschaft zu entnehmen. Michiko Tanaka-Meinl steht für die unglaubliche Anziehungskraft, die Wien auf Künstler ausgeübt hat, seinerzeit und, so ist zu hoffen, auch heute noch ausübt.

Im Vorwort, das gewissermaßen eine Confessio von Dietmar Grieser zu Wien verstanden werden will, lüftet der Autor einige Streiflichter, die er selbst als Zuwanderer bei seiner *Landnahme* erlebt hat. Dem Rezensenten drängt sich die Frage auf: Wo, wenn nicht hier in Wien, hätte sich Dietmar Grieser niederlassen können?

Ad multos annos, großer Meister!

Wolfgang Groiss

Wolfgang Groiss

Licht.Blicke

Lyrische Beiträge zur Entschleunigung

Verlag Ferdinand Berger & Söhne, Horn 2019. 103 Seiten.

ISBN 978-3-85028-848-4

Wolfgang Groiss ist nicht nur als Verfasser juristischer Fachpublikationen (Verfassungsrecht), sondern auch als Autor von bisher elf – meist lyrischen – Bänden erfolgreich ans Licht der Öffentlichkeit getreten. In seinem jüngsten Gedichtband, „Licht. Blicke“, sind zahlreiche Texte versammelt, die, feinfühlig, als Lichtblick-Texte bestens geeignet sind, die Leser dazu einzuladen, der Hektik unserer Zeit, dem blindlings vorwärts stürmenden Alltagsgetriebe eine Weile zu entfliehen.

Gekonnt reiht sich ein Licht-Tupfer an den anderen. In dichter Bildhaftigkeit bezwingend festgehalten, ziehen die wechselnde Stimmungen der Jahreszeiten wie auch jene seelischer Befindlichkeiten an den Leserinnen und Lesern vorüber. Einmal frühlinghaft beschwingt, dann wieder herbstlich „gereift“, schließlich in winterlicher Erstarrung: *...und auf den Fluren probt schon Pan / die lieblich-holde / Frühlingweise, ...Noch ist es Mai ... / Noch träumt das Herz, ... Wer hören will, erfährt das eine; / alles ist verwurzelt tief in Gott., ...jetzt ist die Zeit / der Chrysanthenen / nicht der Rosen.*

Verhalten werden unter aller Hinwendung zur Natur, die Strömungen menschlichen Daseins und Wirkens nachvollziehbar, Gefühle, Liebe spürbar gemacht. Beschwörend schimmert durch die Textzeilen das Bemühen, das „Unfassbare“ doch auf visionäre Weise begreiflich zu machen, eine Art Brückenschlag in Transzendentes zu wagen: *...Erst im Tod wird uns / das Rätsel enthüllt,*

/ gelingt uns die späte / Erkenntnis, damit wir / die Heimat erwerben können ...?
Das Fragezeichen am Ende der Zeilen – wem gilt es? Und: Gilt es?

Letztlich geht es in den Texten des – wirklichkeitsverhafteten – Poeten Wolfgang Groiss um die Erfüllung der Sehnsüchte des Menschen, seine Hinwendung zur Liebe, zum Licht – markant aufgezeigt in Texten wie etwa „Das blaue Kleid“, „Die Linde“, die ähnlich wie bei Gustav Mahler als eine Art „Überlebensbaum“ gesehen werden kann: ... *Und der Wind will überschütten / alle Welt mit Lindenblüten!*

Während die Krimiwelle medienübergreifend fort und fort rollt, können gerade diese Gedichte dabei hilfreich sein, wieder zur ausgewogenen Mitte des Daseins zurückzufinden wie auch zur bewussten individuellen Entschleunigung: Wieder Raum für Träume zu schaffen, das Schöne in unserer Welt wahrzunehmen und zu genießen, um so der Vergänglichkeit aller Zeiten kurzzeitig zu trotzen, siehe Text „Wanderlied“ ...

Brigitte Pixner

C.H. Huber

Die Vögel reden wieder miteinander

Tiroler Autorinnen und Autoren Kooperative, Innsbruck 2019. 144 Seiten
ISBN 978-3-900888-69-5

Von der langjährig bekannten, aus Innsbruck stammenden Autorin C.H. Huber liegt nun wieder ein bemerkenswerter, neuer Lyrikband vor. Der handliche Hardcover-Band mit dem statementartigen Titel und der hellen, subtilen Vogelgrafik auf der Vorderseite, macht neugierig auf den Inhalt und seine Gestaltung.

In 5 Text-Zyklen fächert sich ein weitläufiges Themenspektrum auf. Es geht um die Darstellung und das Erleben von Innen- und Außenwelten aus der Sicht von Betroffenheit und Erfahrung. Die optische Formgebung ist typisch für die meisten von C.H. Hubers Büchern. Die Autorin verwendet konsequent die Kleinschreibung, wobei die Titel der Gedichte jeweils ans Ende der Texte gesetzt sind und so einen überraschend wirksamen Fokus erzeugen. Die Paginierung erfolgt oben rechts für jede Doppelseite. Beim Durchblättern wird die Seitenzuordnung kompakt.

Wie schon in ihren bisherigen Publikationen ist ihr Umgang mit der Sprache, mit einzelnen Wörtern, Silben und den dazwischen liegenden Abständen, sowie auch der Zeilengestaltung ungewöhnlich und gelegentlich sperrig. Es kommt manchmal die Wirkung von geometrischen Parallelverschiebungen auf, in denen die einzelnen Gedankenbereiche und Wortblöcke neue Aspekte entstehen lassen. Bei konzentriertem Lesen erschließen sich jedoch die verschränkten Perspektiven.

Die Titel der 5 Zyklen sind vage Andeutungen: „jetzt.oder so / noch nicht jenseits von / r&r / body and / im süden.oder so.“ Markante Ereignisse oder gewissermaßen herangezoomte Details aus flüchtigen oder intensiven Beobachtungen sind in allen Zyklen die Sedimente, aus denen alles wächst, was bewegt und nachwirkt. Wie Pfeile ragen aus den Wortbildern die Gedanken und die Festmachungen für bleibende Eindrücke. ...*kurz das vergessen / von scheußlichkeiten / kriegen in der sogenannten besten / aller welten / orgiastisch feiert sich / die auferstehung roher/ gewalt...// ostern 2015 (S. 12). ...zeit / die nach erlösung schreit / ...wie sollte / die auch geschehen nach all / den negativen versuchen / ach du fragiles gespinst / des friedens funktionierst / gemessen am alter der / menschheit immer nur kurz / als fangnetz für aggressionen/ // erlösungsferne (S. 21). ...rote armee der tulpen / unbestraft ausreißer aus / der gezwiebelten ordnung / wunsch positiv aufmüpfiges / überall ohne gewalt und / gegengewalt zu sehen // desillusion (S. 24).*

Nach der Sicht auf Allgemeines und Jetziges, rückt im zweiten Abschnitt „noch nicht jenseits von“ Individuelles und Persönliches in den Fokus. Die oft mitschwingende Erotik fasziniert. *deine couch trüge ihn / liebend gerne auch heute / ...in fantasie befruchtende wärme // wiedergeburt (S. 38). ins bewusstsein sickert sie tags / über ein diese nacht ... / ... und du denkst schön der female / part an sowas zu sein .../ ... noch lebst du wird / dir bewusst vergisst deinen körper ...// sickereuphorie (S. 52).* Ebenso beeindruckend sind die besonders poetischen Passagen mit ihrer eng verdichteten Bildhaftigkeit: *weizenmeere / bebrandeten weingärten / vom mohn besprenkelt hügel / ... leise kauten der strom und / ein waschbach steine / ...// auswärts (S. 41).*

Im dritten Textabschnitt „r&r“ stellt die Autorin in vielfältiger Weise zwei Ereignisschwerpunkte dar, einerseits die belastende Situation einer Großbaustelle in ihrer Umgebung („riedgassenstimmen I-VIII“) und andererseits die unterschiedliche Dynamik ihrer zahlreichen Bahnreisen („railjet I-VIII“). *keine sehnsüchte mehr / unsichtbare schnüre binden ans haus / nicht entfesselt wie früher*

*die sommer / sonnwendgelüste...// („riedgassenstimmen II“ (S. 60). Hier fügt sich auch das titelgebende Gedicht ein: *die vögel reden wieder mit / einander vielleicht über den klecks / provokant platziert vom riesenraben / ...heute der mond ein ungeheurer weißer / trichter zwischen wolken über den / bergen paradiesisch die baustellen / ruhe bis zum nächstspäten herbst // („riedgassenstimmen III“ (S. 61). Spielerisch ist dann der Wechsel zu den, am Zugfenster vorbeifließenden Bildern: *die / dunklen baumgerippe bei geschlossener / wolkendecke krasser kontrast zum / schnee...oberösterreich hügelt hübsch / kleinhäuselig vorüber...// („railjet VI“ (S. 74).***

Schwere Kost, so der Titel des ersten Textes, findet sich in den meisten Gedichten des Abschnittes „body and“ Es geht darin um den Umgang mit Krankheit und dem Älterwerden, doch auch hier ist die massive Zugkraft des Lebens von C. H. Huber zu spüren. *klein / geworden das / leben zwischen buch / stäben und deckeln / versackt vor / fern sehern / vergafft rand / ständig rand / gruppig / vergessen / verschissen / verschrieben / trost / lose / zeit // don't panic (S. 107). der sommer / nicht mehr in allem ein freund / zeigt schamlos wellige häute / ... den check / im spital nebenan soeben bestens bestanden / ... ein weiterer grund diesen sommer / und was er bisher so anbot zu lieben // der sommer ist (S.108).*

In den letzten Abschnitt mit dem Titel im „süden.oder so“ mögen die Lesenden mit den jeweiligen eigenen Assoziationen einfach eintauchen und sich überraschen lassen.

Es lohnt sich, insgesamt keine Seite dieses Buches ungelesen zu überblättern.

Sidonia Gall

Axel Karner

Die Zunge getrocknet / Jezik posušen

Lyrik

Slowenische Übersetzungen: Ivana Kampuš, Zeichnungen: Wilhelm Dabringer

Wieser-Verlag, Klagenfurt 2019. 60 Seiten

ISBN 978-3-99029-342-3

Vielsprachiges Kärnten

erhob sich sturm beginnt Axel Karners Lyrikband und springt damit geradewegs in die aktuelle Situation, in eine Welt, die, in Kärnten, aber auch anderswo, immer mehr von politischer Haudrauf-Ideologie, Respektlosigkeit und

gegenseitiger Missgunst geprägt ist. Überall, wo Rücksichtslosigkeit um sich greift, bleiben Menschen auf der Strecke, sterben Menschen, aber der Autor suggeriert: *die toten/halten nicht still*.

Das vorliegende, fest gebundene Buch, genau genommen: ein Büchlein, enthält lediglich fünf Gedichte. Diese allerdings in vier Sprachen beziehungsweise Dialekten, und begleitet werden sie von einer die gesamte Breite einnehmenden Zeichnung am unteren Rand, die den Anschein erweckt, sie würde von Seite zu Seite übergreifen. So wirkt das Buch wie eine Bildergeschichte, die den Widerspruch der zitierten *Töten* belegt; der Klappentext spricht von einem *literarischen Befund des gesellschaftspolitischen und wirtschaftlichen Zustandes Kärntens*.

Was aber hat es mit den Sprachen auf sich? Dass die Kärntner Slowenen unser südlichstes Bundesland mit ihrer Sprache bereichern, ist hinlänglich bekannt. Etwas weniger berücksichtigt man vielleicht beim Begriff der Mehrsprachigkeit die Dialekte. Nun. Zum einen klingt der Dialekt der deutschsprachigen Kärntner im Ohr, der aus der Eingangsstrophe *erhob sich sturm/säuselte nicht/zog strimmen*« ein »is aufgestiegn da wind/hot nix gsogt/strafn gezogn macht. Zum anderen besitzt auch die slowenische Bevölkerung Kärntens ihren eigenen Dialekt, der von manchen Slowenen unseres Nachbarlandes nur mit großer Mühe verstanden wird. Da wird aus *se je dvignil vihar/ni pihljall/risal maroge ein je pršou veter/nč ni rekulsledí potehnu*. Für mich Nicht-Slawisten sieht das aus wie eine ganz andere slawische Sprache, und dennoch ist es ein Dialekt. Die slowenischen Übersetzungen besorgte übrigens Ivana Kampuš.

Die Texte vermitteln eine gewisse Schwermut, die freien Rhythmen arbeiten mit starken, mitunter brutalen Bildern, aber die Verse konzentrieren ihre Aussage auf minimalen Raum, geben sich symbolistisch und liebäugeln geradezu mit hermetischer Lyrik. Die Gedichte, genauer: jeder Vierer- oder Sprachblock von Gedichten, sind nummeriert, die Seiten sind hingegen nicht paginiert. Das Buch rasch oder gar hektisch durchzulesen, bringt nichts: Lesende sollten sich Zeit nehmen, diese Handvoll Gedichte wieder und wieder, auf Deutsch und Deutsch-Kärntnerisch, zu lesen, und wer Slowenisch oder eine andere slawische Sprache beherrscht, sollte Selbiges auch mit den beiden slowenischen Varianten tun. Man mag zuerst ein Gedicht auf sich wirken lassen und danach die sich darunter befindliche Zeichnung oder umgekehrt, oder beides gemeinsam, um Verbindendes zu suchen sowie Aussagen, die einander ergänzen – schließlich ist auch der künstlerische Ausdruck eine Art von Sprache. Wir treffen hier auf ein polyglottes Kärnten, das sich sprachgewaltig zu Wort und Bild meldet und ge-

gen die herzlose Süffisanz der heutigen Gesellschaft aufbegehrt. Denn: *von da bondlin mundlan rauch sigst nit.*

Axel Karner wurde 1955 geboren, der Zeichner Wilhelm Dabringer 1948 und die Übersetzerin (und ebenfalls Autorin) Ivana Kampuš 1947. Alle drei stammen aus Kärnten, was sie wohl zu einer Idealbesetzung für den Lyrikband designiert. Diesen brachte der in Klagenfurt/Celovec ansässige Wieser Verlag mit gewohnter Sorgfalt und Liebe zum Detail heraus.

Klaus Ebner

Eva Kittelmann

Die Quadratur der Sinne

Gelebtes Erinnern – Lyrische Sequenzen

Verlagshaus Hernalz, Wien 2019. 150 Seiten.

ISBN 978-3-902975-78-2

Eva Kittelmanns „Die Quadratur der Sinne“ ist ein hochkarätiges poetisches Werk, doch gleichermaßen auch ein Forschungsbericht aus dem Bereich des Unbewussten, welches ja seit je ein Geheimlabor für ungewöhnliche Bild- und Wortverknüpfungen darstellt und uns – wie im vorliegenden Band – reich zu beschenken vermag. Denn mit betörend rhythmisch formulierten Sätzen wird in diesem Werk das menschliche *D a s e i n* / die menschliche Seelenlandschaft reflektiert – mit träumerischen Expeditionen in verwehte Epochen, mit Verknüpfung von Gestern und Morgen, Wachheit und Grenzgang; gerne kraftvoll zupackend – weltumfassend, bis hin in den Bereich der modernen Naturwissenschaft.

Eva Kittelmanns Sprachschatz – und auch damit hebt sich der Band von der Mehrzahl der Publikationen ab – ist ein beeindruckender, ein unverstärkter Wortwebe-Brunnen, aus dem die Autorin schöpft. Geschickt flicht sie da und dort auch französische Spracheinsprengsel ein (zumeist Zitate, deren Herkunft mit Fußnoten ausgewiesen wird) und die sich mit ihrer sprachlichen Eleganz geschmeidig in die Texte einfügen.

Wenn die Leserin / der Leser – in Etappen, denn die Texte verlangen ein konzentriertes geruhames Auskosten – den Band gelesen hat, hat sie / er, dank der episodenhaften Struktur der Texte und der Vielzahl der welt- und lebensauslösenden Protagonisten darin, die menschliche Existenz durch viele Temperamen-

te gesehen, in sich ein fluktuierendes, doch in sich geschlossenes Weltbild aufgebaut. Ein Dank ist der Autorin dabei nicht zuletzt auch dafür zu erstaten, dass sie den Menschen nicht etwa als „obszöne Verirrung des Kohlenstoffs“ (*Dürrenmatt*) abtut, nicht in – allzu gern getätigte – exklusive Schwarzmalerei verfällt, sondern uns Menschen als Wesen sieht, die eine Heimat suchen, die wohl am besten die vielgestaltige Liebe zu schenken vermag.

Vielleicht noch ein kurzer Ausschnitt aus dem Band, der das Dargelegte belegen soll – und zugleich Bestätigung für die hohe stilistische, sprachgewaltige Formulierungskunst der Autorin ist ... Der Ausschnitt ist entnommen dem Text „Subrisio saltat“: ... *Als ich vorüberstreife, da springt ein Lächeln auf, so intensiv wie Lächeln selten ist. Die Kinderaugen blitzen. Ich hätte seine Wange streicheln wollen, des dunklen Ursprungs Adamshaut, so glatt & matt wie Panthersamt und Flügelseide. Ich hätte mit ihm scherzen sollen. Als ich zurückschau, ist das Kindlein weg, entschwinden, allez hopp, samt lächerlichem Lollipop. Ich lachte später, tiefer, innerlich.*

Gottfried Pixner

Rudolf Kraus

lauter laute leisetreter

verskabarett und nonsensminiaturen

Verlagshaus Hernalz, Wien 2019. 78 Seiten
ISBN 978-3- 902975-72-0

Die Gedichte führen aus den realen Zusammenhängen hinaus in eigene Zusammenhänge, in denen es nicht um die übliche Logik und Philosophie geht, sondern ihre Grundlage ist die Sprache und die den Wörtern innewohnende Bedeutung. Das Wort richtet sich nicht nach der Realität, sondern die Realität richtet sich nach dem Wort. Sie entstehen aus dem Wortgleichklang, den Vorgaben des Reims oder aus dem Paradoxon, wie schon der Titel des Buches demonstriert.

Bei solchem Unternehmen ist Absurdität und Wortwitz nie fern. Der Leser konstruiert sich gezwungenermaßen seine eigenen Assoziationen und Vorstellungen, das Wort will nicht präzise sein, sondern im Gegenteil möglichst viele Interpretationen und Gedankenbilder hervorrufen. Nach diesem Prinzip ist eine große Gruppe der Gedichte geschrieben, so auch das Gedicht „einerlei“,

aus dem die titelgebende Zeile genommen ist: *als junger mann/war die pflicht stets kür/als don juan/ mit magengeschwür /dahingegen dann/hörst du das stete gezeter/ auch als alter mann/lauter laute leisetreter/du sagst wann/kommt endlich ein hochkaräter/ein unverfälschter übeltäter/und spricht den bann.*

Es gibt aber auch eine andere Gruppe, bei der es um pointierte Aussagen geht, etwa in dem Gedicht: „rechter vierzeiler“: *kennst du meinen slang/ler ist geheim ganz streng/wird's mir dann zu eng/mache ich peng peng peng.*

Bei manchen Gedichten ist also das Wesentliche die Aussage, bei manchen kommt es nur darauf an, dass sich die Verszeilen reimen, woraus eine eigene Wortlogik entsteht, die vielfach interpretierbar ist.

Unter den Gedichten, die zumeist in Hochsprache verfasst sind, gibt es auch eine Abteilung mundartlicher Gedichte („Zwa“) die wieder eine andere Facette der deutschen Sprache zeigen, eine dumpfere, zugleich sinnlichere und zuweilen sehr treffende: *hätat i nua amoi gwunnan/tatat i mi in goa sunnan/so bleib i daham/und drah meine dam.*

Insgesamt könnte die Absicht des Autors aber am besten in dem Gedicht „frei erhältlich“ ausgedrückt sein: *frei erhältlich /ist dieses gedicht/weil es repektvoll/dir nicht/honig ums maull/schmierem mag/geschweige denn/ süß ist/les mag dich/einfach nurlablenken.*

Bernhard Heinrich

Linda Kreiss

Ulto sulto – anders betrachtet

Reisevignetten aus Nepal und Indien

Drapadi Verlag, Heidelberg 2019. 186 Seiten.

ISBN 978-3-945191-49-1

In der Einführung zu „Ulto sulto – anders betrachtet“ schreibt Linda Kreiss: *Ich habe ulto sulto sagen gelernt: Es kann auch alles anders betrachtet werden.* Dies bezeichnet die Offenheit der Autorin für andere Kulturen; ihre Herangehensweise an das Reisen.

Sowohl im ersten Teil „Nepal“ als auch im zweiten Teil „Indien“ schafft es die Autorin genaue Beobachtungen des Alltags der Menschen mit sozial- und kulturgeschichtlichen Hintergrundinformationen zu verbinden, so dass die Lesen-

den anhand der kurzen „Vignetten“ zu Reisegefährten werden. Man erfährt vieles über die nur scheinbare Kluft zwischen modernen und traditionellen Leben, das nach wie vor engverwoben mit den Mythen und religiösen Modellen Indiens und Nepals ist. Man erfährt vieles über die Rolle der Frauen, dem Umgang mit der Umwelt, liest von *Sadhus*, der politischen Situation und eben dem täglichen Leben der Menschen vor Ort. Besonders in Erinnerung bleibt die Erzählung *Bessenheit* (S. 43), in der die Geschichte einer Familie berichtet wird, deren Kinder von den Geistern zweier verstorbener Kinder heimgesucht werden.

Linda Kreiss „Ulto sulto“ ist eine hochinteressante Lektüre für all jene, die Nepal und Indien bereist haben, aber auch für all jene, die noch nicht / nie in diesen Erdteil geführt wurden. Es lohnt sich, die Welt – durch die Augen von Linda Kreiss – anders zu betrachten; nicht zuletzt, um nicht nur Fremdes im Vertrauten, sondern besonders Vertrautes im Fremden zu entdecken.

Dietmar Tauchner

Katharina Kutil

Still ist der Wald

Rosa Blau Krimi Band 4

Brighton Verlag, Framersheim 2019. 212 Seiten.
ISBN 978-3958766457

Stimmt nicht! Es kann ganz schön laut zugehen im Wald und im Waldviertel insgesamt.

Die Vorgeschichte: Die Naber-Dreindl hat die Eltern *von der Leni* ermordet (Namen werden überwiegend mit Artikel gebraucht). Den Verdacht hat sie ihrer Freundin Rosa Blau angehängt und diese in ihrem Keller eingesperrt. Rosa Blau konnte flüchten und sich vom Verdacht reinwaschen, worauf Leni nach Berlin floh und dort untertauchte. Sie arbeitet dort als Prostituierte und brütet darüber, wie sie Rosa ihre Unannehmlichkeiten heimzahlen könnte. Rosa Blau wurde trotz ihrer Unschuld vom Grudl-Hof (was tat sie dort?) gejagt und nahm in Wien die Tätigkeit als Prostituierte im „Dominafach“ auf. Jetzt ist sie zum Grudl-Hof zurückgekehrt, *um der flüchtigen Mörderin Leni habhaft zu werden*. Wie soll das auf dem Grudl-Hof gelingen, wenn Leni doch flüchtig ist? Immerhin ist Leni eine Nichte der alten Grudl, und diese ist gerade wegen einer Herzoperation ins Spital eingeliefert worden. Leni wird als Prostituierte von ihrer

Tante Grudl geringgeschätzt, aber sie hängt an der kranken Tante und will sie besuchen, obwohl sie selber von der Polizei gesucht wird. Sie tut das in Verkleidung und zusammen mit ihrem ungeliebten Mann.

Im folgenden Katz-und-Maus-Spiel der beiden Kämpferinnen ergeben sich spannende und packend erzählte Augenblicke und Handlungsabläufe. Jede von beiden wird von einem männlichen Begleiter unterstützt, mit dem sie selbst ihre Probleme hat. Der Höhepunkt ist das Aufeinandertreffen der beiden Kämpferinnen und der folgende Endkampf, bei dem Rosa Blau beinahe draufgezahlt hätte, und Leni sich ihrer Zukunft in zumindest fünfzehnjähriger Haft bewusst wird.

Das Lesen dieser Geschichte wird leider erschwert durch zahlreiche Druckfehler, bei denen man sich oft fragt, wie sie einem Lektor unterlaufen konnten. Von diesen abgesehen bemüht sich die Verfasserin um eine volksnahe Sprache, die sich der Mundart des Waldviertels anpasst, wenn auch mit kleinen Abstechern in andere Gegenden – „sagen wir mal so“: wo aus Mädeln „Mädels“ werden, und wo man nicht „gegessen ist“, sondern „gegessen hat“. Wen solche Stolpersteinchen nicht stören, der wird dieses Buch mit Vergnügen lesen. Er wird sich dabei in eine urwüchsige und erdnahe Welt begeben, deren Bewohner ihre Begierden frei ausleben, wie der Augenblick es ihnen eingibt. Und er wird sich auf das – hoffentlich – nächste Buch der Verfasserin freuen.

Georg Potyka

Hilde Langthaler

Podium-Porträt 101

Podium, Wien 2019, 63 Seiten
ISBN 978-3-902886-46-0

Hilde Langthaler ist zu unserer großen Trauer am 22. Januar des vergangenen Jahres gestorben. Ihre Lyrik lebt weiter. Ich durfte sie als aktives Vorstandsmitglied in meinen ersten Jahren beim Öst. Schriftstellerverband erleben, in denen sie stets neue Ideen für Lesungen und Veranstaltungen einbrachte. Ihr ganzes Leben lang war sie engagiert, als Kämpferin für Gleichberechtigung der Frau, in der Ökologie- und auch in der Friedensbewegung. Langthaler reiste, wie das biographische Interview zu Beginn des Podium-Porträts verrät, nach ihrem Medizinstudium in Wien und Graz, in den Vorderen Orient, nach Afrika sowie

nach Asien. Neben Ihrer Tätigkeit beim ÖSV gehörte sie auch der Grazer Autorenversammlung und der IG Autoren an.

Langthaler war Dramatikerin, deren Stücke vom ORF übertragen wurden, etwa „Mit beiden Beinen fest in den Wolken“. Darüber hinaus verfasste sie Kurzgeschichten und Lyrik, wobei ihre Gedichte durch ihre Prägnanz bestehen. Eines lautet wie folgt: wie alle freien bürger/ dieses freien landes / führst du ein selbstgewähltes, freies leben. / du sitzt auf deinem bürossessel, / du stehst in deiner einbauküche / und wartest auf den tod.

Auch wenn viele Gedichte länger sind, reichen die wenigen Zeilen, die Langthaler schmiedet, um scharf schneidende, genau treffende Gesellschaftskritik zu liefern: ob gegen die untergeordnete Stellung der Frau oder gegen den Kapitalismus. Mit diesem Porträtband ist ihrem Leben und ihrem Schaffen ein würdiges, unbedingt lesenswertes Denkmal gesetzt.

Max Haberich

Hilde Langthaler

Verwortungen

Lyrik der Gegenwart. Band 80

Edition Art Science, St. Wolfgang 2019. 92 Seiten

ISBN 978-3-902864-88-8

„Verwortungen“ vereint herausragende Lyrik der im Januar 2019 mit 80 Jahren zu früh verstorbenen Dichterin Hilde Langthaler, illustriert mit atmosphärischen Holzschnitten ihres Mannes. In Graz geboren, verbrachte sie beruflich mehrere Jahre in Afrika, und war, neben anderen literarischen Organisationen, Vorstandsmitglied des Öst. Dramatikerverbandes.

Die Sprachgewalt ihrer Gedichte bricht manchmal gerade in ihrer Kürze hervor, etwa in „Jenseits von Eden“: verschwunden, verdrängt, sublimiert. / ins meer des vergessens gestoßen, / nur aus verworrenen Träumen / blitzt es noch manchmal hervor.

Von stimmungsvollen Gedichten wie *Novemberland – feuchte blätter am boden, gelb und verdreckt. / zähflüssiger nebel hüllt alles ein.* – geht es über zu mutiger Gesellschaftskritik gegen Globalisierung, Kapitalismus und Populärpsychologie. Seitenhiebe wie „Kollaterales zur Ehe“, wo behauptet wird, dass wenn Hitler ein *resolutes eheweib* gehabt hätte, der ganze Zweite Weltkrieg und die

damit verbundenen Schrecken hätten verhindert werden können, zeugen von Langthalers Humor.

Hier liegt ein nicht nur inhaltlich, sondern auch äußerlich sehr ansprechendes Werk vor, dem wir es verdanken können, dass Hilde Langthaler nicht so schnell vergessen werden wird.

Max Haberich

René Laurer

Theoderichs Grab oder die doppelte Vertauschung

Verlag Berger, Horn 2019. 130 Seiten.

ISBN 978-3-85028-890-3

Der Haupttitel erstaunt beim Lesen für einige Zeit, zumal auf dem Cover in einer Dreiecks-Gegenüberstellung eines Papstdenkmals vor einer Kirchenfassade des 19. Jahrhunderts einerseits und der Pallas-Athene-Figur (ohne das dazugehörige Wiener Parlament) nichts von „Ravenna“ zu sehen ist. Erst gegen Ende des Buchs wird man fündig; ich komme darauf zurück. Die genannte doppelte „Schau“ ergibt sich außer aus dem zweiten Teil, dem Untertitel „oder...“, beziehungsweise aus den zwei, etwa gleich starken, auch mit verschiedenen farbigen Seiten gekennzeichneten Partien des Texts: Da ist zum einen die Rahmengeschichte eines aus – siehe das eine Bild – Eg(u)isheim bei Colmar im Elsass stammenden Winzers und Betreibers von Kellereimaschinen als Ich-Erzähler mit bereits vom Vater übernommenem Bürgermeisteramt in der politischen Zwickmühle ab Ende der 1930er Jahre bis 1944/45, der als nunmehriger 70jähriger nicht nur aus seiner Vergangenheit berichtet bzw. in die seinerzeitige Gegenwart zurück blickt, sondern überdies im „Epilog“ eine Art Schlusswort erhält. Da sind zum anderen die den 2. Teil bildenden tagebuchartigen Aufzeichnungen zwischen 1887 und 1938 eines aus Mähren stammenden, dann in Wien tätigen Eisenbahners, der in Tirol zum Gewerkschafter und zugleich – siehe das zweite Bild – zum Politiker im Reichsrat aufsteigt. Er, von kauziger Gestalt, erhält einen kurzen persönlichen Auftritt am Ende des ersten Buchdrittels: Er verhält sich ängstlich auf einer mit dem Winzer gemeinsam begonnenen, mehrfach kriegsbedingt zum Stillstand kommenden Zugfahrt von Friedrichshafen Richtung Westen und kommt bei einem Beschuss mangels genügender Deckung ums Leben. Zuvor vermag er noch zum Elsässer einige unzusammenhängend erscheinende Worte zu murmeln, seine Brieftasche gibt ebenfalls nur

bedingt Auskunft. Beides veranlasst beim Erzähler jedoch eine Recherche, die in Schärding am Inn mit dem bereitwillig überlassenen Konvolut schriftlicher Erinnerungen fündig wird und einigen Aufschluss über den Toten erlaubt – wenn auch mit einer ersten Schlusswendung 1936, die den in Ravenna verstorbenen Bruder als tertium comparationis ins Spiel bringt, woraus sich rückblickend zweitens noch Vermutungen über die Letztzeit des im Blickpunkt stehenden Bähnlers und Parlamentariers ergeben. Vermutungen, denn gleichwohl lautet der letzte Satz des Buchs: *Der Zweifel bleibt, er ist beständig, das Kontinuum der Menschheit* (S.130).

Die Geschichte wird flüssig erzählt wenngleich in wechselnder Dichte. Ein zweifacher Sprachduktus reflektiert dabei die unterschiedliche Herkunft und Berichtszeit. Ansonsten verhelfen die jeweiligen, beidseitigen Erinnerungen aus Kindheit, Jugend und (dem Weg in das) Erwachsenenalter zum Charakterbild der beiden Protagonisten; die unterschiedliche Detaillänge resp. Ausführlichkeit allerdings ist nur teilweise im Sinn von Puzzlesteinen wirklich mit dem Geschichtsverlauf verstrickt, ihre innere Notwendigkeit für die Geschichte und ihre Platzierung im Text erscheint vielfach nicht wirklich stringent. Das gilt namentlich für die als eine Art roter Faden dienende, zur Selbstanklage des Abgeordneten stilisierten Schuldfrage, inwieweit er wegen einer persönlichen Ranküne 1933 im in der Folge präsidentalfreien Parlament den Austrofaschismus und seine Folgen im Anschluss hervorgerufen habe. Am wirkungsvollsten erscheinen dann im Buch doch jene Partien, in denen das sozusagen aktuelle Geschehen erzählend entwickelt wird und in denen eine gewisse inhaltliche Spannung zum weiteren Nachvollzug entsteht.

Der schmale Band ist lohnend als mehrfacher Einstieg: Für nicht Kundige wird ein überzeugendes Bild des Elsass mit seiner doppelten Identität geboten und zum anderen die durchaus als glaubhaft nachvollziehbare Biografie eines Althabsburgers hinzugefügt. In dieser Ausarbeitung geschichtlicher Zustände erreicht der Autor die Art eines historischen Romans, der, positiv, für einmal nicht einem Allerweltsplot ein älteres Kostüm überstülpt, sondern eine Geschichte aus ihrer Zeit heraus entwickelt. Dies gilt ganz konkret: *Der Zeitgeschichte im Inneren des Parlamentarismus* (S.123) aus Habsburgerepoche und Erster Republik darf man bis hin zu langen (Rede-)Zitaten ein hohes Maß an korrekter Erforschung zuerkennen, war doch der Autor von 1995 bis 2009 Universitätsprofessor für Österr. Verfassungs- und Verwaltungsrecht in Wien mit einschlägigen Fachpublikationen. In die, verschiedene äußere und inne-

re Gesichtspunkte abwägende Haltung gegenüber den beiden Hauptpersonen floss überdies, ein weiterer Pluspunkt, offenbar die jahrzehntelange Ausübung des Rechtsanwaltsberufs bis 2017 mit ein. Zum anderen handelt es sich augenscheinlich um das belletristische Erstlingswerk, in dem sich in der Führung des Geschehens aufs Ganze gesehen gute Bögen ergeben, die „Verwicklung“ in ihren mehrfach wiederaufgenommenen Erklärungsansätzen gesamthaft allerdings etwas gedrechselt wirkt. Indem nun zudem das Sprachliche (auch satztechnisch) gut gelöst wurde, darf man sicher gespannt sein auf weitere Werke Laurers, ja sich sogar wirklich auf sie freuen.

Martin Stankowski

Norbert Leitgeb

Beziehungs-Geometrie

Treborn Verlag, Graz 2019. 132 Seiten
ISBN 978-3-9503859-6-0

Arithmetik und Geometrie – das waren doch die beiden Disziplinen, die mit strategischer Nüchternheit Stoff für die bei vielen so gefürchteten *Mathe-Schularbeiten* hergaben!?! – Aber sind diese beiden Disziplinen denn wirklich bar des Humors und ohne die Fähigkeit, Neugier zu erwecken?

Norbert Leitgeb (Universitätsprofessor für Health Care Engineering an der TU Graz) führt uns in seinem neuen Band am Beispiel der Geometrie vor, wieviel Charme in dieser steckt, wenn man diesen nur weckt und – das ist des Autors Kniff – die Elemente der Geometrie *vermenschlicht* ... sowie die Beziehungen und Verknüpfungen der Elemente der Geometrie *erotisch* deutet, also ihre Wechselwirkungen auf dem Weg zur höheren Komplexität einem *geometrischen Eros* unterordnet.

So entflammt in Leitgeb's Texten beispielsweise ein just im Brennpunkt einer Parabel gelegener Punkt in Leidenschaft zu dieser ihn umschließenden kurvigen Schönheit, doch alle seine noch so glutvollen Strahlen treffen wohl die Parabel, werden aber von der Unnahbaren *parallel* nach außen abgelenkt – und man erinnert sich: ach ja, der Parabolspiegel! Es dämmert also verschüttetes Wissen auf und verankert sich diesmal sicher zuverlässiger, weil die Texte in flüssigen, ins Ohr gehenden Reimen verfasst und zudem von witzigen Zeichnungen begleitet werden. Bei den Flächen (um noch ein Beispiel unter vielen zu bringen) legt

Norbert Leitgeb in Vers und Zeichnung dar, warum weder aneinander gereihete Fünf- noch Sechsecke eine, ohne Lücken behaftete, Raumstruktur zulassen, sondern erst die Kombination der beiden Vieleckarten den Zusammenbau zum – lückenlosen – Fußballmuster zulässt. Überraschend auch, was Leitgeb mit den so simplen Elementen wie Punkt und Strich an Überraschungen herbeizuzaubern vermag.

Wer der Geometrie mit harscher Abneigung gegenübersteht, der lese diesen Band – er verspricht viel Aha! und manch kleine Blickwinkel-Korrektur. Wer im Reich der Geometrie jedoch sattelfest ist, lasse sich durch den Wohlklang der Reime und die Keckheit der Zeichnungen verführen.

Gottfried Pixner

Norbert Leitgeb

Feuereis

Treborn Verlag, Graz 2019. 268 Seiten
ISBN 978-3-9503859-8-4

Ein Buch – für Kinder? *Im Himmel ist die Hölle los!* Wenn einem Autor diese Zeile einfällt, dann MUSS er schreiben. Einverstanden und zur Kenntnis genommen. Was fällt dem Rezensenten dazu noch ein? Natürlich und auf der Stelle – das kenne ich!

Ja, das kenne ich – woher denn nur? Doch, doch da war doch einer in einem abgelegenen Alpendorf, der mit seiner verrauchten (versoffenen??) Stimme eine gar nicht so unbedeutende Karriere machte – sogar eine literarische. Natürlich DER war es, der den Floh im Ohr des Jesuskindes wohnen ließ, der behauptet hatte, dass die Zeit der Adventmärkte und Punschstandeln die *Stillste Zeit* im Jahr sei.

Ja, die Weihnachtsgeschichten des Herrn Waggerl aus Wagrein fallen zwangsläufig ein, wenn man das neue Buch von Norbert Leitgeb liest. An sich ja kein Nachteil, denn Waggerl brachte es immerhin auf eine Gesamtzahl von 5 Mio. verkauften Büchern. Wenn man aber Vorbehalte gegenüber Waggerl hat, übertragen sich diese zwangsläufig auch auf seine Epigonen. Und mit dem muss der Autor Leitgeb dann leben.

Es ist natürlich lustig anzunehmen, dass im Himmel die Hölle los sei, weil die Geburt des Gottessohns bevorsteht. Wie weit man Kindern diese Geschich-

ten von der Freundschaft zwischen einem Hilfsengel und einem Hilfsteufel heute noch erzählen kann, sei dahingestellt. Einer 12-Jährigen habe ich das Buch vorgelegt. Ein mitleidiger Blick war die wortlose Antwort. Ich schließe mich der Reaktion dieses jungen Mädchens an und verliere keine weiteren Worte über dieses Buch.

Doch nein, die Redaktion erwartet eine Rezension. Also: Den Inhalt will ich als nichts weiter beschreiben als, wie bereits oben erwähnt, eine Geschichte, welche das Geheimnis der Weihnachtszeit verharmlost und entstellt. Aber das mag die Absicht des Autors gewesen sein, das so zu verharmlosen, dass es in der Nachfolge des brummigen Alten aus Waggrein stehen kann. Aber auch das gelingt nicht ganz, die Geschehnisse, die Ereignisse und Komplikationen, die der Hilfsengel und sein Freund der Hilfsteufel erleben, sind einfach zu oft schon gelesen und geschrieben und gehört.

Eine lesefreundliche Gestaltung des Bandes (große Zeilenabstände, große Buchstaben) und keine Lektoratsfehler (außer der Kommasetzung, die noch an vergangene Zeiten erinnert).

Wer harmlose, unbedeutende Geschichten rund um Weihnachten, verschwundene Glockenklöppel, Schilderungen des himmlischen und auch höllischen Lebens mag, wird vielleicht zu diesem Buch greifen.

Hans Bäck

Annemarie Moser

Morgenlichtwind in den Pappeln

edition pen LÖCKER, Wien 2019, 183 Seiten
ISBN 978-3-99098-009-5

Erinnerung. Ein Ort, an dem das Vergangene wiedererschaffen wird. Annemarie Moser, unter anderem Würdigungsträgerin des Landes NÖ für Literatur (1996) und eine der leisen, aber absolut unverzichtbaren Stimmen im Lande, hat in ihrem jüngsten Band eine unübersehbar autobiografisch gefärbte, zugleich von allgemein gültiger Relevanz geprägte Bestandsaufnahme eines scheinbar unspektakulären, aber um nichts weniger reichhaltigen Lebens bewältigt. Das ist schon eine bemerkenswerte literarische Leistung, zumal sie ganz frei von Pathetik und geradezu wie nebenbei gelingt. Immer wieder gelangt Moser zu ihrer Kindheit und Jugend, holt kuriose Begebenheiten und origi-

nelle Mitmenschen hervor. Geschichten wie jene vom Großvater, der dem Enkelsohn gegen einen Obolus aufträgt, Familienmitglieder zu beschimpfen, sind von besonders erlesener Köstlichkeit. Krisenzeiten, die bis zu einem sehr reflektiert beschriebenen Anstaltsaufenthalt geführt haben, führen letztlich zu konzi- sen Erkenntnissen. Sensitive Gegenwartsbefindlichkeiten spiegeln Empathie und – auch sprachliches – Zartgefühl wider, stets im Bewusstseins ihres Credo- s: *Ich glaube an beseelte Menschen, Tiere, Pflanzen, an ein beseeltes Bewußtsein (sic!), eine beseelte Sprache.* Die Seele, wenn auch bisweilen nur *im toten Winkel* auffindbar, bildet das Nonplusultra der Existenz, und das Gedächtnis ein Depot, *in dem noch brauchbare Reste lagern, geordnet für eine mögliche neue Verwendung.* So ist auch der zitierte biblische Psalmvers zu verstehen: *Wirf dein Brot hin auf die Fläche der Wasser, nach vielen Tagen wirst du es finden.* Der Band ist zweiteilig aufgebaut und bildet doch eine Einheit: Auf einige lyrische Vorgaben folgen Prosa-Sedimente A bis P, die bisweilen anekdotisch pointiert die Phä- nomene der Erinnerung konkretisieren, zwischen Unvernunft und Wahrheit, Gefühl und Beweislast pendelnd. Da geht es um skurrile, aber höchst unterhalt- same familiäre Reminiszenzen, um die letzten Jahre der Mutter im Pflegeheim, das auf dem Grund einstiger Schrebergärten errichtet wurde, um die Entbeh- rlichkeit angestrebter Erleuchtung und nicht zuletzt um die Ohnmacht gegen- über der *glitschigen Intelligenzbrut mit den Attitüden der Machthabenden* (welch herrliche Formulierung!). Und zwischendurch ganz profan: *Ich werde morgen kleine Grünlilien setzen, das ist mir wichtig.* Das Bestehen auf kleinen, aber we- sentlichen Prioritäten macht die Qualität des Lebens aus, nicht die folgsame Fremdbestimmtheit. Annemarie Moser – am liebsten würde man sie während der Lektüre immer wieder umarmen für ihre trefflichen, treffenden Aufzeich- nungen – hat ein ganz erstaunliches Buch vorgelegt, das sehr persönliche Erfah- rungselemente ohne Larmoyanz und Betulichkeit, sondern mit dem liebevol- len Blick einer lebensklugen und warmherzigen Autorin zu einem nüchternen Resümee zusammenfügt: ein kleines, feines Opus Magnum, erschienen in der verdienstvollen edition pen bei Löcker. Befremdlich ist nur die satztechnische Gestaltung des Bandes mit ihren willkürlichen Abteilungen. Hat da niemand die Fahnen korrigiert?

Ewald Baringer

Brigitte Pixner

Unterm grünen Regenschirm

Muntermacher-Gedichte

Verlag Berger, Horn 2019

ISBN 978-3-85028-902-3, 174 Seiten.

Brigitte Pixner liebt es, die fröhlichen Seiten des Lebens zu beschreiben und zu bedichten, hauptsächlich gereimt, was das Übermütige und Witzige der Inhalte steigert. Das heißt natürlich nicht, dass sie nicht über den Ernst des Lebens Bescheid weiß. Aber das Fröhliche ist in der Literatur unterrepräsentiert. Vielleicht ist auch das ein Ansporn für die Autorin.

Das Titelbild zeigt ein Foto aus Venedig, auf dem ein weibliches Wesen, das wohl die Autorin ist, aus einem der vielen Brunnen Wasser spritzt. Die Gedichte sollen ja muntermachen. Und schon purzeln die Einfälle Pixners kunterbunt aufs Papier, einigermaßen unbekümmert um formale Strenge. Der Reim muss stimmen und das tut er oft auf unerwartete und jede Strenge entbehrende Weise. Pixner hat viel zu viele Einfälle und Bilder im Kopf, um sich damit aufzuhalten, das Metrum allzu streng zu glätten. Im Fall dieser Gedichte geht es in erster Linie um die Fülle der Episoden, Geschichten und Fantasien. Der Ort des Geschehens kann überall sein, vom Hietzinger Friedhof bis zum Mumiengrab in den Pyramiden. Gestalten aller Art bevölkern diese Texte, Pflanzen, Tiere, Märchenwesen, sie alle haben Stimmen, z.B. die Wüste, die *zu gerne wüsste, warum bin ich so wüst und leer?* Sie alle treten in spontane Aktion und Kommunikation und vieles klingt so, als würde Brigitte diese komischen Geschichten ihrer kleinen klugen Enkelin erzählen. Was vielleicht auch teilweise geschieht. Kleine Kinder bringen die Fantasie in Bewegung. Oder, wie der Text ‚Walpurgisnacht‘ vermuten lässt: *Diese Frau Pixner, na, wird die denn nie erwachsen? – Wer weiß?* Die Frage bleibt unbeantwortet. Aber diese Muntermacher-Gedichte sind, wie die Autorin selber zugibt, nicht nur munter, auch verspielt. Hin und wieder erlaubt sich Brigitte Pixner, und man glaubt beim Lesen ihr Kichern zu hören, einige etwas schlüpfrige Zeilen.

7 Kapitel halten die üppige Fülle an Texten und Themen zusammen, vom 1. Kapitel „Putzmunter“ bis zum 7. „Der stöhnende Bambus“. Auch den verstorbenen Kollegen Hans Heinz Hahl und Ernst Schönwiese sind Texte gewidmet. Witzige Wendungen, eingestreutes Wissen auf vielen Gebieten da und dort, in einem Rhythmus, der sich dem Thema anpasst und nicht umgekehrt – so bewegt man sich lesend durch die reiche Fantasiewelt der Brigitte Pixner.

Elisabeth Schawerda

Gottfried Pixner

Limericks & Co

Limericks, Klapphornverse & Epigramm-Vierzeiler

Engelsdorfer Verlag, Leipzig 2019. 134 Seiten

ISBN 978-3-96145-742-7

Was ein Limerick ist, ist bekannt, wenn auch nicht in detaillierter Genauigkeit. Aber ein Klapphornvers? Erfreulicherweise erklärt Gottfried Pixner auf seine bekannt liebenswürdig launige Art im Vorwort Metrik, Rhythmus und Reimschema dieser Gattungen. Er tut dies in der Absicht, den Leser eventuell verführen zu können, sich auch in dieser Fertigkeit zu versuchen. Wenn man sich der Lektüre und ihrem dynamischen Fluss hingibt und dabei das Gefühl hat, dass ein Limerick oder Klapphornvers bereits den nächsten hervorbringt und ein Einfall den nächsten provoziert, könnte man sich tatsächlich infizieren.

Das Schreiben in streng gebundener Form ist heutzutage eine Seltenheit. Diese sprachliche Fertigkeit wird schon lang nicht mehr geübt und das Wissen um seine Gesetze und die vielen Variationen der Versformen ist abhandengekommen. Nur bei dem beliebt gewordenen Haiku unterwirft man sich den Regeln. Aber für den Limerick ist die Form das Um und Auf und die Essenz seines Esprits. Er tänzelt auf genau gezählten Versfüßchen daher.

Ursprünglich stammt er aus dem anglo-irischen Sprachraum. Der Klapphornvers, etwas einfacher gebaut, stellt seine deutsche Antwort dar. Beide Formen sind winzige Geschichten, meistens mit einer überraschenden Pointe, skurril und oft paradox. Sie verbinden sich häufig mit einem Ortsnahmen, z.B.:

Am Arlberg, ich glaube in Lech, / wollt einer mal prellen die Zech! / Der Kellner, unflätig, / schimpft mehr als es nötig! / Am Gast prallt es ab – ‚s war ein Tschech! (Seite 80)

Gottfried Pixner liebt diese Art des Schreibens, kurz und komisch und unerschöpflich einfallsreich, wie es scheint. Die Limericks hat er in 5 Kapitel gegliedert, die Klapphornverse in die klassischen Vierzeiler und die in freierer Form. Ursprünglich handelten diese Verse von 2 Knaben und dem Klapphorn. Aber bald fiel das Klapphorn weg und die Versform blieb.

Zwei Knaben schätzen's Horn nicht mehr, / obwohl es schlank und gar nicht schwer. / Sie wollen Mädchen zart umarmen: / Frau Venus, milde, zeigt Erbar-men. (Seite 91)

Epigramme, gereimte Sinnsprüche, sind häufig vierzeilig wie die Klapphorn-

verse, wohl weil sie die bekömmliche Mitte zwischen der drohenden Kurzatmigkeit des Zweizeilers und der dräuenden Geschwätzigkeit eines Vielzeilers einnehmen. (Seite 9) Und sie geben eine kleine, alltägliche Weisheit von sich, ein wenig pessimistisch, fatalistisch und immer unpathetisch. Das gesamte Leben zieht vorbei in diesen Sprüchen, so wie es eben ist, nicht immer erfreulich, aber fast immer interessant. Eine unterhaltsame Lektüre ist dieses neue Pixner-Buch auf jeden Fall.

Der Sinn des Lebens bleibt stets dunkel – / und Stoff für Nebelhaft-Gemunkel. / Doch letztlich nimmt man's, wie es ist, / dies Wechselbad als Seins-Tourist! (Seite 121)

Elisabeth Schawerda

Ingrid Schramm / Doris Kloimstein / Edwin Baumgartner

Nennen wir ihn Rumpelstilzchen

Geschichten vom Literatenstammtisch

Goldegg Verlag, Wien 2019. 200 Seiten

ISBN 978-3-99060-119-8

Was kommt heraus, wenn sich drei Autoren zusammentun, um – in schriftlicher Form – aus der Westentasche zu plaudern? Ein sprühendes, erstaunlich vielseitiges Dokument, das sämtliche Aspekte des Literaturbetriebs und der -szene abdeckt. Ingrid Schramm ist Vorsitzende des Frauenkomitees im PEN-Club; Doris Kloimstein neben ihrer schriftstellerischen Tätigkeit auch Pädagogin; Edwin Baumgartner arbeitet auch als Journalist und Komponist.

Sie tauschen sich aus über Fragen der Kunst und Literatur, über Themen von Katholizismus bis Feminismus. Die einzelnen, kurzen Beiträge sind auch „zwischen durch“ gut lesbar, und handeln von berühmten Autoren – u.a. Friedrich Torberg, Thomas Bernhard und Paul Celan – bilden aber neben dem Anekdotischen auch Geschichten in ihrem eigenen Recht. Ebenso lohnend sind die Entdeckungen vergleichsweise unbekannter Schriftsteller, wie Hans Flesch-Brunningen, der in seiner Jugend Egon Schiele Modell gestanden ist; oder Richard Billinger, dessen Dramen, ohne dass er selbst Nationalsozialist gewesen wäre, vom Regime vereinnahmt wurden, und dessen literarische Laufbahn sich nach dem Krieg davon nicht wieder erholen konnte. Wir erfahren von den Cliquesbildungen unter den Schriftstellern der 1950er Jahre, von denen einige wenige

sich mochten, die meisten sich aber gegenseitig zu verabscheuen schienen; ebenso von den Intrigen in den Hinterzimmern des PEN-Clubs, um die Aufnahme der damals noch unbekanntem Ingeborg Bachmann zu verhindern. Auch die bis heute währende Regel, dass sich die Mitgliedschaft im Grazer Autorenverband und im PEN ausschließen, wird nicht ohne Humor behandelt. Es sollte inzwischen eine bekannte Tatsache sein, dass Literaten beider Gruppen im Öst. Schriftstellerverband zusammenfinden!

Von Historischem bis hin zu Gegenwärtigem, von großen und weniger großen Namen, vom Glanz schriftstellerischer Hochleistungen bis zu kleingeistigen Intrigen in den Literaturtempeln Wiens: Hier liegt ein „Insider-Bericht“ von Autoren vor, die hinter den Kulissen gearbeitet und gekämpft haben, und jedem am Literaturbetrieb interessierten Leser viele unterhaltsame Stunden beschaffen wird.

Max Haberich

Martina Sens

PoeSENSkalender

Arovell Verlag, Wien 2019. 166 Seiten
ISBN 9783903189317

Eine zeitlich gegliederte, doch übergreifende, unvollständige Übersicht historischer oder aktueller Personen und Ereignisse in lyrischer Form. Sens'sche Poesie – nicht immer poetisch, doch nie senseless.

So steht es – durchaus zutreffend – auf der zweiten Umschlagseite, gewissermaßen eine kurze Selbstbeschreibung. Der Rezensent respektiert diese Sichtweise der Autorin und listet einige Charakteristika auf.

Sprache: direkt, kraftvoll, kurz und bündig

Poetisch: Ansichtssache

Kalendarium: originell

Reichweite: moderne Jugend

Vorzug: Aussagen haben „Sens“

Gesamtbild: sehr lesenswert

Wolfgang Groiss

Angelika Stallhofer

Adrian oder die unzählbaren Dinge

Verlag Kremayr & Scheriau, Wien 2018. 192 Seiten

ISBN 978-3-218-01151-8

Ein Werbetexter, genannt Adrian, hat eine Aufgabe – „genial“, wie er meint – zu Ende gebracht, aber gleich wird ein neuer Auftrag an ihn herangetragen. Er soll für einen Bauunternehmer eine Werbekampagne für „Smarte Häuser“ ersinnen. Diese Siedlung soll am Stadtrand, also „im Grünen“, entstehen und als besonderes Highlight die absolute Sicherheit bieten. Alles ist digital und vernetzt, der Kühlschrank sorgt selber für Nachschub, die Musikanlage errät die Vorlieben der Bewohner, verdächtige Personen werden bereits vor dem Haus von Securities abgefangen. Adrian soll zur Inspiration in eines dieser Häuser einziehen. Um den späteren Käufern die Vorteile der einbruchsicheren Häuser plausibel zu machen, muss natürlich die Angst der Menschen geschürt werden. Das erledigt die Boulevardpresse.

Zu Beginn des Romans folgen wir dem Helden zu angesagten urbanen Schauplätzen. Wer jemals zum Feierabend am „Schwarzen Kameel“ vorbeiging, hat das perfekte Setting gesehen: gut gekleidete Menschen stehen plaudernd herum, in der einen Hand ein Glas Sekt, in der anderen ein Brötchen. Es geht um nichts oder vielleicht doch: um Business?

Adrian zieht also in eines der Häuser, so weit, so gut. Doch es stellt sich heraus, dass er eine gesplante Persönlichkeit ist, er verkörpert genauso die von ihm kreierte Werbefigur. Nun wird es für den Leser etwas unübersichtlich. Schon zu Anfang mischt sich auch der inzwischen im Pflegeheim lebende, einst autoritäre Vater ins Geschehen, der Sohn kommt von diesen Erinnerungen nicht los, das ist psychologisch gut erklärt. Dann gibt es noch Tante Grete, eine positive Figur, und vor allem gibt es die Lebensgefährtin, die jedes Jahr im Frühling Botticellis „Frühling“ als Puzzle auf dem Küchentisch zusammenbaut. Sie ist Autorin und Universitätsprofessorin und Adrian, das wird auch bald klar, ist eifersüchtig auf Studenten und Kollegen.

In Rückblenden erfährt man also viel über das Vater-Sohn-Verhältnis. Verwirrung stiften allerdings so manch andere Einschübe. Rom und die süßen Zitronen nimmt man hin, denn sie sind ein Verweis auf spätere Ereignisse. Aber was, so fragt sich der Leser, hat die Rhön, eine sehr schöne mitteldeutsche Landschaft und offenbar Schauplatz von frühen Flugexperimenten, mit Adrian und seinen Problemen zu tun. Auch Costa Rica und die Glasfrösche erschließen sich

nicht wirklich. Vielleicht hätte die Autorin einige ihrer Einfälle für den nächsten Roman aufsparen sollen, der sicher kommen wird, denn sie hat alle Voraussetzungen dazu. Ein guter Plot, stimmige Vergleiche, poetische Wendungen...

Dem Verlag ist zu danken, dass er jungen Autorinnen und Autoren die Möglichkeit bietet, sich mit aufwendig gestalteten Publikationen der lesenden Öffentlichkeit vorzustellen.

Elfriede Bruckmeier

Kurt F. Svatek

Auf der Rückseite des Mondes

Poetische Augenblicke

Triga Verlag, Gelnhausen 2019. 168 Seiten

ISBN: 978-3-95828-193-6

Die Rückseite des Mondes ist die uns kaum bekannte. Wir sehen den Mond nur von einer Seite, obwohl er rund ist. Er zeigt uns immer nur ein Gesicht. Über seine Rückseite weiß man weniger – und das fordert zu Vermutungen und Spekulationen heraus. Sie ist die Seite der Unsicherheiten, die auch Sehnsucht und Neugier hervorruft. Von solcher Art sind Kurt Svateks Gedichte, Gedichte, die sich mit Schein und Sein beschäftigen, bei denen nichts sicher ist, wo sich hinter dem Vordergründigen auch immer etwas Zweifelndes oder Hintergründiges verbirgt.

Augenblicke werden im Vorwort mit Perlen verglichen und manche dieser Augenblicke eignen sich zum Gedicht. Gedichte bestehen aber auch aus Gedanken. So wird eine Reihe von Augenblicken und Gedanken wie eine Reihe von Perlen vor dem Leser als Gedichte ausgebreitet.

Ein Bild davon kann er sich selbst machen, er kann sie so oder so beurteilen, aber sie sind da und fordern zum Betrachten und Überdenken heraus.

Wenn das Außergewöhnliche schon nicht dauernd vorkommt, was in der Natur der Sache liegt, so gibt es doch im Leben immer wieder Augenblicke, die der Verdichtung zum Gedicht wert sind.

Eine Kette solcher Augenblicke und Gedanken will das Buch darstellen. Was davon Alltägliches schildert oder eine ganz seltene schwarze Azra-Perle ist, wie sie im Vorwort erwähnt wird, mag der Leser selbst beurteilen.

Die Gedichte sind sehr unterschiedlich in ihrer Thematik und Form. Sie wid-

men sich romantischen und nachdenklichen Momenten ebenso wie kurz aufflammenden Erkenntnissen oder momentanen Beobachtungen. Es wird keine durchgehende Thematik gesucht, sondern im Gegenteil das Abwechslungsreiche und Mosaikartige. Ein Gedicht geht auf das andere zu, lenkt aber auch davon ab. Plötzlich verwandelt sich Trauer in Ironie oder Sarkasmus in Romantik, wie es im Leben selbst ist.

Dadurch entsteht trotz der Verschiedenheit der Themen dennoch ein Gesamtbild, weil in jedem Gedicht die persönliche Weltsicht des Autors enthalten ist. Letzten Endes ist es seine Reihe von Perlen, die er vor uns ausbreitet. Das Bemühen um Nachsicht und Objektivität ist ein entscheidender Zug, die Gedichte weisen hin oder leuchten diesen oder jenen Punkt besonders heraus, ohne den Leser überzeugen zu wollen. Sie machen mit leichter Hand aufmerksam auf Lustiges, Trauriges, Schreckliches und Beschämendes, aber auch Rührendes, wie im Gedicht „Keine dumme Idee“:

Ein Marienkäfer sucht den Winter zu überleben / und zwar in meiner Wohnung im Erste-Hilfe-Kasten.

Bernhard Heinrich

Kurt F. Svatek

Die Nichtwiedergutmachung

Recherchen aus nicht wieder gut zu machenden Zeiten

edition pen Band 134 / Erhard Löcker GesmbH, Wien 2019. 193 Seiten
ISBN 978-3-99098-002-6

Es gibt dauernd Ereignisse, die Schaden verursachen. Manches Mal sind es beabsichtigte Aktionen, manches Mal entsteht der Schaden unbeabsichtigt. In jedem Fall haben diese Ereignisse Folgen, die genau genommen nicht mehr aus der Welt zu schaffen sind.

Es kann sein, dass beabsichtigtem Schaden später tiefe Einsicht und Reue folgen. Das Geschehen ist jedoch nicht mehr rückgängig zu machen und mit den Auswirkungen müssen alle leben.

“Alles, was geschieht, verändert zumindest einen kleinen Teil der Welt. Kein einmal den Lippen entschlüpftes Wort kann zurückgenommen werden,“ meint der Autor zu diesem Problem im Vorwort, und umkreist mit verschiedenen Beispielen das Thema der Nichtwiedergutmachung.

Jeder, der sich mit Nichtwiedergutmachung beschäftigt, kommt am 2. Weltkrieg nicht vorbei. Es ist der größte Fall von Nichtwiedergutmachung im vorigen Jahrhundert, ja in der Geschichte der Menschheit. Was hier zerstört und auseinandergerissen wurde, ist unbeschreiblich. Millionen von Menschen kamen um, Millionen mussten die Flucht ergreifen.

In einem nachdenklich machenden Kapitel „Oft für immer“ wird beschrieben, wie viele Angehörige der geistigen Elite Deutschlands und Österreichs ins Exil getrieben wurden, zweifellos eine beispiellose Aktion, die nicht wiedergutmacht werden konnte. Aber auch das herrschende Regime hatte seinen Schaden davon. Die aus dem Land gejagten Wissenschaftler und Künstler ersten Ranges gingen so der eigenen Sache verloren und die Vertreiber schafften sich dadurch mächtige Feinde. Wiedergutzumachen war diese unfreundliche Behandlung auch nach dem Krieg nicht, denn die, welche nach dem Krieg dennoch in ihre alte Heimat zurückkehrten, konnten natürlich nie ganz vergessen, was ihnen angetan worden war, auch wenn sie wieder mit offenen Armen empfangen wurden.

Aber noch für viel mehr Personen ohne großen Namen und Rang bedeutete der Krieg Trennungen und Vertreibungen und die Zerstörung ihrer Lebensbereiche, wie sie in den Kapiteln „Miss Mimi und Miss Jane“ oder „Aus zweiter Hand“ beschrieben werden, im ersten Fall aus der Sicht einer englischen Familie des oberen Mittelstands, im anderen aus der Sicht einfacher Werktätiger aus dem Böhmer Wald. Die Vertreibung der Deutschen aus den besetzten Ostgebieten ist einer der emotionalsten Revancheakte an der deutschsprachigen Bevölkerung nach dem Zusammenbruch des 3. Reichs.

Nicht wiedergutzumachen ist auch das unvorsichtig oder gedankenlos entschlüpfte Wort: „Doch dem war kaum das Wort entfahren/ möchte ers im Busen gern bewahren“, wie es schon in den Kranichen des Ibykus heißt. Jeder kennt dieses Phänomen, es kann großen Schaden anrichten, in der Politik, im Journalismus oder auch im ganz privaten Bereich. Die Sprache ist das beste Kommunikationsmittel, das wir haben, aber sie hat ihre Tücke – und nicht nur eine.

Im Kapitel „Immer die falschen“ wird darauf hingewiesen, dass sich die Gesellschaft nicht stets in der richtigen Weise entwickelt hat. Schon sehr fortschrittliche und soziale Staatsgebilde mussten im Lauf der Geschichte wieder gewalttätigen und primitiven weichen, mit nicht wiedergutzumachenden Folgen.

Sehr philosophisch wird das Phänomen der Nichtwiedergutmachung in den

letzten beiden Kapiteln behandelt. Es geht um die Zeit und um die Wirklichkeit: Nichtwiedergutmachung hängt sehr damit zusammen, dass die Zeit nicht wieder zurückgedreht werden kann – was geschehen ist, ist geschehen.

Auch die Wirklichkeit spielt dabei eine große Rolle, weil sie oft nicht richtig beurteilt werden kann. Es stellt sich heraus, dass dem Menschen hier eine schwer zu vermeidende Falle gestellt wird: Im Alltag weiß jeder, was die Wirklichkeit ist, bei näherer Betrachtung ist die Frage praktisch unbeantwortbar. Dasselbe gilt für die Zeit, beides Hauptgründe dafür, warum immer wieder Situationen mit unbeabsichtigten Effekten entstehen, die nicht wiedergutzumachen sind. Die Folgen unseres Handelns können niemals bis ins letzte durchdacht sein, es kann in Zukunft immer alles anders kommen als beabsichtigt, mit nicht wiedergutzumachenden Auswirkungen.

Bernhard Heinrich

Claudia Taller

Im goldenen Geäst

Ein Roman der Wandlung.

Verlag Nina Roiter, Linz 2018. 170 Seiten
ISBN 978-3-903250-13-0

Der letzte, wie ein Fazit wirkende Satz könnte ebenfalls der erste sein, resp. das dem Buch vorangestellte Motto: *Dinge, denen man sich nähert, werden unscharf.* Auch in seiner frühen Kenntnis wäre das Buch nicht weniger reizvoll und faszinierend, womöglich erschlossen sich sogar deutlicher die vieldeutigen Teilaspekte in den unterschiedlichen Wechselbeziehungen eines Vergangenen zugleich Gegenwärtigen, eines Vor und Zurück, eines Nicht-mehr und Doch-nicht.

Die Ausgangslage erscheint nach einem knappen Drittel des Textes relativ klar: Ferdinand verliebte sich als Jugendlicher in die gleichaltrige Isabella, die ihn unter dem Hinweis, sie trage, wengleich unter der Nachweisbarkeitschwelle, das HIV-Virus in sich, zurückstößt. Jetzt, 2017 und 15 Jahre später, kehrt er, nunmehr Quantenphysiker in Genf, besuchsweise nach Linz zurück, trifft ungeplant auf die mit 50 nach wie vor sehr attraktive Mutter Claire und erfährt, Isabella habe vor kurzem durch einen Sprung von der zentralen Brücke in die Donau ihrem Leben ein Ende gesetzt. Statt der augenfälligen Lage beginnt indes nunmehr – *wir sind (...) auf die eine oder andere Weise mitein-*

ander verschränkt (58) – ein sich mehrfach verwirrendes Beziehungsnetz auf mehreren zeitlichen, örtlichen und nicht zuletzt personenbezogenen Ebenen, die in der laufenden Erzählung Ferdinands zusammenlaufen. Zwar klären sich nach und nach die sozusagen sachlichen Umstände, aber in der Rezeption des Berichterstatters (*Alles liegt offen da? Alles verschließt sich* [139]) spiegelt, ja vermischt sich in Beurteilung und Wahrnehmung, in assoziativen Gedanken und Träumen und damit in zögerlich-stockender Handlungsweise, die eigene Lebensgeschichte in all ihren Friktionen mit dem stets aktuell verbleibenden Mutter-Tochter-Paar, in dem erstere stets dominant verbleibt, und, gleichsam als Parallele, mit dem Untergang eines Schweizer Freunds. Es entstehen bis hin zu Ferdinands eigener Familie buchstäbliche Parallelwelten, die sich aber bereits hier im Endlichen schneiden. Die Komplexität vielfacher Verflechtungen macht eine kurze Nacherzählung schwerlich möglich, letztlich bleibt als Kernaussage nach der Lektüre eben der zitierte letzte Satz „stehen“.

Das Vielschichtige beruht auch auf einer variablen Dichte der Darstellung: Da gibt es abrupte statementartige Bemerkungen: *Diese Frauen vernichten in Worten* (bereits auf S.3) oder *Claire hat Ausdrücke. (...) Claire entkommt man nicht* (105) oder *Immer friere ich mit diesen beiden Frauen* (109). Andererseits wird Kleidung resp. Essen und Trinken oft und detailreich konkretisiert, so wie Orte im Linzer Zentrum kurz, aber nachvollziehbar benannt sind. In gewisser Weise helfen beide Maßnahmen das sich nach und nach in immer neu sich verschränkenden Wendungen ausbreitende Gewebe zu strukturieren, in dem dann zwei Katalysatoren gewichtige Standorts-Hilfen bieten: die mehrfach erörterte Quantenphysik: *Verschränkung und Beziehung – physikalische Phänomene erklären die Welt* (144), namentlich mit ihrer Frage nach dem Zufall einerseits und Mahlers 2. Auferstehungs-Symphonie mit ihrer detailliert aufgeführten Programmatik andererseits. Womit man sich auf einem kulturell gehobenen Niveau bewegt, zugespitzt zu der immer wieder auftretenden Frage, was denn nun wahre und was darstellende Berichterstattung sei (*Es war Stückwerk, was ich da gehört habe (...), zu oft erzählt.* [57]); etwa expressis verbis in der Feststellung *Die Frau (Claire) ist eine Manipulatorin ersten Ranges* (106) zusammenlaufend.

Die Kürze von schmalen 172 Seiten lässt an die Novellenform denken, wie ebenso das vorherrschende dialogische Prinzip und ein gewisses Wandern einzelner symptomatischer Motive. Andererseits spricht die breite Ausrichtung der thematischen Darstellung in vielen Verästelungen und Rückkoppelungen deutlich für den Roman. Nicht zuletzt hätte sich diese Anlage, in einigen Partien

eher skizzenhaft anmutend, problemlos noch um einiges weiter in Breite und Tiefe entwickeln können. In diesem umfassenden Ansatz gründet wohl der Titel. Die goldene Sonne erscheint mehrfach und ausdrücklich bei der Beleuchtung der Haare Claires, die letztlich nicht zuletzt für den Erzähler der Dreh- und Angelpunkt bleibt (*Claire entkommt man nicht* [105], *vor der ich klein werde* [117]). In dem Bild des Geästs entstehen erfasste, nur erahnte oder weiter ausgespinnene Linienzüge, die sich mehr und mehr zu verzweigen scheinen, die sich verstricken können in Konstruktion und Dekonstruktion *mithilfe des Prinzips des Zusammenbruchs der Suche nach verborgenen Gründen* (158), in einem Aufschieben in doppeltem Wortsinn oder sogar in einer Art Aufschaukeln, denn *es gibt keine verborgenen Variablen* (170), und dann letztlich im abschließenden Befund einer Identität von Mutter und Tochter dank der *hell-goldenen Strähnchen* wurzeln.

Insgesamt ein empfehlenswertes Buch dank der Lesefreude im gerne nachvollzogenen Sprachduktus, mit der Fähigkeit, echte menschliche Teilnahme zu erzeugen, mit im wechselnden Ablauf zahlreichen inhaltlichen Anregungen, aber leider mit ein paar kleinen Sprachfehlern, vor allem mit einigen äußerlichen den Lesefluss beeinträchtigenden (Formatierungs-)Schwächen.

Martin Stankowski

Christa Maria Till

Impressionen aus dem Süden und Westen der Schweiz

Edition Ki, Zürich 2019. 68 Seiten
ISBN 978-3-906636-31-3

Schnipsel einer Schreibenden III

Literarische und kulturhistorische Essays

Edition Ki, Zürich 2019. 68 Seiten
ISBN 978-3-906636-30-6

Frau Till legt zum wiederholten Mal kleine Miscellen zu verschiedenen Themen vor und dies, wie gewohnt, in schmalen gehefteten Bändchen von knapp 70 Seiten. Der nervus rerum wie die raison d'être sind persönliche Erinnerun-

gen, Aufspürungen, Nachforschungen und daraus resultierende Erkenntnisse oder Statements.

In den „Impressionen“ besteht kein eigentlicher tieferer literarischer Anspruch, es geht vielmehr darum, Gesammeltes zu einzelnen Örtlichkeiten vorzutragen. Meist gleichen die kleinen Stücke somit Schlaglichtern, die den Charakter oder die Besonderheit – sei sie natur- oder kulturgeschichtlich – vorstellen. Dies reicht von Gärten (wie der Isola Bella), der menschlichen Prägung einer Stätte (wie dem in dieser Hinsicht berühmten Monte Verità) oder Ortsgeschichten (wie Wunder oder, entgegengesetzt, Mordfälle) oder baulichen Zeugnissen (wie einem Neuenburger Bauernhaus) bis hin zum Naturphänomen (wie dem Creux du Van). Wobei im Übrigen die staatlichen Grenzen zur benachbarten Lombardei bzw. zum französischen Jura mehrfach überschritten sowie auch partiell die Plätze von Fotos, Aquarellen oder Gedichten und sogar einer Kurzgeschichte der Autorin begleitet werden. Besonders anziehend wirken – schon beim Durchblättern – die Hinweise auf Künstlerisches: Notizen zur Sprache, namentlich zu dort meist früher lebenden, teils überregional bekannten Gestalten (wie Hesse oder die Werefkin), teils aber überraschende Entdeckungen, wie den *Dichterstimmen aus dem Tessin* mit Gedichten, in eigener Übersetzung Frau Tills, oder dortige *Frauenleben*.

In den „Schnipseln“ stehen hingegen, den Begriff letztlich zurechtrückend, meist fachliche Fragen zu Sprache und historischen Figuren aus Literatur und Musik im Vordergrund. Das Essayistische in freier formaler Ordnung wird stets begleitet von zahlreichen Zitaten der Autoren und Künstler sowie, mindestens ebenso wichtig, von eigenen Kenntnisaufnahmen sur place aufgrund von Reisen und Besuchen. Gerade diese tragen nämlich jeweils zu einer persönlichen Einschätzung bei, die bis zu eigentlichen Würdigungen reichen kann. Das beginnt bei den früheren jüdischen Bewohnern des Wiener Wohnhauses, das geht über linguistische Eindrücke aus der frankophon-kreolischen Welt oder Literarhistorischem aus dem amerikanischen Südwesten (Toni Hillermann), Irland (Yeats) und der Ostschweiz (Robert Walser) bis zur Erforschung der altdeutschen Sprachinseln in den Voralpen Venetiens. Hinzu kommen, offensichtlich aufgrund eigener Forschungen, Beiträge zu wenig bekannten österreichischen Autoren der jüngeren Vergangenheit (Norbert Silberbauer, Peter v. Tramin) resp. deren Werken und, anhand von Perchtoldsdorf bei Wien, Kurzbiografien der Komponisten Hugo Wolf und Franz Schmidt. Den Reigen beendet eine Übersicht über die Kalvarienberge südlich der Alpen im Grenzgebiet der Schweiz, der

Bretagne und des Weinviertels, wodurch gleichsam der Bogen zum ersten Heft geschlagen wird.

Der entscheidende Vorteil dieser Paralipomena liegt denn in der Menge der Stücke, die sich frei einer dem jeweiligen Heft vorgegebenen Thematik widmen: Die Mosaiksteine können auf diese Weise als ergänzende Beigabe zu Ort und Mensch eine Art Motivkette ausbilden.

Martin Stankowski

Boško Tomašević

Niemand, nirgends

Eine archäologische Erzählung

Originaltitel: *Niko. Nigde.* Aus dem Serbischen übersetzt von Helmut Weinberger

Edition PEN 69, LöckerVerlag, Wien 2017. 280 Seiten.

ISBN: 978-3-85409-865-2

Sie gingen, jahrelang, die Zeit zählte nicht für sie. Überall war Sumpf. Sumpf war überall. Selbst die Zeit war Sumpf. Was für ein Anfang! In dieser archäologischen Erzählung wird nicht nur die heimatliche Landschaft und Geschichte der Wojwodina in mythischen Bildern heraufbeschworen, sondern der Roman zeigt, wie der Einzelne, wenn ihm alle Visionen und Illusionen durch die politischen, aber auch privaten Ereignisse geraubt werden, auf sich selbst zurückgeworfen wird. Da bleibt nur mehr ein nacktes Bündel Mensch übrig, ohne Orientierung und oft auch ohne rechte Identität. Der Autor berichtet über zumindest zwei Generationen hinweg, also letztlich über den gesamten Zeitraum des 20. Jahrhunderts – jedoch nicht nur über Kriege und Friedensschlüsse, also über die Geschichte, sondern daran anknüpfend auch über die existenziellen Fragen: Wofür stehen wir und wie können wir uns verantworten, wenn unsere einzige Schuld darin besteht, geboren zu sein?

Der Mensch erfährt die Wirklichkeit als Teil seines eigenen ontologischen Schemas. Der Begriff der Erfahrung bezieht sich wohl einerseits auf die Lebenserfahrung des Autors selbst, andererseits auf die Aufdeckung der allgemeinemenschlichen Erfahrung des alltäglichen Daseins des Menschen in der Welt. In der Dichtung manifestiert sich, wie es sich mit dem Weilen des Menschen auf der Erde, seinem Sein als zeitliches und geschichtliches Wesen, verhält und wie sich die Erfahrung im eigenen Da-Sein widerspiegelt.

Neben dem Schreiben literarischer, vor allem lyrischer Werke beschäftigte sich Tomašević lange Zeit mit der Fundamentalontologie. Die Beschäftigung mit der Ontologie des literarischen Werkes führte ihn zu den Uranfängen der Sprache, der Dichtung und des Denkens, so wie diese von den vorsokratischen Denkern Heraklit und Parmenides definiert wurden. Auch das schimmert in seinem sprachmächtigen, ja fast eruptiven und ausschweifenden Sprachstil immer wieder durch. Prägnanter, universeller und auch poetischer sind manche Dinge gar nicht darstellbar, etwa über das Leben als Soldat (Seite 44): *Dieser Abschnitt meines Lebens hat keine Geschichte. Denn es gab mich nicht.* Oder (Seite 23) über die Geschichte: *Die Geschichte wird, wie allgemein bekannt, immer wieder erfunden. Sie existiert nicht.* Auf Seite 53 heißt es wiederum: *Denn von irgendwo macht mich die Zeit zu ihrem Ziffernblatt.*

Es geht Boško Tomašević auch immer um die Wahrheit des Seins, um die Problematik des sterblichen Wesens in der offenbleibenden Welt des Lebens, um das oft vergebliche Streben nach dauerhaften Zielen. Trotzdem geht es weniger um die Geschichte selbst als um die Metaphysik der Sprache, die jeder Roman für sich selbst aufstellen muss. In diesem Sinn ist das Buch trotz des historischen Hintergrunds nicht nur für vergangene Zeiten gültig, sondern genauso für die Gegenwart als auch für alle Zukunft mehr als lesenswert.

Die zyklische Wiederholung von Ereignissen in dem Roman ist wohl Teil einer Strategie, die auf die ewige Wiederholung desselben hinweist und deren Sinnlosigkeit sich jeden Morgen erschöpft, und auf nichtlineare, collagenartige und diskontinuierliche Weise die Atmosphäre vermittelt, wie die Welt aussieht.

Oder wie Boško Tomašević einmal erklärt hat: *Ein historischer Mann ist ein eitler Mann. Das Neue wird ebenso wie das Alte verloren gehen, das Feuer der menschlichen Eitelkeit wird alles zerstören. Um gut zu schreiben, muss man einen unendlich reinen und unendlich guten Mann haben. So etwas wie Don Quijote.*

Boško Tomašević studierte Allgemeine Literatur und Literaturtheorie an der Philologischen Fakultät der Universität Belgrad. Er ist Dichter, Romanautor, Essayist und Literaturtheoretiker und der Begründer der Schule der wesentlichen Dichtung. Der Autor ist Mitglied der Europäischen Akademie der Wissenschaften und Künste sowie des französischen und österreichischen P.E.N.-Clubs. Dies ist sein zweiter Roman.

Noch ein letztes Zitat: *Der Mensch existiert nicht in der Zeit, sondern die Zeit im Menschen.*

Cornelia Travnicek

Feenstaub

Roman. Picus Verlag, Wien 2020. 278 Seiten
ISBN 978-3-7117-2090-0

Buben, noch Kinder, aber an der Schwelle zu Jugendlichen, werden von einem älteren Mann gezwungen, als Taschendiebe durch die Stadt zu ziehen und ihm seine Beute abzuliefern, um seine Schatzkiste zu füllen. Aushalten lässt sich dieses Leben nur mit Feenstaub, für den die Buben einen Großteil ihres mickrigen Lohns ausgeben. Ja, es ist das Setting aus Charles Dickens' „Oliver Twist“. Doch „Feenstaub“ spielt nicht im längst vergangenen 19. Jahrhundert, sondern im Jetzt, es gibt Handys, die nicht benutzt werden dürfen, weil sie die Polizei auf die Fährte der Jungen führen können, und der Feenstaub wird in kleinen Plastikbeuteln geliefert. Tatsächlich ist es eine ganz andere Assoziation, die Travnicek in ihrem Roman evoziert: die an Peter Pan. Die drei Lost Boys leben auf einer Insel im Fluss, die ist bevölkert von Monstern und Geistern, die Nixe heißt nicht Undine, sondern Sirina. Der Anführer der Bande, der Icherzähler, wird Petru gerufen, die rumänische Form von Peter. Heißt er wirklich so oder hat er sich den Namen selbst gegeben? Jedenfalls will Petru nicht erwachsen werden. Aber nicht, weil er wie Peter Pan ewig im kindlichen Paradies leben will, sondern weil er nicht weiß, was er dann tun soll, wenn er nicht mehr klein und unauffällig genug ist, um den Leuten unbemerkt Schmuck, Uhren, Geldtasche zu stehlen.

In kurzen Sequenzen, die jeweils ein Kapitel ausmachen, erzählt Travnicek die Geschichte der Buben. Es bleibt viel Weiß auf den Seiten, manchmal ist es gar nur ein Satz, eine Zeile, die die Seiten von einem Vakant trennen. Es sind genau diese Leerstellen, die den Text so großartig machen. Wenn etwa Cheta – zu Beginn der Einzige von den dreien, der nicht nur durch Feenstaub, sondern auch mit Büchern vor der Realität flieht – von seiner Mutter redet, die ihn zurückholen wird, sobald es geht, ihn nur wegen des bösen Stiefvaters ausgesetzt hat. Für seine Tagträumerei wird er von Magare gehänselt und verspottet. Zwischen den Zeilen – oder vielleicht auch im großzügigen oberen Rand oder dem an der Seite – schreit Magare in fetten Versalien: Ich will auch zu meiner Mama, jetzt, gleich, sofort. Da steht, dass Magare später, wenn sie alle erwachsen sind, mit Petru in eine Hütte ziehen will, denn der weiß, wann er den Mund halten muss.

Das andere Wunderbare dieses Texts ist die Zärtlichkeit, mit der Travnicek ihre Figuren durch die Handlung schiebt. Sie steht in krassem Kontrast zur brutalen Welt der Kinder, die besetzt ist mit Drogenmissbrauch, Kriminalität

und gleichgültigen Erwachsenen. Die poetische Sprache mildert diese Brutalität nicht, im Gegenteil, lässt sie fast körperlich spürbar werden.

Erst als Petru ein Mädchen kennen lernt, Marja, eine Schülerin in einer teuren Privatschule, beginnt er die andere Welt, die der Bürgerlichen, zu verstehen. Auch hier ist die Gesellschaftskritik unterschwellig und dennoch laut: Menschlichkeit musst du dir leisten können. Und dann sollen Petru, Cheta und Magare einen Neuen zum Taschendieb ausbilden, der Bub ist erst acht und verweigert sich. Und plötzlich wird alles anders ...

Cornelia Travniceks Buch ist schnell gelesen, hallt aber lange nach.

Clementine Skorpil

Jutta Treiber

Die knallbunte Couch

Illustratorin Nadja Grace Bodner

Obelisk Verlag, Innsbruck 2019. 96 Seiten
ISBN 978-3-85197-921-3

Na ja

Tyrolia Verlag, Innsbruck 2019. 32 Seiten
ISBN 978-3-7022-3761-5

Herr Benno, ein pensionierter Journalist und Regisseur, fadisiert sich beim Spazierengehen durch stille Gassen einer Kleinstadt, in der viele leerstehende Geschäfte eine trübselige Stimmung verbreiten. Die Autorin Jutta Treiber setzt hier genau in der Gegenwart mancher österreichischen Kleinstadt an. Herr Benno träumt im Schlaf von einer knallbunten Couch, mietet ein leerstehendes Lokal, lässt eine solche Couch hineinstellen und sein Abenteuer-Zeit-Geschäft, für „Zeit und Zuhören“, beginnt. Etliche Kinder kommen, jedes mit einem anderen Problem, Nora mit ihrer Angst vor schlechten Noten, Lisa mit ihrem Traum vom Theaterspielen, Ali mit dem Wunsch, irgendwo ungestört lesen zu können, Robert mit dem Scheidungskrieg seiner Eltern, Mirko wird von einem Lehrer gemobbt, Mona braucht Nachhilfe.

Natürlich kommt auch eine Behörde, Benno braucht eine Gewerbeberechtigung. Freies Gewerbe, Beratungstätigkeit ist die Lösung. Die Inhaber anderer leerstehender Geschäfte kommen, eine Theatergruppe wird gegründet und

schließlich spielen die Kinder sich selbst, ihre Ängste, Träume, die Geschichte des „Zeitgeschäfts“ mitsamt den vereinsamten, verbitterten Nachbarn, die schließlich mithelfen und mitfeiern.

Eine Geschichte, wie es gehen kann, wenn einer, der Zeit hat und zuhören will, sich ohne Vorbehalte den Menschen öffnet, die da sind.

Das zweite Buch „NaJa“, ein Buch mit wenig Text und köstlichen Bildern von Susanne Eisermann, zeigt die Arbeit eines „Figurendoktors“, der ein Dreieck, ein Quadrat und einen Kreis von ihren Figurproblemen ratzeputz befreit, als die mit dem Ergebnis Unzufriedenen aber zurückoperiert werden wollen, einfach sagt: *Das geht jetzt nicht mehr*. Drastisch, humorvoll, hintergründig.

Annemarie Moser

Peter Paul Wiplinger

Erinnerungsbilder

LöckerVerlag, Wien 2019. 176 Seiten
ISBN 978-3-85409-985-7.

Man kann dann nichts mehr darüber sprechen, es niemandem mehr erzählen, was man einmal erlebt hat. Aber der Schriftsteller kann vieles aufschreiben, woran er sich erinnert. (5)

Ein Leben lang kämpft Peter Paul Wiplinger um eine Form des Erinnerns, die den zeitgenössischen Charakteren historisch gerecht wird und es den künftigen Archivbenützern der Literatur ermöglicht, ungeschminkt die Innensicht von jenen Helden nachzulesen, die in den offiziellen Chroniken nur spärlich vorkommen. Als Fotograf und Chronist hat er es mit Bildern zu tun, die scheinbar von selbst kommen, wenn man die Augen schließt oder einen bestimmten Text evoziert. Dabei entsteht eine subjektive Dramaturgie der Bilderfolge, die immer wieder an der offiziellen Geschichtsschreibung andockt.

Quasi von Geburt an speichert das dokumentierende Ich Bilder und Sätze über den Heimatort Haslach ab. So stehen am Beginn der persönlichen Chronik Zweizeiler, die wie Parolen aufblitzen. Panzersperren, Leuchtspuren, der alte Schuldirektor als Nazi, die Russen mit ihrem Russen-Spital, das Geräusch von Stiefeln, Kerzenlicht am Fenster zu Weihnachten. Dieser Notizzettel der Erinnerung spricht bereits alle Themen an, die den Autor ein Leben lang begleiten und verfolgen.

Anlässlich eines Vortrags über die verdrängte Geschichte des Ortes, überlegt der Autor, der über der offiziellen Chronik brütet, wie man das Vergessene und Verdrängte ans Tageslicht schaufeln könnte, ohne die bronzenen Ehrentafel allzu sehr ins Lächerliche zu ziehen. Denn die Ehrung von falschen Persönlichkeiten trägt immer einen grotesken Zug der Überheblichkeit an sich.

Der Autor entschließt sich, die verdunkelten Geschehnisse mit einer losen Blitzlicht-Dramaturgie in die sichtbare Welt einer Ausstellung zu holen. Dabei zeigen die Bilder stumm, was lange mit der Floskel niedergehalten wurde: *Darüber spricht man nicht!* (11)

Das erinnernde Ich kauert jäh im Kartoffelkeller, der zu einem Überlebensbunker geworden ist. In einem anderen Shot sitzt der Bruder in voller Montur in der Küche, alles ist still und stumm, der Bruder wird lange verschollen sein und zeigt diesen bedrückenden Zustand den Angehörigen, ehe er an die Front verschwindet. Dann wird Rosenkranz gebetet, nur für ein paar Erinnerungsssekunden, ehe das Bild wieder verschwindet. Der Schüler spielt mit Altersgenossen, die Welt ist voller Panzersperren und Panzerfäuste. Diese skurrilen Bilder lassen sich nur ertragen, wenn man vorgibt, sie nachzuspielen und nicht zu empfinden.

In der Chronik steht später, dass eine Brücke gesprengt worden ist, der Zeitzeuge freilich sieht einen schreienden SA-Mann herumhüpfen wie Rumpelstilzchen, sodass die Brücke eher aus Scham in sich zusammensinkt.

Dann sind die Russen im Ort und setzen den Vater wieder als Bürgermeister ein. Die Welt stürmt mit dichten Bildern auf die Bewohner ein. Nichts hat einen Anfang oder ein Ende, es sind Ausrisse aus einem unbegreiflichen Ganzen, die als kleine Erinnerungs-Strips hängen bleiben. Ein Soldat bedrängt mit einem Messer ein Pferd, das der Schüler schützt, der eine schreit *dawai, dawai*, der andere *Pferd, Pferd*. Dann ist das Bild weg. (71) Als die Russen abziehen, tut sich für den Erzähler eine Leere auf, die Tage glänzen matt wie bei einem großen Verlust.

Später tauchen die Angehörigen nur mehr sporadisch auf, die Mutter liegt aufgebahrt und erzählt stumm ihr Leben. Alle sind in alle Winde zerstreut. Im Heimatort hängen noch Gedenktafeln mit falschem Glanz. Der Autor wird ein paar davon reparieren müssen in seinem Kampf um eine gerechte Erinnerung.

Am Schluss ziehen Porträts des nunmehr achtzigjährigen Peter Paul Wiplinger in Passbildgröße auf. Jahr für Jahr hat er abgearbeitet, er ist sich immer treu geblieben in seinem Suchen nach der Wahrheit. Die Augen bezeugen es, Jahr für Jahr, unbestechlich.

Helmuth Schönauer

Peter Paul Wiplinger

Schachteltexte. 2007-2016

LöckerVerlag, Wien 2017. 328 Seiten

ISBN 978-3-85409-856-0

Am Scharnier zwischen Leben und Tod trifft nicht nur das Individuum seltsame Äußerungen, indem etwa ein Gedankengang im Diesseits beginnt und im Jenseits endet, auch die dabei geschaffenen künstlerischen Werke entwickeln einen moribunden Zustand, in dem Teile davon nicht mehr von dieser Welt sind.

Peter Paul Wiplinger geht mit seinen Schachteltexten an diese Todesgrenze, teils aus Gründen autobiographischer Erfahrungen, teils mit der Hoffnung, durch diese Kunstform selbst der Literatur ein Schnippchen zu schlagen und den Tod zumindest zu verblüffen. Die Schachteltexte nämlich sind monumental und fragil und sprengen die Vertriebssysteme der Literatur.

Längst ist unsere Gesellschaft zu einer Verpackungsgesellschaft geworden, wobei das Wesentliche die Verpackung zu sein scheint und der sogenannte Content mehr und mehr den Charakter eines unverschämten Bonus annimmt. In den Schachteltexten greift Peter Paul Wiplinger zur Verpackung und setzt ihr als Störung und Irritation des Recyclings jeweils einen Text drauf. Der Bildband „Schachteltexte“ arbeitet daher auf drei Ebenen, der Verpackung, dem Text als Autograph, und der Transkription des Verpackungstextes in reine Schrift.

Text und Hülle gehen dabei eine beinahe dreidimensionale Konsistenz ein. Ein Gedicht, das auf eine Papiertasche geschrieben ist, hat automatisch Volumen, Haltegriffe und einen Hohlraum für etwas, das man vielleicht beim Lesen mittransportieren möchte. Oft sind die Schachteln vor der Beschriftung flachgelegt worden, ausgewalzt, glattgefaltet oder zusammengerissen auf eine Schreibfläche, die dem Text entspricht. Diese beschreibbaren Flächen animieren den Autor einerseits, darauf einen Text zu applizieren, andererseits sind diese Schreibflächen der erste Notnagel, um einen Gedanken schnell zu notieren, ehe er vielleicht verlischt.

Die „Gedichte“ könnte man nach ihrer Form beschreiben, Schachteltexte, Deckeltexte, Medikamentenfaltungen, Mon-Cherie als Folie für ein Poem. Natürlich sollte man auch nach dem Inhalt vorgehen und nach Themen querlesen. Als Leitmotiv kommt diese Kante zum Vorschein, hinter der der Tod wartet, als begleitender Vogel taucht immer wieder ein Uhu auf, den eine ganze Generation eher als Klebstoff denn als Todesvogel empfunden hat.

Der ursprüngliche Inhalt erfährt eine Verpuppung durch die Schreibarbeit und fliegt anschließend als geschriebener Schmetterling auf. Eine Flugreise mit der Airline, ein Bankauszug der frisch verkauften heimischen Bank, eine Ware, die Platinum geheißen hat, ein süßes Mitbringsel für einen schnellen Hausbesuch, Kartonagen für Ostereier – immer ist noch der Hauch der ursprünglichen Verwendung zu spüren, aber alles ist in einen anderen Zustand getreten. So ist vielleicht die ganze Arbeitsweise ein Versuch, das irdische Leben in eine Zeitlosigkeit aus Erinnerung und Dokumentation zu überführen.

Und nach dem vierten, fünften Durchgang durch die Schachteltexte kommt man allmählich mit dem poetischen Textil selbst ins Sinnieren, eine feine Lyrik über kleine Bewegungen, Handgriffe, Windstille oder das Aussitzen einer langen Nacht tun sich auf. Und dann kommt das helle Licht einer Mühlviertler Zeile aus der Kindheit: und oiss is so schee / und uns geht's guat.

Helmuth Schönauer

Peter Paul Wiplinger

Schachteltexte II 2017-2019

edition pen Löcker; Wien 2019. 370 Seiten

ISBN 978-3-85409-979-6

Ich kann meiner Rezension des ersten Schachteltexte-Bands (in: literaturzeit-schrift.de) nicht viel Sinniges hinzufügen: Peter Paul Wiplinger ist ein Autor und Mensch, der sich jeder Konfrontation stellt, der, wie er im vorliegenden Band schreibt, entschieden hat: ... *und seither, seit damals und bis heute, widerspreche ich, bin ich nicht der, der nachgibt*. In den Schachteltexten erkenne ich eine eigenwillige, gelungene Form starke Emotionen, wilde Wut und Schmerz zu bannen, indem man das überquellende Gefühl aufs vorgeformte Schachtel-fragment fasst. Und das noch dazu in einer gut leserlichen Schrift. Eine kluge Form, mit dem Leid der Welt so gut als möglich umzugehen. – Leid, das sich, um einen Satz von P.P. Wiplinger zu komplementieren, nicht aus dem Fehlen des Göttlichen in der Welt heraus auftut, sondern, weil wir Mensch es uns gegenseitig antun. Wollte Gott/die Göttin/das Göttliche jegliches Leid verhindern, hätte er/sie/es die Welt nicht „erschaffen“ können. Oder, wie Buddha es lehrte: gerade, weil das Leid des Todes, des Alters, der Krankheit, usw. bestehen, heißt es, aus dem Kreislauf des Samsara auszusteigen.

Wiplingers Gedichte in den Schachteltexten, sind – wohl aufgrund der eigenen Erfahrungen der letzten beiden Jahre – trister geworden, dunkler. Wer mag es ihm verdenken. In einem spannenden Kontrast dazu steht die farbige Auflösung der Fotos, die zunehmend intensiver in Rot, Violett, Türkis und den Schattierungen des Blaus erstrahlen. Ästhetisch ansprechende Fotos, produziert von Annemarie Nowak, seiner Ehefrau und hilfreichen Wegbegleiterin.

Mit Spannung zu erwarten der dritte, bereits in Arbeit befindliche Band Schachteltexte. Der grafisch-ästhetisch noch ausgefeilter erscheinen soll.

Manfred Stangl

Aus dem Kreise der Mitglieder

Jubiläen

Wir gratulieren herzlich

- zum 90. Geburtstag Frau Helena Gwozdz
- zum 80. Geburtstag Herr Hans Bäck
Frau Ing. Josefa Sandner-Mayer
Frau Dr. Reinhild Traitler
Herr Dr. Franz Forster
Herr Dr. Josef Wagner
Herr Dr. Karl Plepelits
Frau Elfriede Bruckmeier
Frau Regine Malka Mehmänn-Schafer
- zum 75. Geburtstag Frau Mag. Anna Aldrian
Frau Renate Katzer
Frau Mag. Diana Wiedra
Herr Prof. Hans Raimund
Frau C.H. Huber
Frau Brigitte Wiedl
- zum 70. Geburtstag Herr Dr. Manfred A. Schmid
Herr Prof. Helmut Korherr

Unsere besten Glückwünsche zu ihren besonderen Geburtstagen gelten gleichermaßen all unseren Mitgliedern, die hier nicht ausdrücklich genannt werden wollen.

Auszeichnungen und Ehrungen

Wir gratulieren den Geehrten und freuen uns mit ihnen!

Ilse Pauls

belegte mit ihrem Gedicht „Von den Bäumen lernen“ beim Gedicht-Wettbewerb der Lyrikfreunde 2019 den 1. Preis.

Jutta Treiber

wurde im November 2019 das „Große Ehrenzeichen des Landes Burgenland“ verliehen.

Dietmar Grieser

wurde im Oktober 2019 das „Große Ehrenzeichen für Verdienste um das Bundesland Niederösterreich“ verliehen.

Hannes Vyoral

erhielt im Oktober 2019 beim „Smederevo's Poet Autumn“, dem „50th International Festival of Poetry“ in Smederevo/Serbien, den Zlatko-Krasni-Preis.

Abschiede

Wir trauern um unsere verstorbenen Mitglieder

Ingeborg Rinner

08. April 1937 – 09. Juli 2019

Ingeborg Karin Hoflehner

23. März 1942 – 07. September 2019

Lieselotte von Eltz-Hoffmann

18. November 1921 – 14. Oktober 2019

Peter Maria Schuster

26. Oktober 1939 – 26. Dezember 2019

Liane Presich-Petueli

13. Jänner 1925 – 20. Jänner 2020

Josef Peter Ortner

05. Mai 1935 – 07. April 2020

Nachruf

Ingeborg Rinner

08. April 1937 – 09. Juli 2019

Die im Sommer des Jahres 2019 verstorbene Autorin Ingeborg Rinner war eine reine Lyrikerin. Es gibt keine Romane, Dramen oder Kurzgeschichten von ihr, sie drückte sich nur durch Gedichte aus.

Diese Gedichte sind formal sehr ähnlich. Es handelt sich zumeist um kurze ungerime Wortgebilde, bei denen der Schwerpunkt auf Bildhaftigkeit, Stimmung und Gedankeninhalten liegt. Sie experimentierte nie mit Sprache und mied politische Aussagen. Man könnte sie eine Neoromantikerin nennen. Meines Wissens nach gibt es ca. 700 Gedichte von ihr, wie sie mir gegenüber in einem Gespräch einmal erwähnte.

Sie schrieb nicht nur Gedichte, die kurz waren, sie schränkte auch die Themen stark ein. Obwohl sie privat ein durchaus humorvoller Mensch war – sie lachte gerne und oft – beschränken sich ihre Gedichte fast ausschließlich auf ernste Themen, Sehnsucht, Verlust, Vergehen, Sterben. Ihre Landschaftsgedichte oder Stimmungsbeschreibungen sind vorwiegend ernst. Nur selten kommt Optimismus auf, aber auch solche Gedichte gibt es. Lustige Gedichte sucht man hingegen vergebens. Man hat ihr das auch vorgeworfen, was sie aber nie dazu bewegen konnte, die einmal gewählte kleine, ernste Palette von Gedichten zu erweitern. Sie verdichtete und konzentrierte nur den Weg, den sie einmal beschritten hatte.

An die Öffentlichkeit trat sie mit schmalen Gedichtbänden und zahlreichen Lesungen. Sie war stets schwarz gekleidet und trug bei ihren Lesungen ihre Gedichte oft in Begleitung eines Musikers vor. Sie liebte es, ihre Sprache, die selbst sehr melodiös war, mit unterschiedlichen Instrumenten und Künstlern verschiedener musikalischer Richtungen zu kombinieren, vom Jazz bis zur Klassik, von der Harfe bis zum Akkordeon. So entwickelte sie mit der Zeit einen unverkennbaren Vortragsstil und hatte sehr genaue Vorstellungen davon, wie ihre Gedichte klingen sollten.

Allmählich umgab sie eine wachsende Fangemeinde, welche die besondere Stimmung dieser Leseabende schätzte. Es entstand dabei eine stille, beinahe meditative Atmosphäre mit einem Tiefgang, der aus der Oberflächlichkeit des Alltags riss. Zuletzt fand sie für Jahre in einer Galerie in der Laudongasse einen festen Vortragsort, bis der Besitzer der Galerie vor einigen Jahren starb. Auch ihre Doppellesungen gemeinsam mit Wolfgang Groiss in der Gatterburggasse waren legendär.

Ingeborg Rinner war mit persönlichen Daten sehr zurückhaltend. Obwohl sie sehr gesprächig war, erzählte sie wenig aus ihrem Leben. Nur eine tragische Begebenheit erzählte sie überraschenderweise öfter und vielen: Ihre Eltern kamen beide bei einem sommerlichen Ausflug auf der Rax durch einen plötzlichen Wintereinbruch ums Leben.

Ingeborg Rinner reiste gerne, besonders liebte sie Italien und hier wieder die Gegend um Venedig und Grado. Dort wurde sie zu vielen tiefsinnigen Landschaftsgedichten inspiriert.

Lange sei sie ein gesunder Mensch gewesen, erzählte sie mir einmal bei einem Gespräch im Café Prückel, nun sei aber Brustkrebs bei ihr festgestellt worden.

Sie unterzog sich geduldig den Torturen der Chemotherapie und es schien, als ob der Krebs schon besiegt wäre, als er doch wieder zurückkehrte, dieses Mal mit tödlichen Folgen. Sie verstarb am 15. Juni 2019.

Bernhard Heinrich

Nachruf

Prof. Dr. Peter Maria Schuster, Physiker und Poet

26. Oktober 1939 – 26. Dezember 2019

Man wollte mir raten, nicht beides zu sein, aber ich wollte nicht auf einen Teil der Wirklichkeit verzichten. (Aus dem Essay „Physik und Poesie“ in der Sammlung „Und was geschieht mit dem Licht?“ Living Edition 2006).

Am 26. Dezember ist unser Mitglied Dr. Peter M. Schuster im 81. Lebensjahr verstorben. Er hatte aufgrund einer Kehlkopfkrebserkrankung eine leise Stimme. Aber das tat dem tiefen Eindruck keinen Abbruch, mit dem sich die Intensität seines wissenschaftlichen und literarischen Potentials und seine liebenswürdige Persönlichkeit unmittelbar mitteilten.

Sein Lebensweg führte ihn nach seinem Doktorat in Physik zuerst in die Industrie, zu Zeiss in Deutschland. Dann baute er ein eigenes Unternehmen auf und gründete in Wien den Industriebetrieb „AOL-Dr. Schuster – Analytik, Optik, Lasertechnik“. Nach seiner Erkrankung widmete er sich einem bisher vernachlässigten Gebiet der Physik, nämlich ihrer Geschichte und der Erforschung

der österreichischen Physiker: Christian Doppler, Josef Loschmidt, Ernst Mach, Josef Stefan, Ludwig Boltzmann und Victor Hess. Diesen Persönlichkeiten galt auch sein literarisches Schaffen in Form von Romanen, Monographien Essays und Lyrik.

In Pöllauerg, wo Schuster zuhause war, errichtete er 2010 das 1. Europäische Zentrum für Physikgeschichte ECHOPHYSICS: Er wurde Leiter der Gruppe „History of Physics“ der europäischen physikalischen Gesellschaft und gründete die Tagungsreihe „International Conference on the History of Physics“. Er erhielt für seine Leistungen u.a. das Goldene Verdienstkreuz des Landes Salzburg, der Heimat Christian Dopplers, und das Große Ehrenzeichen des Landes Steiermark. Seine Leistungen wurden international gewürdigt und ausgezeichnet. Er war ein Mensch von großer Arbeitsintensität, ein Physiker mit dem Temperament eines Künstlers.

Und was geschah mit der Poesie? Schuster verurteilte die Kluft zwischen den Geisteswissenschaften und den Naturwissenschaften, zwischen den Literaten und den Physikern. Weil „auch die Sprache der Physik, so wie gute Dichtung, immer eine erkundende Sprache ist“ (Aus „Und was geschah mit dem Licht?“) er hat vom Anfang an das Gemeinsame von Physik und Poesie zu entdecken versucht. Die Poeten seien aufgerufen, dem Kosmos der Physik seine Seele wiederzugeben. Poesie und Physik vereint sah er als sich ergänzende Sichtweisen und Antworten auf die Sinnfrage.

Darauf beruht sein literarisches Schaffen. Seine Poeme „Schöpfungswoche Tag eins“ (Christian Doppler zur Huldigung), „Schöpfungswoche Tag zwei“ (Josef Löschmidt zur Huldigung), „Schöpfungswoche Tag drei“ (Josef Stefan zur Huldigung) beginnen mit einer physikalischen Formel, dem äußersten Konzentrat, und sie bewegen sich rückwärts, dem Werden dieser Formel, ihrem Ursprung im Leben, dem Alltag, der sinnlichen Erscheinung entgegen. Die Gedichte zeigen das innere Leben, das in den Menschen lebendig war, die diese Formeln gefunden haben. Schusters Sprache ist lyrisch und sehr dynamisch.

Seine Werkliste ist lang. Wir verdanken ihm auch, dass er unseren Blick auf die weltberühmten österreichischen Physiker gelenkt hat, deren Schaffen für zukünftige Generationen von großer Bedeutung war und ist. Die literarische Darstellung dieser Persönlichkeiten und seine Verdienste um die europäische Physikgeschichte sichern seinem Werk bleibende Bedeutung.

Elisabeth Schawerda

Aus dem Verbandsbüro

Vorstand des Österreichischen Schriftsteller/innenverbandes einstimmig gewählt in der Ordentlichen Generalversammlung am 06.06.2019.

Vorsitzende:	Prof. Marianne GRUBER
1. stellv. Vorsitzender:	Mag. Ewald BARINGER
2. stellv. Vorsitzender:	Dr. Martin STANKOWSKI
Kassier:	Prof. Dr. Wolfgang GROISS
Stellv. Kassier:	Bernhard HEINRICH
Schriftführer:	Dr. Max HABERICH
Stellv. Schriftführer:	Mag. Klaus EBNER
1. Rechnungsprüferin:	Elfriede BRUCKMEIER
2. Rechnungsprüfer:	Dr. Manfred A. SCHMID

Weitere Vorstandsmitglieder:

Liesbeth HADDAD-KIRCHL, Dr. Brigitte PIXNER

Wie bisher erhalten Sie Informationen und Einladungen zu Veranstaltungen per Post oder E-Mail. Teilen Sie uns bitte bei Umzügen, neu angelegten E-Mailadressen oder Änderungen Ihrer Telefonnummer Ihre aktuellen Kontaktdaten mit, damit wir Sie auch weiterhin erreichen können.

Die OESV-Homepage www.oesv.or.at wird regelmäßig aktualisiert. Geben Sie bitte Ihre Veranstaltungstermine und Neuerscheinungen dem OESV-Büro per E-Mail bekannt, damit diese auf die Website gestellt werden können.

Voraussichtliche Bürozeiten:

Dienstag 10:00 – 14:00 Uhr

Mittwoch 14:00 – 18:00 Uhr

Donnerstag 10:00 – 14:00 Uhr

Termine nach Vereinbarung per E-Mail, Assistentin: Fr. Katharina Ahlfeld, BA BA

Wir sind telefonisch erreichbar unter: Telefon und Fax +43 (0)1/586 41 51

Am schnellsten erreichen Sie uns über unsere E-Mailadresse office@oesv.or.at

Wer Interesse hat, eine eigene Homepage einzurichten und technische Unterstützung benötigt, möge sich mit unserer Web-Betreuerin in Verbindung setzen: Dr. Eva Broermann, Telefon +43 660 554 53 54, Mail: me@vienneva.com Web: vienneva.com. Die etwaigen Kosten sind verhandelbar und erschwinglich.

Impressum

Literarisches Österreich

Zeitschrift des Österreichischen Schriftsteller/innenverbandes
ISSN 2663-8940

Preis des Einzelheftes: 8 Euro

Eigentümer, Herausgeber und Verleger:

Österreichischer Schriftsteller/innenverband,
Kettenbrückengasse 11/1/14, 1050 Wien

Telefon: 01/586 41 51

E-Mail: office@oesv.or.at, Web: www.oesv.or.at

ZVR 295943463

Für den Inhalt verantwortlich: Prof. Marianne Gruber

Redaktion dieser Ausgabe: Katharina Ahlfeld, BA BA, Mag. Ewald Baringer,
Prof. Dr. Wolfgang Groiss, Prof. Marianne Gruber, Dr. Max Haberich,
Dr. Martin Stankowski,

Diese Ausgabe des Literarischen Österreich wurde klimaneutral gedruckt.



WIEN 
KULTUR 

KULTUR
NIEDERÖSTERREICH



BUNDESKANZLERAMT  **ÖSTERREICH**